<366077606400013

<366077606400013

Bayer. Staatsbibliothek

Path. 696 / ~~697~~. m

Med. pop.

Ther generalis.

Syrigel Peir

~~212~~

Handbuch
der
allgemeinen Krankenpflege.

Zum Gebrauch
für
Aerzte und Familienväter.

R

Entworfen
von

Franz Christian Karl Krügelstein,
der Arznei-Gelahrtheit und der Wund-Arzneikunst Doktor,
H. S. adjungirtem Amts- und Stadt-Physikus
zu Ohrdruff.

Mit Kupfern.

Erfurt,
in der Henningsschen Buchhandlung.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Einleitung. Von den Pflichten und Eigenschaften der Krankenwärter. S. 1

Erstes Kapitel. Von der Beobachtung der Zufälle bei Kranken „ 17

Zweites Kapitel. Sicherung vor der Ansteckung „ „ 28

Drittes Kapitel. Einnehmen der Arzneien 38

Viertes Kapitel. Von Bädern, Klystieren ꝛc. „ „ 49

Fünftes Kapitel. Reinigung des Kranken und der Wäsche „ 93

Sechstes Kapitel. Speisung der Kranken 100

Siebentes Kapitel. Unterhaltung der Kranken „ „ 154

Achtes Kapitel. Bewegung der Kranken 161

Neuntes Kapitel. Von Krankenzimmern, deren Lage, Heizung und Reinigung 197

Zehntes Kapitel. Von Betten, Tischen und Stühlen für Kranke „ 234

IV.

Elftes Kapitel. Stellung des Bettes S. 304

Zwölftes Kapitel. Lage der Kranken und Hülfe bei der Leibesöffnung „ 314

Dreizehntes Kapitel. Von der Schlaflosigkeit und dem Wundliegen der Kranken „ „ 329

Vierzehntes Kapitel. Transport der Kranken. Rettung der Verunglückten 340

Funfzehntes Kapitel. Pflege der Genesenden „ „ 371

Sechzehntes Kapitel. Wartung der Ohnmächtigen, Sterbenden, Schein- und wirklichen Todten „ 385

Einleitung.

Schon im Jahre 1797 entwarf mein Vater, veranlaßt durch ein langes beschwerliches Krankenlager, das ein gefährlicher Bruch des Unterschenkels verursachte, den Plan zu einem Systeme der speziellen Krankenpflege, und wollte damit eine bedeutende Lücke unserer praktischen Litteratur ausfüllen. Gewiß würde dieses Werk das geleistet haben, was er sich davon versprach; da schon eine kleine Skizze, die er früher, ehe jener Plan noch wirklich weiter entwickelt wurde, in einer Preisschrift „Von der besten Krankenpflege der Armen“, der Göttinger Societät vortrug, von ihr in den Göttinger Anzeigen so ehrenvoll erwähnt, und der Druck gewünscht wurde. Mehrere Umstände aber verhinderten die Ausarbeitung dieses Werkes bis jetzt, und die ganze Sache würde vielleicht liegen geblieben seyn, wenn mich nicht mancherlei Ursachen veranlaßten, den Plan meines Vaters weiter zu verfolgen. Schon bei meinem ersten Entschlusse, Arzt zu werden, führte mich derselbe an das Krankenbette, und wenn auch dieses auf meine praktischen Talente keinen Einfluß gehabt hätte: so bekam ich doch dadurch

Gelegenheit, den wichtigen Einfluß, den eine gute Wartung auf das Leben und die Genesung des Kranken hat, kennen zu lernen, und die Mängel, die dieser wichtige Zweig der Arzneikunst noch hat, zu bemerken. In meinen akademischen Jahren hatte ich auch mehr Gelegenheit, als mancher andere junge Arzt, die wichtigsten Kranken zu beobachten, und wurde bald gewahr, wie selten sonst anerkannte gute Aerzte und Wund-Aerzte um das Detail der Krankenpflege sich bekümmerten, vielleicht es gar nicht kannten, und das durch mein Aufwand von Arzneimitteln zu erreichen suchten, was eine genauere Aufmerksamkeit auf die Wartung der Kranken sie durch eine kleine Veränderung in derselben würde haben erreichen lassen. Alles dieses bewog mich über eine Sache Bemerkungen zu sammeln, die der angehende Arzt nicht kennt, weil man ihn darauf nicht aufmerksam macht, und die der praktische Arzt meist vernachlässiget. Ich habe meine Kenntnisse nicht der Lektüre, sondern meinen Beobachtungen am Krankenbette, zu verdanken; und erst nachher habe ich die Schriften, die wir über diesen Gegenstand besitzen, gelesen. Wir haben deren nur wenige, und sie entsprechen ihrer Anlage nach, meiner Absicht nicht. Oft enthalten sie Dinge, die für den Krankenwärter nicht geeignet sind, so lehrt z. B. Carrere Beobachtungen über Puls und Ausleerungen anstellen; oder sie haben noch das Gepräge der Decennien, in denen sie geschrieben wurden; und die bessern Schriftsteller

in diesem Fache, wie Unzer, May und Vogel, geben zum eigenen Unterrichte zu wenig Anleitung, und beschränken sich mehr auf Diätetik.

Zwar wollte ich anfangs nur den speziellern Theil der Krankenpflege ausarbeiten; allein ich wurde bald gewahr, daß ich entweder Lücken lassen und Kenntnisse voraussetzen mußte, die nicht jedem zu Gebote stehen; oder ich hätte mich auf andere Bücher über Krankenpflege beziehen müssen. Alles dieses gefiel mir nicht, zumal da seit der Erscheinung jener Bücher, sich vieles verändert, auch manches neues entstanden ist, was sie nicht enthalten können. Ich sahe mich also genöthigt, jenen Plan liegen zu lassen, und eine Anweisung zur allgemeinen Krankenpflege auszuarbeiten. In wie fern mir dieses gelungen sey, muß ich andern zur Beurtheilung überlassen, und ich wünsche mir nur solche Richter, die sowohl die Wichtigkeit der Sache, aber auch ihre Mängel kennen; nicht solche, denen ich zum erstenmal Gelegenheit gebe, etwas über diesen Gegenstand zu lesen, und welche das *a priori* tadeln, was sich schon längst bewährt hat; am wenigsten aber wünsche ich, mit solchen ärztlichen Schriftstellern über diesen Gegenstand in Konkurrenz zu kommen, die so wenig jemals am Krankenbette, als ich auf den Bretern der Thalia, gestanden haben.

Ich habe es auch für räthlich gefunden, von einzelnen Dingen, wie Betten und andere zum Krankendienst gehörigen Geräthschaften, mehrere Be-

schreibungen zu liefern; und dieses nicht um die Bogenzahl zu vermehren, sondern weil ich aus eigener Erfahrung weiß, wie mühsam und unangenehm es ist, solche Beschreibungen aufzufinden, und auch für den, der sich über diese Gegenstände unterrichten will, ein Repertorium zu liefern, wo er das vorzüglichste in jeder Gattung gleich finden kann. Man fordert ja schon von jedem Wundarzt, daß er wenigstens eine historische Notiz, aller — auch der weniger brauchbaren Instrumente und Maschinen habe; — denn es kann der Fall eintreten, in welchem eine solche veraltete Maschine, eben wegen einer scheinbaren Unvollkommenheit den Vorzug vor den scheinbar bessern verdient. Auch habe ich einen Abschnitt über die Speisung der Kranken, so wie einen kleinen Umriß der Diätetik geliefert, so wenig ich auch etwas Diätetisches habe schreiben wollen; allein ich befürchtete eine Lücke zu lassen, wenn ich es ganz hätte übergehen wollen.

Wenn ich in dem Buche selbst von Krankenwärtern rede: so verstehe ich darunter nicht eine eigene Klasse von Menschen, deren Brod-Erwerb es wäre, Kranke zu pflegen, sondern ich verstehe jeden darunter, der aus Nothwendigkeit, am liebsten aber den, der aus innerem Triebe dieses Geschäft bei den Krankheiten seiner Verwandten übernimmt, und bei diesem ihm neuen Geschäfte mein Buch zum Führer und Rathgeber nimmt. Freilich wäre es zu wünschen, daß es einen eigenen Stand der Krankenwärter gäbe: aber in unsern Verhältnissen wird

dieses immer ein bloser Wunsch, oder eine brodlose Kunst bleiben; denn nur in größern Städten würde eine sehr kleine Zahl von Krankenwärtern ihren sicheren Erwerb finden; bei häufigen Krankheiten aber würde ihre Zahl zu klein, und ihr Nutzen also sehr eingeschränkt seyn. Es bleibt also nichts übrig, als daß jeder Hausvater und Hausmutter sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben sucht, die ihnen bei Krankheiten zur Pflege und Wartung nützlich seyn können, daß aber auch die Aerzte dasselbe thun, und nicht mehr bei den geringsten Dingen, die nicht mit dem Rezeptschreiben in der genauesten Verbindung stehen, ihre Unerfahrenheit zur Schau stellen. Der Staat hingegen müßte dafür sorgen, daß auf hohen Schulen die Grundsätze dieser Wissenschaft den angehenden Aerzten, Geistlichen und Landschullehrern bekannt gemacht würden, welche letztere auf dem Lande bei der Entfernung der Aerzte oft mehr nützen können, als die Aerzte selbst; auch müßten die Wundärzte und Hebammen eigends darin unterrichtet und vor ihrer Anstellung daüber examinirt werden.

Da es aber sehr leicht der Fall seyn kann, daß kein Familien-Glied die Pflege der Kranken übernehmen kann, und man also gezwungen ist, sich gedingter Personen zu diesem Geschäfte zu bedienen: so will ich die Eigenschaften eines Wärters bekannt machen; theils um bei der Wahl unter mehrern darauf sehen zu können; theils aber, damit Kran-

kenwärter, wenn ihnen dies Buch bekannt wird, ihre Pflichten daraus lernen können.

Man nimmt es als ausgemacht an, daß sich das weibliche Geschlecht wegen seiner Sanftmuth und Geduld, seiner Reinlichkeit, und der größern Gabe, sich bei Jemand beliebt zu machen, besser zur Krankenpflege eigne, als das männliche; und ich will ihnen auch diesen Vorzug keinesweges streitig machen, so lange, als sie nur ihre eignen Anverwandten zu warten haben, bei welchen ihr zartes Mitgefühl, ihre schönen Eigenschaften erhöht, die mangelnden ersetzt, und sie fester an den Kranken anzieht. So bald aber anstatt des Mitleidens Geld das Band wird, welches sie an den Kranken knüpft; sobald man sich gemietheter Personen bedienen muß: dann weiß ich nicht, welchem Geschlechte der Vorzug gebührt; die Verschiedenheit des Geschlechtes zwischen Wärter und Kranken allein muß den Ausschlag geben. Daß die Kranken in Civil-Spitälern von Weibern bedient werden, giebt keinen Ausschlag; da ganz andere Ursachen sie dazu empfehlen, und ich es selbst gerathener finde, in solchen Häusern weibliche Wärter zu haben, theils weil ihr Lohn geringer ist, als wenn man Mannspersonen dazu wählte, theils weil man sie noch zu andern weiblichen Geschäften, als Scheuern und Waschen gebraucht. Denn alles das, was sie in Krankenhäusern zu seyn scheinen, sind sie nicht; und wenn sie in Gegenwart des Arztes und Aufsehers ihre Pflicht erfüllen, so geschieht es

blos aus Furcht vor der Strafe, so gut wie im Militärspital der Soldat den Kranken aus Furcht vor den Stock ordentlich wartet. Man besuche nur die Krankenzimmer in Stunden, wo sich die Wärterinnen ohne Aufseher und Verräther glauben, und man wird bald ihre gerühmten Eigenschaften in die entgegengesetzten Untugenden verwandelt finden. Hierzu kommt noch der den Kranken sowohl, als dem Arzte verdrüsliche Hang der Weiber zur Klatscherei, zu Vorurtheilen und zur Quacksalberei. Man nehme nur einen Wundarzt und eine Hebamme, die sich in ihren Kenntnissen und Anlagen gleich seyn sollen; wie viel Vorurtheile hegt letztere, und wie muß der Arzt auf der Hut seyn, daß sie nicht alle Augenblicke seinen Verordnungen entgegen handelt? Wer also die freie Wahl zwischen gleich guten Wärtern männlichen und weiblichen Geschlechts hat, der stehe nicht an, den erstern zu wählen; besonders wenn der Kranke ein Rasender oder sehr schwach ist, und der Wärter viel Stärke haben muß.

Jede Person, die man zur Wartung der Kranken gebrauchen will, muß einen gesunden, starken und ungeschwächten Körper haben, um ohne einige Gefahr die Mühseeligkeiten dieses Geschäftes übernehmen zu können; auch nicht zu Krankheiten, als starken Flüssen, Ohnmachten, der fallenden Sucht und dergl., geneigt, noch mit Ausschlägen und ekelhaften Schäden behaftet seyn. Ihre erste Eigenschaft muß Treue und Verschwiegenheit seyn: da sie nicht

allein Geld und geldeswerthe Dinge unter die Hände bekömmt; sondern auch oft die Geheimnisse des Kranken und seiner Familie erfährt; und wenn sie nicht verschwiegen ist, mehr Unglück und Feindschaft unter einer Familie verbreiten kann, als wenn sie das anvertraute Geld und Hausgeräthe veruntraute. Das einzige, was der Wärter nicht verschweigen, sondern nach Pflicht und Gewissen dem Arzt allein anvertrauen muß, ist, wenn der Kranke die wahre Ursache der Krankheit verschweigt, und ihm eine andere angiebt; oder aus Schaamhaftigkeit, Sachen verhehlt, die der Arzt wissen muß; auch wenn er die Arzenei nicht ordentlich nimmt, oder hinter dem Rücken des Arztes andere Arzeneien gebraucht; mit einem Worte alles, was auf die entfernteste Weise Einfluß auf die Krankheit oder das Befinden des des Kranken haben kann.

Um sich das Vertrauen des Kranken zu erwerben, ist es nothwendig, daß er ihm freundlich begegne, sich seine Eigenheiten bekannt mache, mit seinen Launen Geduld habe, und nicht verdrüßlich werde, wenn er ihm oft zu Dienstleistungen auffordert. Deswegen muß er ihm seine Theilnahme weniger mit Worten, als durch das Bestreben, ihm gefällig zu seyn, beweisen, ihn zu trösten, und durch Gespräche zu zerstreuen suchen. Es ist daher sehr gut, wenn der Wärter fertig und deutlich lesen kann, nicht nur um die schriftlichen Verordnungen des Arztes zu verstehen, sondern auch um dem Kranken vorlesen zu können. Eben so gut aber ist

es auch, wenn er schreiben kann, um manches für den Kranken aufzuschreiben, oder die Umstände desselben dem entfernten Arzte zu berichten.

Strenge Befolgung der ärztlichen Vorschriften ist eine Hauptpflicht des Krankenwärters; aber oft hindern Vorurtheile und Hang zum Herkommen den Wärter, sie zu erfüllen. Er muß also um so mehr sein eigner Wächter seyn, und seinen Vorurtheilen widerstreben, je weniger eine äußere Ursache da ist, die ihn hindert, sich ihnen zu überlassen; da er oft Tage lang mit dem Kranken allein ist, und weder der Arzt, noch die Familie ihn beobachten können. Es wird ihm aber desto leichter werden, Herr über seine Vorurtheile zu werden, wenn er bedenkt, daß nicht ihm, sondern dem Arzte, die Heilung des Kranken übertragen ist, und wie groß seine Verantwortung sey, wenn er wissentlich die Vorschriften des Arztes vernachlässigte, oder sie eigenmächtig abänderte. Es ist oft ein Trieb des Mitleidens, noch öfterer aber des Eigendünkels, wenn Krankenwärter den Kranken dieses und jedes Hausmittel, von dem sie gute Wirkungen gesehen zu haben glauben, ohne Vorwissen des Arztes reichen, die verordnete Arzenei zurücksetzen, oder ihre Gabe abändern. Es ist aber nicht leicht anders möglich, als daß ein Krankenwärter durch den häufigen Umgang mit Kranken und Aerzten nicht einige Kenntniß der Mittel und ihrer ungefähren Wirkung bekommen sollte, wodurch er sich in Stand gesetzt

glaubt, über das Verfahren der Aerzte zu urtheilen, und es nach seinem Gutdünken abzuändern. Besonders wird mit den sogenannten Hausmitteln vieler Unfug getrieben, die man um so unschädlicher hält, weil man sie wohl selbst bei Speisen gebraucht, und sie ohne großen Aufwand haben kann; z. B. Pfeffer und Branntwein in der Ruhr, Heering in Brustkrankheiten und bei bösen Hälsen. Ein weites Feld bieten auch den Krankenwärterinnen die weiblichen und Kinderkrankheiten dar; und es ist gewiß nicht eine unter ihnen, und sollte es auch die rechtschaffenste seyn, die hier nicht alle ihre Mittel eher anwendet, ehe sie zum Arzt schicken läßt; und es als eine Beleidigung aufnimmt, wenn der Arzt dies oder jenes von ihr vorgeschlagene Mittel nicht annimmt. Sie glauben, ihre eigenen ausgestandenen Schmerzen und Krankheiten setzen sie dazu in Stand, und über nicht empfundene Schmerzen könne der Arzt nicht so urtheilen, als sie. Das geringste Uebel, das daraus entsteht, ist, daß sie sich eine Art von Vormundschaft über den Arzt anmaßen, ihn zur Annahme ihrer Gedanken und zur Befolgung ihrer Vorschläge verleiten wollen, ihn auch oft, wenn sie zu ihm geschickt werden, ganz falsch berichten, und demselben den wahren Zustand verschweigen, blos weil sie sich einbilden, es verhalte sich so. Daraus entsteht aber auch noch die Verfolgung der Aerzte, die ihnen nicht folgen, und die Anpreisung derer, die sie für die geschicktesten halten, weil sie ihnen beipflichten, oder es doch zu

thun scheinen. Schon manchen Kranken haben sie getödtet, weil sie nicht eher ruheten, bis der Arzt, der die Natur des Kranken Jahre lang erforscht und gekannt hatte, abgedankt und mit einem andern vertauscht wurde, der dieses alles nicht kannte, ihnen aber gefiel, weil er ihnen manches zugestand, was jener verweigert haben würde.

Die Reinlichkeit ist eine Tugend des Wärters, die ihn nicht allein dem Kranken empfiehlt, sondern auch den größten Nutzen für ihn selbst hat. Durch nichts kann er so leicht der Ansteckung entgehen, als wenn er nie eine Anhäufung von Schmuz im Zimmer, und im Bette des Kranken sowohl, als an seinem eigenen Körper statt finden läßt, und immer bedacht ist, alles von sich und dem Kranken zu entfernen, was einen ekeln Anblick gewährt, oder die Wäsche und Geräthe verunreinigt. Wie bald würde auch das Krankenzimmer ein Sammlungsort des Schmuzes, der faulen Dünste und des abscheulichsten Geruches werden, wenn er nicht immer durch Erneuerung der Luft, durch öftern Wechsel der Wäsche und fleißiges Säubern zuvorkäme. Eben so muß er selbst seine Wäsche und Kleider, seine Hände und Gesicht immer reinlich halten, um dem Kranken bei Darreichung der Speise und Arzenei nicht Ekel zu erwecken. Dieses Gefühl für Reinlichkeit wird ihn auch lehren, bei allen Dingen so zu verfahren, daß er nicht Ekel erweckt, z. B. nicht mit der einen Hand dem Kranken etwas zu essen zu geben, während er in der

andern beschmutzte Wäsche hält, oder bei dem Essen von ekelhaften Dingen zu reden.

Es ist ein natürlicher Hang junger und alter Personen, sich leicht dem Schlafe zu überlassen, und sich schwer zu ermuntern. Es folgt daraus, daß man bei der Wahl der Wärter auch auf ihr Alter, und ob sie sehr verschlafen sind, sehen muß. Es haben überhaupt gemeine Leute, und die, welche zu körperlichen Bewegungen in der freien Luft gewöhnt sind, einen unwiderstehlichen Hang zum Schlafen, so bald sie im Zimmer und ohne Bewegung sind. Dergleichen Leute schicken sich durchaus nicht zur Aufwartung bei Kranken; denn sie können nie dem Schlafe wehren, sind nur mit äußerster Mühe zu erwecken, und bei Kindern, Schwachen und Delirirenden war diese Schlafsucht schon mehrmals die Ursache des Todes. Wachsamkeit ist also ein Haupterforderniß eines guten Krankenwärters; und er muß auf alle Mittel denken, womit er sich munter erhalten und den Schlaf verscheuchen kann. Viele rühmen den Kaffee als ein solches Mittel; und es mag wirklich seyn, daß er zu einer ungewohnten Zeit getrunken, dieses bewirkt, indem er eine leichte Wallung im Blute verursacht: aber desto zweideutiger ist der Nutzen des Tabakrauchens in dieser Hinsicht, der leichter zum Schlafen einladet, als ihn verscheucht. Das Bücherlesen hingegen um den Schlaf dadurch abzuhalten, ist ein durchaus verwerfliches Mittel, da es, wenn es den Wärter nicht wirklich munter erhält, ihn der Gefahr aus-

setzt, mit dem Lichte Unglück anzustiften; da die Beispiele davon gar nicht selten sind, daß das Licht Kleidungsstücke u. dergl. während dem Schlafen ergriff und in Brand setzte. Es ist überhaupt nicht möglich, daß auch die wachsamste Person, wenn die Krankheit lange dauert, und sie mehrere Nächte nach einander gewacht hat, nicht ermüdet werden sollte, und sich des Schlafes nicht erwehren kann, zumal wenn sie auch am Tage ihre Geschäfte verrichten soll; und es ist deswegen durchaus erforderlich, daß man gleich im Anfange der Krankheit die Einrichtung trifft, daß zwei Personen gewisse Stunden abwechseln, und ausschlüßlich sich mit dem Kranken beschäftigen. Die abgelöste Person muß sich dann an einem abgesonderten, stillen Orte dem Schlafe überlassen können, oder am Tage die leichtern Geschäfte übernehmen. Der Wächter darf sich aber auch dann des Nachts in den ihm zugetheilten Stunden nie dem Schlafe überlassen, zumal wenn eben der Kranke auch schläft, der sich dann leicht entblösen und verkälten, oder wenn er delirirt, aus dem Bette springen kann; es müßte denn seyn, daß der Wächter einen so leichten Schlaf habe, daß er von dem geringsten Geräusche erwachte.

Der Krankenwärter würde aber seine Pflichten bei dem besten Willen entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen erfüllen, wenn er sich nicht der Mäßigkeit besonders im Trinken befleißigte. Es giebt leider viele Personen unter ihnen, die sich nur aus Eigennutz, um einige Zeit bessere Kost zu ge-

nießen, zum Krankendienst verstehen. Sie sehen dann auch bald ihren Dienst als Nebenwerk an, und suchen sich nur voll Speise und Trank zu füllen, daß es oft nöthig wäre, noch Jemanden zu ihrer eignen Bedienung zu halten. Ich will nichts davon sagen, wie unanständig das Betragen sey, einer Familie unnöthigen Aufwand zu verursachen, da die Krankheit selbst die Ausgaben vermehrt; noch wie schändlich es sey, sich durch Unmäßigkeit und Trunkenheit zu seinem Dienste untauglich zu machen. Ich will nur das anführen, daß sich der Wärter durch nichts leichter die Krankheit zuziehen kann, als durch Trunkenheit, Unmäßigkeit und Unreinlichkeit. Er kann Nächte lang wachen und seinen Körper ermüden; einige Stunden Schlaf werden ihn leicht wieder stärken, und aller Ekel und alle Verkältung wird ihm nicht so leicht schaden, wenn nur seine Verdauung nicht durch Unmäßigkeit geschwächt wird, und seine Haut nicht durch Unreinlichkeit verhindert wird, die unterdrückte Ausdünstung durch einen Schweiß wieder herzustellen. Er wird also in dieser doppelten Rücksicht Grund genug finden, die Unmäßigkeit im Essen und Trinken zu vermeiden, und sich an dem begnügen zu lassen, was ihm gegeben wird.

Das Verhältniß, in welchem der Krankenwärter mit der Familie des Kranken steht, legt ihr aber auch Pflichten gegen denselben auf, deren Befolgung allerdings auch auf sein Benehmen den größten Einfluß hat. Wenn man, er-

wägt, daß der Krankenwärter keinen unbedeutenden Einfluß auf das Leben und die Gesundheit des Kranken hat; daß er diesen nur mit Aufgebung seiner Bequemlichkeit, selbst seiner eigenen Gesundheit, haben kann, wogegen sein Lohn keine Vergeltung sondern nur eine Vergütigung ist: so wird man ihn bald für etwas besseres als einen Taglöhner, für welchen er von vielen gehalten wird, ansehen. Ist es aber auch dann wohl ein Wunder, wenn der Mensch, den man ehren und durch ein gutes freundliches Betragen aufmuntern sollte, durch eine harte zurückschreckende Behandlung zurückgescheucht, zum feigen Miethlinge herabsinket; alles mit Unlust und Widerwillen verrichtet, und den Kranken mehr zum Schaden und Verdruß, als zum Nutzen gereicht.

Freilich glauben viele, daß der Krankenwärter, der meist aus den geringen Stäuden genommen wird, kaum einer bessern Behandlung werth sey; und viele stoßen sich an sein ungebildetes Benehmen und seine Aeußerungen, die aber oft sein ungeheucheltes Mitleiden und seine warme Theilnahme besser ausdrücken, als die feinen Redensarten seiner Verächter, und glauben, daß er durch seinen Lohn und Kost, und durch die oft unbedeutenden Geschenke genug für seine mühseelige Aufwartung entschädiget sey. Sehr häufig sucht man ihm seinen Lohn zu schmälern, ohne zu bedenken, daß man hier nicht sowohl auf die Mühe, die vergütet werden, sondern auf den Kranken, der gut gepflegt

und dadurch mit erhalten werden soll, sehen müsse. In dieser Hinsicht lasse man es auf eine Kleinigkeit, die man durch den Accord gewinnen kann, nicht ankommen; man suche lieber den Wärter, wenn man ihm etwas von seiner Forderung abzieht, dadurch anzufeuern, daß man ihm den Betrag des Abzugs auf die Zeit seines Dienstes, nach der Krankheit als ein Geschenk auszahlen wolle, wenn er seine Pflicht zur Zufriedenheit des Kranken erfüllt habe. In der Kost sey man auch nicht interessirt, und gebe ihm nicht leicht etwas anderes, als man selbst ißt; den eher läßt sich der gemeine Mann etwas von seinem Lohne abziehen, als daß er ein Gericht, das er für besser als das seinige hält, entbehren sollte. Dieser Umstand allein giebt mehr Anlaß zum Mißtrauen und Verdruß, als alles andere, was in einer Familie vorfallen kann. Man suche ihm endlich seinen Dienst zu erleichtern, und komme ihm mit kleinen Gefälligkeiten zuvor, und hüte sich, ihn durch ein herrisches befehlendes Betragen mürrisch zu machen.

Ich bin überzeugt, daß bei Beobachtung dieser wechselseitigen Pflichten der Endzweck des Ganzen, nämlich gute Pflege und Wartung des Kranken, vollkommen erreicht werden wird, und schließe diesen kurzen Aufsatz mit dem Wunsche, daß es mir gelungen seyn möchte, etwas Reelles zum Nutzen der Kranken und ihrer Wärter geleistet zu haben.

Erstes Kapitel.

Wie der Krankenwärter die Zufälle des Kranken beobachten, und solche dem Arzte berichten soll.

Der Krankenwärter soll seine Dienste nicht blos darauf beschränken, daß er dem Kranken die nöthige Hülfe leistet, ihm die Arzenei ordentlich reichet, sein Lager bereitet und ihn reiniget und umkleidet; er würde dann seine Pflicht nur halb erfüllen, und den wichtigsten Theil derselben vernachlässigen: sondern er soll hauptsächlich der Mittelsmann zwischen dem Arzte und Kranken, der treue Dollmetscher der Zufälle, die der Kranke und seine Verwandten aus Unachtsamkeit und Bestürzung übersehen, oder aus falscher Schaam verschweigen; er soll gleichsam ein lebendiges Tagebuch seyn. Wie verlassen fühlt sich oft der Arzt: wenn er an das Krankenbette einer ihm ganz unbekannten Person gerufen wird, deren Lebenswandel und Eigenheiten er ganz und gar nicht kennt, von deren Krankheitszufällen die Verwandten keine oder nur unvollkommene Auskunft zu geben im Stande sind, wo sie in der Bestürzung die Fol-

ge der Zufälle übersahen? Wie freuet es da den Arzt, wenn er jemanden findet, der auf alles aufmerkte, und oft durch gering scheinende Anmerkungen den Arzt aus dem Chaos seiner Muthmaßungen reißt. Viele Menschen glauben, der Arzt habe genug, eine Krankheit zu erkennen, wenn er den Puls fühlen und den Urin besehen könne: wie sich aber die Krankheit angefangen habe und gestiegen sey, und was für Zufälle sonst dabei sind, darum bekümmern sie sich selten. Oft ist der Arzt selbst die unerkannte oft unschuldige Ursache, daß er weniger als der Wärter über die Krankheit Aufschluß erhält. Das Erscheinen eines nicht bekannten und vertrauten Mannes, der oft die Ausdrücke, womit der Kranke seine Empfindungen klagt, so wie seine Sprache nicht kennt; die genauen Fragen desselben über Gegenstände, die dem Kranken und seinen Verwandten nicht werth scheinen, bemerkt zu werden; Erörterungen über Dinge, die eine unzeitige Schaamhaftigkeit verschweigen heißt; Fragen, die im Munde eines andern Vorwitz und Eindringen in häusliche Angelegenheiten seyn würden — alles dieses macht die Leute bestürzt und so vergessen, daß der Arzt oft die wichtigsten Aufschlüsse erst nach mehrern Besuchen erhält, wenn man vertrauter und sich gewohnt worden ist. Alles dieses fällt bey dem Krankenwärter weg. Sein Stand legt dem Kranken nicht den Zwang der Zurückhaltung auf, die der Kranke so oft zu seinem Nachtheile zwischen sich und dem Arzte

beobachtet; sein beständiger Aufenthalt um den Kranken giebt ihm die beste Gelegenheit, sich länger und vertrauter mit demselben zu unterhalten; er kennt mehr die Sprache des gemeinen Mannes, und sieht das, was man dem Arzte verbirgt; und etwas Aufmerksamkeit wird ihm auch bald die Verhältnisse des Kranken erkennen lehren, und ihm entdecken, wenn Mangel an Aufmerksamkeit, schnöde Behandlung, Sorgen u. dgl. ihm Kummer verursachen und die Krankheit nähren.

Um aber seine Pflicht gehörig zu erfüllen, muß er Folgendes beobachten:

Die Hauptregel für jede Person, die dem Arzte über das Befinden des Kranken Nachricht geben soll, besteht darin, daß sie die Aussage des Kranken treu wieder giebt, und weder ihre eigenen Empfindungen noch Vorstellungen von der Sache unterschiebt. Sie würde dadurch den Arzt leicht irre führen und nur dem Kranken schaden, wenn sie Muthmaßungen für die Ursache der Krankheit angeben wollte. Nur zu häufig wird gegen diese Regel verstoßen, wenn Personen aus unzeitiger Schwatzhaftigkeit und Eigendünkel sich verleiten lassen, in die Sache zu reden, oder sich das Ansehen geben wollen, als habe ihr Scharfsinn den Grund der Krankheit entdeckt. Was aber der Wärter wirklich gesehen und gehört, das soll er offenherzig und ohne Rückhalt dem Arzte entdecken. Sind es Sachen, die nicht jedermann hören soll: so muß er es ihm, ehe er die Arzenei verordnet, heimlich sagen, weil mei

stens solche geheime Umstände den größten Einfluß auf die Kur haben.

Der Krankenwärter hat aber nicht blos darauf zu sehen, was für Zufälle da sind: sondern er muß auch bemerken, wie sie auf einander folgen, und — was schwieriger ist — was wohl die Ursache sey, die sie erweckte. Denn es genügt dem Arzte nicht blos, daß er weiß, daß der Kranke Erbrechen habe; er muß auch wissen, ob dasselbe nüchtern oder kurz nach dem Essen oder dem Arzeneinehmen komme, und welche Speisen es am leichtesten erregen. Es folgt daraus, daß der Krankenwärter auch die Wirkungen der Arzeneien beobachten müsse. Freilich kann er nur die auffallenderen erkennen, und muß den unbemerkbaren Erfolg derselben dem Arzte zu erforschen überlassen: aber er muß doch bemerken, ob der Kranke kurz nach dem Einnehmen sich ohne anderweitige Ursache erhitzt fühle; ob auf die Arzenei ein Aufstoßen, Uebelseyn oder Erbrechen erfolge; ob sie den Husten reize oder eine Ausleerung bewirke. Alles dieses, was der Kranke oft vergißt oder übersieht, muß er treu bemerken. Indessen darf er sich aber nicht blos darauf beschränken, nur die eben angegebenen Wirkungen der Arzenei zu bemerken, da ihre Wirkung nach den Umständen so mannichfaltig seyn kann; was er auch durch häufige Uebung besser, als durch die beste Anleitung, die immer nicht genau genug seyn kann, lernen wird. Es kommt auch viel darauf an, daß der Arzt genau weiß, wie sich das Fieber ver-

halte; ob es in blos vorübergehender Hitze und Frost bestehe; ob der Kranke blos über Frost ohne Hitze, oder umgekehrt, klage; besonders aber ob dieses Fieber mehrmals am Tage ohne bestimmte Zeit wiederkehre, oder seine bestimmte Zeit halte. Wenn dieses letztere der Fall ist: so muß der Wärter darauf sehen, ob das Fieber zwar zu einer bestimmten Tageszeit, z. B. Nachmittags, komme; aber auch, ob es die bestimmte Stunde halte, und wenn es sonst um 4 Uhr kam, nun um 3 Uhr anfängt, oder bis 5 Uhr ausbleibt; ferner wie lange es dauere, und ob es eben so sich um eine Stunde verkürze, wie es seinen Anfang weiter hinaus schiebt, und endlich ob es an manchen Tagen ganz aussetze, und also wechsele.

Wenn ferner der Kranke über einen bestimmten Schmerz klagt, als Kopf-, Augen-, Zahn- und Magenschmerz: so muß er zu erforschen suchen, ob sich dieser Schmerz auch an gewisse Stunden binde, und so, wie beim Fieber, sich erneuere und zu einer bestimmten Stunde aufhöre. Diese Art von Schmerzen verhalten sich ganz wie ein Fieber; und dauern oft sehr lange, wenn der Arzt ihre Natur nicht erkennen kann, und sie wie andere Schmerzen behandelt.

In keiner Krankheit aber ist die Aufmerksamkeit des Kranken nöthiger, als in den sogenannten hitzigen, deren schneller Verlauf ein kleines Versehen leicht tödlich macht. Zu diesen Krankheiten gehören vorzüglich die der Brust, des

Halses und Kopfes; so wie fieberhafte Ausschläge, Rothlauf, Durchfälle und Ruhren; ferner die Krankheiten der Kindbetterinnen, der Kinder, und die, welche den Kranken in einen bewußtlosen Zustand versetzen.

Die in solchen Krankheiten zu beobachtenden Erscheinungen und Zufälle aber sind vorzüglich folgende: Erstlich die Lage des Kranken; ob er ruhig liege, oder sich beständig hin und her werfe; ob er mehr eine Seiten-, Rücken- oder Bauchlage nehme; ob er die Schenkel und Arme biege und an sich ziehe, oder ausgestreckt und erschlafft liegen lasse; ob er im Bette immer zu den Füßen herabsinke, oder fest liegen bleibe; und ob er oft sein Lager verändere, und in ein anderes Bette verlangt. Zweitens sein Schlaf; ob er ruhig und anhaltend, und mehr des Nachts, oder auch am Tage schlafe; ob er im Schlafe zusammenfahre und erschrecke, die Augen verdrehe, oder mit halboffenen Augen schlafe; ob er viel träume, im Schlafe rede, mit den Zähnen knirsche und wider Gewohnheit stark schnarche. Ferner, ob er beim Erwachen die Umstehenden kenne und sich seiner bewußt sey; ob er sich vom Schlafe erquickt oder ermattet fühle; und ob er im Schlafe über den ganzen Leib, oder nur an einzelnen Theilen schwitze. Drittens, ob er im Schlafen und Wachen mit den Händen auf der Bettdecke und an den Wänden sucht und zupft; ob ihn die Flechsen springen; ob er das ihm dargereichte Trinkgeschirr nicht finden kann, sondern das-

neben greift, oder mit zitternden Händen fasset, und es nicht zum Munde bringen kann; ob ihn das Getränke wieder zu Mund und Nase heraus läuft, oder mit Geräusch und Kollern verschlungen wird; ob ihm die Zunge zittert, oder er solche nicht aus dem Munde herausstrecken kann; ob er die Bettdecke von sich stößt und sich immer entblößt, und Harn und Stuhlgang unbewußt und fühllos fortgehen läßt. Viertens, ob er häufig zu trinken begehre und viel auf einmal trinke, wobei noch zu bemerken ist, ob die Zunge und der Mund feucht oder trocken, ob erstere mit Schmuz belegt, ob die Zähne trocken, schmuzig und nicht mehr glänzend sind, endlich ob sich der Kranke im Gesicht noch gleich sieht, oder ob sich die Gesichtszüge plötzlich verändert haben.

Ferner muß der Wärter darauf achten, ob der Kranke über häufiges Aufstoßen klage; ob er Oeffnung habe, oder oft auf den Nachtstuhl verlange, ohne daß Stuhl oder Urin abgeht. Wenn der Arzt den Urin zu sehen verlangt: so muß der Wärter dafür sorgen, daß der gegen Morgen gelassene in einem reinen hellen Glase aufbewahrt werde. Dieser Urin muß im Kühlen ruhig stehen bleiben, damit die in ihm enthaltenen Theile sich absondern können; wobei aber der Wärter bemerken muß, wie er ganz frisch aussah, ob er strohgelb oder dunkelroth und feurig, durchsichtig oder trübe war. Am besten bedient man sich zu diesem Behufe eines Nachttopfes von hellem weißem Glase,

oder in Ermangelung dessen eines Bierglases, welche Geschirre man nach jedem Gebrauche mit Asche und Wasser ausschwenken muß, damit nicht der Urin sich an das Glas ansetze, und es unscheinbar mache.

Die Art, wie der Kranke Athem holt, darf der Wärter auch nicht vergessen zu bemerken: da daraus sehr oft sowohl der Sitz der Krankheit, als auch die Größe derselben und die Gefahr erkannt werden kann. Er sieht zuerst darauf, ob er wie ein Gesunder leicht und fast unmerkbar athme, und ob er, gegen seine sonstige Gewohnheit schnarche; oder ob im Gegentheile das Athmen beschwerlich, sehr kurz und häufig hinter einander folge, oder langsam mit hocherhobener Brust und selten geschehe. Endlich muß er noch bemerken, ob nach gewissen Veränderungen, oder Ausleerungen, als Nasenbluten, Laxiren oder einem allgemeinen Dunst, die Zufälle nachließen und sich der Kranke besser befand und ruhiger wurde.

Bey dem Umkleiden und Reinigen des Kranken muß er darauf acht haben, ob er keine Ausschläge bemerkt, und ob kein widernatürlicher Ausfluß aus den Geschlechtstheilen da ist, oder solche wund und schwürig sind, auch ob er auf dem Kreuze keine Röthe oder Wundseyn bemerkt; welches er dem Arzte entdecken muß, wenn der Kranke anstehen sollte, es zu thun.

Bei schnellen auffallenden Ereignissen, als Blutflüssen, Ohnmachten, Zuckungen, Krämpfen,

Lähmung, heftigen Schmerzen, muß er den Arzt schnell davon benachrichtigen, und bei Nacht den Kranken nicht auf den morgenden Besuch desselben vertrösten.

Kinderkrankheiten und solche, welche dem Kranken das Bewußtseyn rauben, erfordern mehr, als jede andere, die Aufmerksamkeit des Wärters: weil sich hier der Arzt in Ermangelung der Sprache oft an einzelne ausgestoßene Worte, an gewisse Bewegungen des Körpers halten, und sie als Aeußerungen des Kranken ansehen muß. Daher darf der Wärter auch die geringste auffallende Bewegung oder Aeußerung des Kranken nicht vergessen, und muß besonders darauf sehen, nach welchem Theile des Körpers ein bewußtloser Patient am mehresten greift, weil man hier den Sitz der Entzündung und des Schmerzes am mehresten suchen muß. Besonders ist es dem Arzte bei Kopfwunden, heftigen Kopfschmerzen, Erschütterungen der Brust und des Unterleibes, wenn der Kranke dabei bewußtlos ist, bei hitzigen Fiebern mit Irrereden und bei zurückgetretenen Ausschlägen wichtig, ob der Kranke immer nach einem gewissen Theile des Leibes greife. Bei Säuglingen und Kindern, die sich nicht deutlich ausdrücken können, muß man vorzüglich darauf sehen, ob sie beim Schreien die Schenkel an den Leib ziehen und sich zusammenkrümmen, oft in den Mund fahren und viel geifern; wie ihr Stuhlgang beschaffen sey, ob Würmer, besonders Madenwürmer, abgehen; ob sich sich oft in der

Nase jücken, an den Geschlechtstheilen spielen, sehr schreckbar sind, und im Liegen den Hinterkopf recht tief in das Kopfkissen zu drücken suchen; ob sie mit halboffenen Augen schlafen, das Licht scheuen, gegen ihre Gewohnheit schielen, die Augen verdrehen und oft mit den Zähnen knirschen.

Bei langwierigen Krankheiten, als Wassersucht und Auszehrung, wo die Zufälle nicht so plötzlich auf einander folgen, hat der Wärter freilich nicht auf so viele Umstände zu achten: aber er muß doch die Gewohnheiten des Kranken und die Ursachen zu erforschen suchen, auf welche eine Verschlimmerung erfolgt, oder die neuen Zufälle veranlaßt, und solches dem Arzte berichten. Wenn melancholische und wahnsinnige Kranke seiner Pflege anvertraut werden: so hat er nicht allein auf sie, sondern auch auf sich und sein Betragen zu achten, damit er nicht selbst den Kranken erzürne und seinen Widerwillen erwecke. Er muß durch ein leutseeliges, menschenfreundliches Betragen sich die Liebe und das Vertrauen des Kranken zu erwerben suchen, und sich vorzüglich hüten, ein Gespräch anzufangen oder Sachen zu erwähnen, von denen er nur im mindesten vermuthen kann, daß sie dem Kranken zuwider seyn könnten, noch weniger ihm widersprechen. Deshalb ist es im Anfange, bis der Kranke mit ihm vertrauter geworden ist, besser, ihm in seinen Meinungen Recht zu geben. Noch viel weniger wird er sich beigehen lassen, ihn hart zu halten,

oder gar zu schlagen, ihn zu verspotten, oder ihm, wenn der Anfall vorüber ist, sein Benehmen auf eine spöttische Weise vorzuhalten, oder harte Vorwürfe zu machen. Für den Arzt muß er bemerken, was der Kranke vorzüglich in seinen Gesprächen erwähnt, was er für Meinungen hegt, damit dieser die Verstellung, die ihn verwirrt, kennen lernt, und darnach seine Maasregeln ergreifen kann. Auch muß er darauf sehen, welche Vorfälle ihn am meisten entrüsten und den Anfall erregen.

Zweites Kapitel.

Wie sich die Krankenwärter für der Ansteckung sichern sollen.

Die Pflichten, die Aerzte und Wärter mit einander gemein haben, ihre Nebenmenschen auch mit ihrer eigenen Gefahr zu bedienen, legt ihnen auch die Pflicht der Selbsterhaltung auf. Wir würden unsern Beruf schlecht erfüllen, wenn sich nicht jeder einzelne schonen und schützen wollte, um zur Uebernahme noch vieler Beschwerden tüchtig zu seyn, und zum Ausharren Kräfte zu behalten. Die Gefahren, denen uns unser Beruf fast täglich aussetzt, dürfen uns weder feig machen, noch die öftere Gelegenheit uns die Gefahr verachten lernen. Der wahre männliche Muth, den wir oft genug bei Seuchen zu zeigen Gelegenheit finden, kennt die Gefahr und bereitet sich vor: aber er fürchtet nicht, daß sie ihn treffen werde. Es ist durchaus kein Stand, der sich stets mehrern Gefahren für sein Leben und seine Gesundheit ausgesetzt sieht, als der unsrige; und wenn nicht die Gewohnheit uns zu-

letzt gegen die schädlichen Einflüsse schützte, so würde die Sterblichkeit unter uns weit stärker seyn, ob sie gleich schon groß genug ist. Es ist daher nöthig, daß man auf alles denke, was uns gegen die Gefahr sichern kann.

Das, was jeder, dem sein Beruf zu ansteckenden Krankheiten ruft, sich zu erwerben suchen muß, ist eine ruhige Hingebung in sein Schicksal, die, eben so weit entfernt von der feigen Verzweifelung und Furcht, als von der tollkühnen Unvorsichtigkeit und Vermessenheit, allein für die strengste Erfüllung seiner Pflicht sich sammelt, und alles, was nicht innigst damit verwebt ist, als etwas Fremdes, ihm nicht Angehörendes betrachtet und nicht achtet. Dieses Gefühl für Pflicht, die uns von allem andern abzieht und blos auf sie hinweist, verhindert die ängstliche Betrachtung der Gefahren, die uns umgeben, und welche unsere Körper mehr zur Ansteckung geneigt macht, als alle krankhafte Ausdünstungen, die ein ganzes Zimmer voll Kranke in sich faßt. Diese Abgezogenheit von den äußern Dingen ersetzt bei Menschen ohne Gefühl die Stumpfheit ihrer Sinne, und bei längerer Dauer die Gewohnheit. Deswegen verbreitet sich eine Seuche leichter über eine ganze Familie, als daß der Wärter angesteckt wird; und darum gehen Aerzte und Wärter in den überlegtesten Lazarethen umher, ohne angesteckt zu werden. Dieser Glaube, daß man bei den übrigen Vorsichtigkeitsregeln, die Ansteckung nicht zu fürchten habe, schützt mehr,

vor der Krankheit, als selbst die besten Vorkehrungsmittel, die ihrem Zunder nur den Zutritt zu unserm Körper erschweren können.

Das erste, was man bei ansteckenden Krankheiten thun muß, besteht darin, daß man die Luft der Krankenzimmer verbessert, welches hauptsächlich durch Räuchern geschieht, wovon ich an einem andern Orte besonders reden werde. Diese Räucherungen müssen unbedingt der Ansteckung bei allen den Krankheiten wehren, die wirklich einen ansteckenden Stoff entwickeln, als Blattern, Scharlachfieber, den höhern Graden der Nerven- und Faulfieber; und neulichst hat man nur noch bemerkt, daß in einer Familie, wo ein Kind das Scharlachfieber bekam, die andern davon befreit blieben, als man die Morveauschen Räucherungen anwandte.

Von wenigerm Nutzen aber wird ihr Gebrauch in den Krankheiten seyn, die keinen ansteckenden Stoff entwickeln, und die blos eine allgemein wirkende Ursache, als verdorbene Nahrungsmittel u. dgl., über einen ganzen Landstrich verbreitet. Diese stecken blos an, in so fern die allgemeine Ursache auch auf den einzelnen Körper einwirkt, und zwar desto leichter, je mehr die Furcht den Muth niederschlägt und ihn für die Einwirkung empfänglicher macht. Dieses ist der Fall bei herrschenden Gallenfiebern, Ruhren u. dgl.; und das beste Vorbauungsmittel gegen dieselben besteht in einer heitern Stimmung, Gleichmuth und guter Diät.

Mit vielem Grunde hat man auch das Tabaksrauchen angerathen. Es muß aber nur von solchen Personen geschehen, die seiner schon gewohnt sind: denn sonst kann er leicht durch Ueberreizung, die er bei Ungewohnten bewirkt, der Krankheit die Thüre öffnen. Er nutzt, indem der Rauch die Atmosphäre verändert, und dem Rauchenden den Geruch der Krankheit und das Einschlucken und Schmecken des giftigen Dampfes verwehrt.

Gegen die Ansteckung hat man sich aber auch von jeher des Essigs zum Riechen und Waschen bedient. Von seinem Gebrauche zum Räuchern werde ich wo anders reden. Zum Riechen und Waschen verdient er allgemein empfohlen zu werden, da seine Säure jeden ansteckenden Stoff zersetzen muß. Diemnebroeck preist ihn in der Pest auf alle Weise, und bediente sich der damit angefüllten Schwammbüchsen zum Riechen. Er ließ sogar in der Pestzeit sein Hemd und Kleider täglich damit besprengen, und bekam gleich die Pest, als er diese Vorsicht ein einziges mal unterlassen hatte. Ein anderer Arzt ließ seine Kranken und die, welche er schützen wollte, täglich mit Wasser und Essig über den ganzen Leib waschen, und sahe den besten Erfolg davon. So bedient man sich auch seiner, um vor und nach dem Krankenbesuche damit den Mund auszuspülen, und die Hände und das Gesicht zu waschen.

In der Kost muß sich jeder zur Zeit von Seuchen mäßig halten. Ein Uebermaas im Essen, be-

sonders im Trinken, würde ihm der Krankheit preis geben, der er sonst entronnen wäre. Es ist nicht gleichviel, was man speiset. Die Vegetabilien, die Salate und die säuerlichen Früchte schicken sich besser, als Fleischspeisen, die bei Ekel und andern schädlichen Einwirkungen leichter im Magen in Verderbniß übergehen als erstere; besonders gilt dieses vom Schweinefleisch. Doch kann ich auch nicht rathen, sich der Fleischspeisen gänzlich zu enthalten, oder davon abzubrechen, noch weniger, eine schnelle Veränderung in der Speiseordnung vorzunehmen. Die Gewohnheit macht vieles unschädlich, was dem Ungewohnten schadet. Das Getränk, dessen man sich bedient, muß dünn und leicht seyn; am besten thut man, wenn man sein gewöhnliches beibehält. Fast alle Aerzte erheben den Wein, besonders den Rheinwein. Es ist gewiß für jeden, der mit Kranken umgehen muß, gut, einen ächten Wein mäßig zu genießen. Allein man sieht auch welche, die ein so großes Vertrauen auf dieses Mittel setzen, daß sie, wenn Krankheiten herrschen, den ganzen Tag nicht nüchtern werden; und diese werden dann am ersten angesteckt. Nicht die Trunkenheit, sondern der Wein schützt. Manche bedienen sich des Citronensaftes, nüchtern genossen: allein ich bin zweifelhaft, ob man nicht lieber einige Löffel voll Essig dafür wählen soll; da die gegohrenen Säuren flüchtiger sind und den Schweiß treiben, die ungegohrenen aber, wie Citronen, dieses nicht thun, sondern den Magen verderben.

Es ist nicht gut, nüchtern an das Krankenbett zu gehen; man wird wohl thun, wenn man vorher ein fettes Butterbrod, dick mit frischer Raute oder etwas Wermuth bestreut, mit einem Glase Wein oder Brandwein genießt. Wenn der Magen etwas zu verdauen hat: so ruht unterdessen die Funktion der Haut, und nimmt nicht leicht etwas aus der Luft an sich.

Auch suche man es auf alle Weise zu vermeiden, in dem Krankenzimmer zu speisen oder kurz vor oder nach dem Essen sich viel mit dem Kranken einzulassen.

Die Kleidung ist ein wichtiger Punkt in der Lebensordnung derer, die mit Kranken umgehen müssen. Sie muß so beschaffen seyn, daß sie weder zu dünn, die Ausdünstung leicht unterdrückt, noch zu warm, daß sie selbige zu sehr befördert und den Körper in einem beständigen Dunstbade erhält. Man muß zugleich darauf sehen, daß sie nicht aus Stoffen bestehe, die das Krankheitsgift leichter auffangen und fester halten, wie Wolle und Pelzwerk; man wähle lieber die glatten Zeuge aus Leinwand, Seide und Wachstaffet, welcher letzterer das beste Material zu solcher Bekleidung ist. Aus eben diesem Grunde aber hüte man sich, mit Hunden und Katzen zu spielen, die lange im Krankenzimmer gewesen sind, oder bei dem Kranken im Bette gelegen haben. Man vernachlässige dabei die Reinlichkeit nicht, und wechsele, so oft als möglich, die leinenen Kleidungsstücke und Wäsche,

und die übrigen lasse man oft von Schwefeldampf und dem Dampfe der Salzsäure durchziehen. Auch kann man dieses mit allen Kleidungsstücken thun, die in der Wäsche stark eingeseift werden; denn es ist merkwürdig, was Boerhave nach den Bemerkungen der Franzosen, Engländer und Deutschen schließt, daß Wäscherinnen und alle die, die viel mit Seife umgehen, oder stark geseifte Wäsche tragen, vor andern leicht angesteckt werden.

In Absicht des Schlafens ist zu bemerken, daß man, wo möglich, nicht im Krankenzimmer schlafe, den Schlaf nicht durch warme Getränke zu vertreiben suche, sondern sich ihm überlasse, und daß man endlich nach dem Erwachen nicht zu bald in das Krankenzimmer gehe, sondern die Ausdünstung, die am Morgen am stärksten ist, wohl abwarte; denn das Wachen sowohl, als die Anstrengung, die mit einer erkünstelten Schlaflosigkeit verbunden ist, macht den Körper reizbarer und zur Aufnahme des Giftes geschickter. Wenn daher der Wärter die Nacht hindurch gewacht hat: so soll er sich am Tage ausgekleidet einige Stunden in das Bette legen und schlafen, damit die gestörte Ausdünstung hergestellt und die verlorenen Kräfte ersetzt werden mögen. Dieses ist auch vornehmlich den Anverwandten anzurathen, welche sich oft aus mißverstandenem Mitleid und Freundschaft der Gefahr aussetzen, angesteckt und dadurch untauglich zu werden, dem Kranken gehörig beizustehen.

Man muß sich ferner so viel als möglich hüten, von dem Kranken angehaucht zu werden, oder den Bettdunst zu verschlucken, wenn der Kranke dasselbe lüftet. Deswegen ist es eine Regel, sich nie an das Krankenbette so zu setzen, daß man den Kranken im Gesichte hat, sondern etwas zur Seite am Kopfende des Bettes, um mehr aus dem Dunstkreise des Kranken zu kommen. Wenn der Wärter dem Kranken das Bett macht, oder seinen Nachtstuhl wegträgt: so muß dieses immer mit abgewandtem Gesichte geschehen, und das Gefäß so viel als möglich verdeckt und zur Seite getragen werden. Den Speichel darf man bei solchen Gelegenheiten nicht verschlucken, sondern auswerfen, und es ist gar nicht zu widerrathen, daß die, welche keine Tabaksraucher sind, Gewürznelken, Zimmet, Angelikawurzel u. dgl. kauen, um einen andern Geruch und Geschmack zu bekommen, und den Speichel herbei zu locken. Man darf zwar nicht glauben, daß der Speichel den Krankheitsstoff aufnehme und in den Körper bringe, sondern man muß vielmehr annehmen, daß der Eindruck auf die Geruchs- und Geschmacksorgane einen Ekel hervorbringt, der durch den Glauben, daß man mit dem Speichel etwas Schädliches verschlungen habe, unterhalten und dem Körper schädlich wird.

Es bringt mich dieses auf den bei ansteckenden Krankheiten so häufigen Gebrauch der Brechmittel, durch die man einen mit dem Speichel verschluckten

Stoff auszuleeren glaubt. Die ältern Aerzte haben dieses Verfahren in Gebrauch gebracht: allein ihnen war unbekannt, daß alle thierische Gifte, als wohin die ansteckenden Krankheitsstoffe auch gehören, durchaus durch den Magen und die Verdauung unschädlich gemacht werden, und es müßte der Krankheitsstoff in großer Menge und unter ganz eigenen Umständen in den Magen gebracht werden, wenn er die Nerven desselben gleich so lähmen sollte, daß er nicht seine Wirksamkeit dagegen äußern könnte. Denn alle Stoffe der Art, als Blattergift, das Gift der Schlangen und der tollen Hunde, das Venusgift, werden, wie die Erfahrung gelehrt hat, durch den Magen zersetzt und unschädlich gemacht, selbst das faulste Fleisch, das den ansteckenden Giften ganz ähnliche Stoffe entwickelt, wird durch den gesunden Magen verdaut. Der Nutzen der Brechmittel wird sich also allein auf die Erschütterung und Umstimmung des Nervensystems beschränken, und ihr Hauptnutzen darin bestehen, den schädlichen Eindruck, den Ekel, Furcht und Schrecken auf den Körper machte, zu verlöschen. Selbst der Ekel und die Neigung zum Brechen, die man oft in solchen Fällen empfindet, und als Zeichen zum Brechmittel ansieht, sind dieses nicht; sondern beweisen vielmehr, daß das Nervensystem angegriffen sey. Man wird dann besser thun, durch Zerstreuung, Entfernung von Kranken und einem Glase Wein oder Aquavit sich Hulfe zu verschaffen, als sich auf den zweideutigen Er-

folg eines Brechmittels zu verlassen, das man nie ohne Beirath eines Arztes nehmen sollte.

In neueren Zeiten hat man das Einreiben des ganzen Körpers mit Baumöl als ein Vorbauungsmittel gegen die Pest und das gelbe Fieber angegeben und häufige Versuche damit angestellt, und es verdiente in der Hinsicht auch bei den ansteckenden Krankheiten unserer Gegenden in Betrachtung gezogen zu werden. Ich glaube aber, daß man sich, wo nicht in Absicht des Erfolgs, doch der Ursache täuscht, und daß das Oel selbst nichts weniger als ein unzweideutiges und unschädliches Mittel dabei ist. Der gute Erfolg beruht höchst wahrscheinlich auf nichts anderem, als der, durch das Reiben vermehrten Thätigkeit der Haut, als dem Organ, durch welches am leichtesten die Ansteckung geschieht, und der dadurch vermehrten Ausdünstung. Das Oel hingegen sehe ich wie jedes Fett, als den geschicktesten Leiter an, das Ammoniak des Giftes aufzufangen, festzuhalten und dem Körper mitzutheilen; und dieses wird um desto leichter geschehen, je schwerer es seyn wird, die Haut nach der Einreibung ganz vom Oele zu reinigen.

Drittes Kapitel.

Von dem Einnehmen der Arzeneien.

Es wird Jedem, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, doch aus Hörensagen bekannt seyn, wie viel Unannehmlichkeiten in jeder Krankheit das Einnehmen der Arzeneien für den Kranken sowohl, als den Wärter, mit sich führe. Selbst verständige Personen, die ihren Geschmack gern der Gesundheit aufopfern, empfinden bei aller Ueberwindung den widrigen Eindruck genug, den ihnen das Einnehmen übelschmeckender Arzeneien verursacht: wie viel mehr muß dieses bei delikaten Personen und Kindern der Fall seyn, die den Verlust der Gesundheit weniger, als das Arzeneinehmen, und die Krankheit blos wegen desselben fürchten. Dieses Uebel wird noch durch die abgemessene Zeit, nach der die Arzenei genommen werden muß, durch den Ekel, den fast jeder Mensch, der nicht mehrere Begriffe von der Medicin hat, und der von der Ungewißheit dessen, was man nimmt, auch von falschen, oft sonderbaren Vorstellungen von der Zu-

bereitung der Arzeneien herstammt, und durch das Sehen und Riechen derselben vermehrt.

So wenig es nun möglich ist, den Unterschied zwischen einem angenehmen und widrigen Geschmakke zu verwischen: so unmöglich wird es auch seyn, das ganze Uebel zu heben; doch können kluge Krankenwärter auf jeden Fall sehr viel zur Verminderung desselben beitragen.

Die erste Regel, die sie zu befolgen haben, ist: daß sie nicht durch unnöthige Gespräche den Kranken auf den Geschmack und Geruch der Medicin aufmerksam machen, noch sie in seiner Gegenwart kosten, und ihr Urtheil darüber fällen. Die mehresten Patienten, besonders die, bei denen die Krankheit die Sinne abgestumpft hat, werden erst durch solche Aeußerungen aufmerksam gemacht, und bilden sich oft nur ein, dasselbe zu schmecken. Wenn aber das Fieber nachläßt und der Geschmack wieder kömmt: dann macht ihnen diese Zurück-Erinnerung auch Arzeneien, die sie sonst gern schmekken würden, widerlich; und daher kömmt es größtentheils mit, daß Reconvalescenten oft einen unüberwindlichen Ekel für Arzeneien haben. Wenn manche Kranke für einer Arzenei Abscheu haben: so darf man den Geruch, Geschmack und Aussehen der Medicin nicht mit derselben vergleichen, und z. B. nicht sagen, die Arzenei rieche nach Rhabarber oder Kampher; denn oft ist auch nicht das geringste davon unter der Medicin, und man macht dem Kranken ganz vergeblichen Ekel. Aber manche

Leute haben nun einmal die unseelige Neigung, alles beurtheilen zu wollen; und so ist ihnen jedes gelbliche Pulver Rhabarber und jedes starkriechende ein Kampherpulver.

Man hüte sich zweitens, die Arzenei, wenn sie eben genommen werden soll, in ihrer Gegenwart zuzubereiten. So ist das Einrühren der Pulver, auch für Personen, die nicht ekel sind, doch immer sehr widerlich, besonders wenn es Wurzelpulver sind, die sich im Wasser nicht auflösen lassen. Pulver darf man nicht im Löffel einrühren, weil der Kranke dann alles zu sehr vor den Augen hat, und man auch bei einer etwas großen Portion nicht genug Wasser zugießen kann; daher es mehr breiartig und noch ekler wird. Man rühre es also lieber in einer Tasse ein, wo alles dieses wegfällt, und beim Verschlucken auch nicht so viel vergossen werden kann. Dieses gilt auch von den Mixturen und Schütteltränken, die einen starken Bodensatz von unauflöslichen Substanzen haben. Die Vernachlässigung dieser Regel ist ein Grund, warum delikate Personen so schwer zum Einnehmen zu bringen sind. Die Engländer haben dieses genau eingesehen, und bedienen sich deswegen geschnäutzter, übrigens ganz bedeckter Henkeltassen, wodurch das Einnehmen merklich erleichtert wird. Sie sind von Steingut, und heißen Paynes vehicle for taking medicina without Seeing or Smelling.

Nach dem Einnehmen setze man dem Kranken die Tasse, die man gebraucht hat, nicht vor das Gesicht, sondern mache sie gleich rein. Es ist ein Verstoß gegen gute Sitte und erregt keinen Appetit, wenn man bei Mahlzeiten die gebrauchten Geschirre auf dem Tische stehen läßt: wie viel ekelhafter muß es für den Kranken seyn, beständig einen unreinen Löffel oder Tasse vor den Augen zu haben, und zu wissen, daß man bei der nächsten Portion auch den jetzigen Bodensatz mit einnehmen werde?

Bei dem Einrühren der Pulver, nehme man auch mit auf den Geschmack der Flüssigkeit, der man sich dazu bedient, Rücksicht. Manche Arzeneien, wie Salzpulver, bekommen, wenn sie mit Bier eingenommen werden, einen unerträglichen Geschmack. Bier, Kofent und andere gegorene Getränke schicken sich überhaupt am allerwenigsten dazu: weil sie nicht im Stande sind, viel vom Pulver aufgelöst zu erhalten; und weil aus ihrem eigenen Geschmacke und dem der Arzenei ein dritter entsteht, der noch unangenehmer, als jeder einzelne wird. Zu Salzpulvern wähle man daher lieber einen lauen Thee ohne Milch; zu den übrigen aber, sowohl zum Einrühren, als Nachtrinken, Thee, Brunnenwasser oder schleimige Abkochungen, als Althee, Graupen und Gerstenwasser. Es ist zwar im Ganzen am besten, sich nach dem Geschmacke des Kranken zu richten, und ihm nachzugeben, wo er nichts Tadelhaftes verlangt; aber wo er nichts entscheidet, da kann auch mein Vorschlag als Regel gelten.

Die jetzige Mode, die Arzeneien mehr in Abkochungen und Tropfen, als in Pulver zu geben, erleichtert unsern Kranken das Einnehmen sehr; nur sollten sie auch weniger eigensinnig seyn, und nicht bei jeder Arzenei, die nicht nach ihrem Geschmack ist, dem Arzte Vorwürfe machen. Man kann dem Arzte immer so viel Gefälligkeit zutrauen, daß er der Arzenei den besten Geschmack zu verschaffen suchen wird; aber man darf auch nicht verlangen, daß er zu jedem Löffel Arzenei eben so viel Syrup setzen soll.

Liegende Kranke müssen bei dem Einnehmen entweder in die Höhe gehoben werden, und wenn die Umstände dieses nicht verstatten: muß man sich lieber einer Tasse als eines Löffels bedienen. Auch dafür haben die Engländer ein eigenes Geschirr erfunden. Es ist eine geschnäutzte Untertasse, die bedeckt und mit einem Henkel versehen ist. Ueber dem Henkel befindet sich ein kleiner Ausschnitt in der Oberfläche, um das Fluidum hinein zu gießen. Man nennt dieses Geschirr a vehicle for taking liquids wehn lyingdovn in bed. Sie ist wie die vorige zu haben in Woodeons China Glass and Straffordshire Warehouse Nro. 42., greet quenstreet, Lincolous in Fields. Sie kostet, wie die vorige, einen Schilling.

Man hat in neuern Zeiten vorgeschlagen, Medicinallöffel zum Arzeneinehmen einzuführen, die nach einem bestimmten Maase gearbeitet wären, um den Fehlgriffen, die man in Absicht der Größe

der Gabe begehen kann, vorzukommen. Dieser Vorschlag ist auch allerdings sehr zu beherzigen; da es nicht allein für den Arzt verdrüßlich ist, sich in Absicht seiner Verordnung getäuscht zu sehen, sondern da es auch für den Kranken unangenehme Folgen haben kann. Denn es ist doch nicht einerlei, ob der Kranke von einer bestimmten Arzenei einen Eßlöffel voll, der etwa ein Loth Wasser enthält, bekömmt, oder nur halb so viel, und diese Differenz kann bei so viel Löffeln, als man zum Einnehmen braucht, vorkommen. Man rechnet nach einem ungefähren Ueberschlag, daß ein Eßlöffel ein Loth, ein Kaffeelöffel aber eine Quente Wasser halte. Dieses weicht aber bei den Kaffeelöffeln am häufigsten ab; und hier ist es am allerbedenklichsten, weil die Arzeneien in kleinen Gaben gewöhnlich die wirksamsten sind. Die gewöhnlichen Kaffeelöffel, die man bei der Verordnung meint, sind die etwas tiefern; allein in mehrern Familien findet man so kleine flache, die kaum den Namen eines Löffels verdienen, und in ihrem Inhalte fast um die Hälfte abweichen. Deswegen schlug man die Medicinallöffel vor, die bestimmt ein Loth, die kleinern aber eine Quente halten sollten, und ließ sie von Silber, stark vergoldet, verfertigen. Metall taugt aber ein für allemal nicht dazu, und man thut besser, wenn man sich der porzellainenen dazu bedient. Noch besser aber würde man nach meinem Dafürhalten thun, wenn man sich porzellainene Tassen von zwei Loth Inhalt machen ließ, die man

von einer Quente bis zum Loth genau taxiren und jede Quente durch ein Merkmahl genau bezeichnete. So könnte man die oben angegebenen Tassen sehr leicht dazu vorrichten.

Bei Tropfen müssen die Wärter sich vorsehen, daß sie die verordnete Zahl derselben nicht überschreiten. Sehr oft verursacht dieses, bei allem guten Willen, ihre Ungeschicklichkeit; und es gehört auch allerdings eine kleine Uebung dazu, um zu verhindern, daß nicht mehrere Tropfen zusammenlaufen, und so für einen gezählt werden. Besonders leicht geschieht dieses bei Medicin-Gläsern, die einen kurzen Hals haben; man kann es aber durch folgenden kleinen Handgriff verhindern. So wie man nämlich den Stöpfel herausgenommen hat, so stürzt man das Glas, indeß man seine Oeffnung mit dem Daumen verschließt, etwas auf die Seite, so daß die Flüssigkeit den Finger berührt; dann macht man mit dem nassen Finger auf dem Rande gleichsam eine Spur, auf der man die Tropfen herabfallen läßt, wobei man aber noch darauf sehen muß, daß das Glas von dem Gefäße oder Löffel wenigstens einen Zoll weit entfernt sey, weil sonst die Tropfen doch zusammen laufen, oder wenigstens größere Tropfen entstehen.

Was die Zeit des Einnehmens betrifft: so hängt dies zwar meistens von der Verordnung des Arztes ab; allein bei manchen Verordnungen bleibt es doch mehr dem Gutdünken des Wärters überlassen. Als z. B. täglich 3, bis 4mal 60 Tropfen

zu nehmen. In diesem Falle soll der Wärter den Zwischenraum zwischen jeder Gabe selbst bestimmen und so einrichten, daß nicht andere Arzeneien, die noch dabei gebraucht werden, deswegen zurückgesetzt werden müssen, noch daß die Arzenei durch eben genossene Speisen in ihrer Wirkung gehindert wird. Man suche es daher so einzurichten, daß die Medicin wo möglich immer bei leerem Magen genommen werde, oder lasse nach der Mahlzeit eine Stunde, wenigstens eine halbe, verfließen, ehe man die Arzenei giebt. Besser aber noch verfährt man, wenn man sie lieber eben so lang vor der Mahlzeit nehmen läßt.

Der Schlaf macht eine Ausnahme von dem Einnehmen. Oft findet man Wärter, die so gewissenhaft sind, daß sie den Kranken aus dem sanftesten Schlafe wecken wollen, um ihm die Arzenei zu geben. Ein ruhiger Schlaf, besonders wenn der Kranke lange nicht geruht hat, ist heilsamer, als die Arzenei, und sie muß deswegen ausgesetzt werden. Ist aber der Schlaf unruhig, wacht der Kranke oft dazwischen, kurz ist es mehr ein krankhafter Schlaf: so kann man entweder das erste Erwachen zum Eingeben benutzen, oder den Kranken, wenn er nicht von selbst erwacht, aufwecken. Man kann dieses desto kühner thun, wenn der Arzt dem Kranken zu schlafen verbietet. Kinder und Personen, die leicht wieder einschlafen können, wenn der Zeitpunkt zum Einnehmen da ist, können auch dreist aufgeweckt werden; denn bei erstern ist der Schlaf

oder das Erwachen noch die beste Zeit, um ihnen die Arzenei ohne viele Umstände beizubringen.

Noch muß ich den Krankenwärter warnen, ein Sprüchwort zu befolgen, daß sie nur zu oft führen, das aber in ihrem Munde Verrath an dem Leben und der Gesundheit ihrer Kranken ist; es heißt: viel hilft viel. Leider wissen sie sich oft kein Maaß und Ziel zu setzen, und geben eine Arzenei löffelweise, die zu Tropfen genommen werden sollte; vornehmlich geschieht es aber, wenn sie vorher mit dem Einnehmen saumseelig gewesen sind, und es nun auf einmal beibringen wollen. Der gemeine Mann hat schon das Vorurtheil, daß nur auf eine große Portion auch genugsame Wirkung erfolgen könne; und sieht das Arzeneinehmen als eine Mahlzeit für seinen kranken Magen an, die er gern nach seinem gesunden Appetit einrichtet; auch überläßt er sich diesem Vorurtheile um so leichter, je geringer die vorgeschriebene Dose, und je stärker und geistiger die Arzenei ist. Auch viele Krankenwärter folgen diesem Vorurtheile, oder sind wenigstens zu leichtsinnig und zu selbstklug, um der Vorschrift des Arztes Folge zu leisten. Aber die Folgen sind auch meistens sehr traurig, besonders wenn der Kranke sehr reizbar und die Arzenei sehr wirksam ist; und dieses ist allemal der Fall, wenn die Gabe, wie bei Tropfen, genau bestimmt und klein ist. Für die Folgen haben die Wärter bei ihren Gewissen keine Entschuldigung.

So leicht als diese Vorschläge befolgt werden können, so schwer ist es gewöhnlich dem Arzte, es dahin zu bringen, daß die Arzenei zur bestimmten Stunde gegeben werde. Es hat dieses für den Kranken sowohl, als den Arzt viel verdrüßliche Folgen; weil letzterer oft wegen der Wirkung der Arzeneien zweifelhaft gemacht wird, auch von den abwechselnd seltner und häufigern Gaben ganz verschiedene Resultate hervorgehen müssen. Um nun dieses alles zu vermeiden, wird es nach meinem Dafürhalten am besten seyn, dem Kranken das Einnehmen nie selbst zu überlassen. Selbst der verständigste Kranke hat vielleicht einen heimlichen Widerwillen gegen die Arzenei selbst, gewiß aber gegen die strenge Ordnung, die vorgeschrieben ist; und wenn er es auch über sich erhält, die Arzenei nicht auszusetzen, so verschiebt er das Einnehmen gewiß doch so lange, als er kann. Wie viel mehr aber wird der Kranke das Einnehmen vernachlässigen, wenn die Hitze des Fiebers ihm sein Bewußtseyn mehr oder weniger raubt, oder vielleicht ein kurzer Schlaf ihn täuscht? Man wende mir nicht ein, daß eine gute Uhr dem ganzen Uebel abhelfen könne. Das sind zufällige Dinge, die zehnmal mangeln, ehe man sie einmal trifft. Man muß selbst Arzt seyn, dieses alles aus Erfahrung kennen, und wissen, wie viel die glückliche Behandlung von solchen Kleinigkeiten abhängt. Daraus folgt aber, daß man das Arzeneigeben blos einer gewissen bestimmten Person, die sich dazu schickt, überlassen

müsse. Ueberläßt man es mehrern Personen: so wird der Kranke wieder zu oft oder zu selten Arzenei nehmen müssen; und oft wird es aber ganz vergessen werden, da jeder sich auf den andern verlassen wird. Bleibt es aber nur einer Person überlassen: so wird diese die Sache am leichtesten in der Ordnung erhalten; und was der Hauptvortheil ist, die auffallendern Wirkungen der Arzeneien werden am besten beobachtet werden können. Liegen besonders mehrere Kranke in einer Stube, oder muß ein Kranker verschiedene Arzeneien nehmen: so kann ohne diese Anordnung die Vernachlässigung des Kranken und die Verwechselung der Arzeneien gar nicht vermieden werden. Bei Kindern, denen die genaueste Abwartung statt Medicin dienen kann, werden sorgsame Mütter dieses Geschäfte um keinen Preis einer andern Person überlassen, sondern es selbst übernehmen.

Viertes

Viertes Kapitel.

Von den Bädern, Klystieren, Umschlägen, Salbungen und Reibungen.

Es ist vielleicht keine einzige Sache bei der ganzen Krankenpflege, wo leicht aus Unachtsamkeit zum größten Nachtheil der Kranken gefehlt werden kann, als bei der Applikation der Bäder, Klystiere und Umschläge; und ein Krankenwärter würde seine Pflicht sehr unvollkommen erfüllen, der nicht mit der Geschicklichkeit, die diese Dinge erfordern, die größte Genauigkeit und Aufmerksamkeit auf alles verbinden wollte. Unzählichemal hat der schlechte Erfolg die Erwartungen getäuscht, die man sich von ihnen machte; unzählige Krankheiten sind tödlich geworden, wo man durch sie das Leben erhalten wollte. In den meisten dieser Fälle war nicht das gewählte Mittel, sondern die Unerfahrenheit und der Leichtsinn der Wärter Schuld; und man wird gewiß selten einen Arzt treffen, der dieses nicht mit mehrern Beispielen aus seiner eigenen Erfahrung belegen könnte. Vorzüglich gilt dieses als

les von den Bädern, deren Nachtheil ihren Nutzen übertrifft, wenn sie nicht mit großer Sorgfalt bereitet werden. Ihre Eigenschaft, als ein großes Erweckungsmittel, muß uns aufmerksam auf die Empfindlichkeit des Kranken machen; als Heilmittel auf die gehörige Zubereitung und Mischung, und als ein uns ungewohntes Element, müssen wir auf die Dauer des Badens und die Temperatur des Wassers sehen.

Man theilt die Bäder nach ihrer Temperatur in warme und kalte ein, setzt für die heißen Bäder 100 Grad Fahrenheit, für die warmen 90, für die lauen 85, für die kühlen 75, und nimmt die unter diesem Grade für kalte Bäder an. Ein Bad von 96 Grad Fahrenheit macht nach Marcard (Ueber die Natur und Gebrauch der Bäder) den Puls langsamer und erhizt nicht; die Bäder aber über 97 Grad sind heiß, der Puls wird davon schnell, die Adern aufgetrieben, das Gesicht roth, der Athem geschwinder und der Schweiß bricht das von heraus. Indeß ist jede zu große Sorgfalt wegen Bestimmung der Temperatur überflüssig, und die eben angegebenen Punkte sind blos eine angenommene Grenzlinie, welche in der Anwendung viel von ihrem Werthe verliert; denn die Erfahrung zeigt deutlich, daß die gewöhnliche Wärme, die das gesunde und geübte Gefühl für angenehm hält, den nöthigen Grad der Temperatur schon sicher genug bestimmt, und daß jedes warme Bad, dessen Temperatur der angegebenen des Gefühls

nicht übersteigt, unter sonst gleichen Umständen, jedem Kranken gut bekommt. Wie kann man auch glauben, daß die todte Scale ein richtigeres Bestimmungsmittel für die Temperatur des Bades sey, als das Gefühl der lebenden Haut, besonders wenn der Kranke das Bad vor dem Einsteigen selbst untersuchen kann. Doch darf man nicht dem blosem Gefühle der Hand trauen, welches oft bei Weibern durch häufiges Waschen in warmen und kaltem Wasser oder durch Arbeiten abgestumpft ist; sondern man muß andere Theile, die durch die Bekleidung gegen die Einwirkung der Luft und Witterung gesichert, eine größere Empfindlichkeit behalten, dazu anwenden. Es ist schon hinlänglich, etwa bei den ersten Bädern die Temperatur durch das Thermometer zu bestimmen: denn man lernt es in der Folge durch die Uebung spielend, den Grad der Wärme durch das Gefühl zu erkennen.

Eine größere Fertigkeit wird aber dazu erfordert, einen gewissen Grad der Wärme hervorzubringen und zu erhalten. Hierzu lassen sich wenig oder keine Regeln vorschreiben, und das Ganze muß durch Uebung gelernt werden. Alles, was sich etwa noch zu diesem Behufe sagen ließe, wäre Folgendes:

Jedes warme Bad muß von einer höhern Temperatur zubereitet werden, als man es brauchen will. Das Wasser eines warmen Bades muß also, wenn es in die Badewanne gebracht wird, wenigstens über 90 Grad Wärme halten: weil es bei

dem Hineingießen und der Zubereitung nothwendig an seiner Wärme verlieren muß; und es überhaupt besser ist, so lange zu warten, bis ein heißes Bad sich gehörig abgekühlt hat, als wenn man ein zu kalt gewordenes durch Zugießen von heißem Wasser erwärmen will. Will man aber das Bad durch kaltes Wasser lauer machen: so schöpfe man vorher eben so viel heißes Wasser aus der Badewanne, als man kaltes zugießen will, vermische beides, und gieße es wieder zum Bade. Auf diese Art kältet es gleichmäßig und schnell ab, und man wird nicht verführt, mehr kaltes Wasser zuzugießen, als wirklich nöthig ist; auch ist man sonst in Gefahr, wenn man auf gleiche Weise ein kaltes erwärmen will, daß das heiße Wasser über dem kaltem stehen bleibt, und daß man unten friert, wenn man oben gebrüht wird.

Die zu starke Abkühlung und Verdampfen eines Bades verhütet man, wenn man den Kübel mit wollenen Tüchern und Decken belegt. Es ist dieses hauptsächlich bei Kräuter, und mineralischen Bädern nöthig, die sonst den größern Theil ihrer Kraft verlieren würden. Ist aber die Wärme schon zu gering: so muß man heißes Wasser zugießen oder die Wärme durch heiße Steine zu vermehren suchen. Bei warmen Bädern ist es hauptsächlich nöthig, daß man die Temperatur während des Bades gleichmäßig zu erhalten sucht: weil ein solches Bad sich während kurzer Zeit sehr abkühlt, und folglich eine ganz andere Wirkung auf den Körper

hervorbringen muß, als man beabsichtigte. Man muß daher, während der Kranke im Bade sitzt, von Zeit zu Zeit warmes Wasser zugießen.

Bei warmen Bädern muß die Temperatur des Badezimmers auch berücksichtigt werden. Sie muß weder so kühle seyn, daß sie den Badenden weder zu sehr abkühlt, noch so warm, daß die heißen Dünste des Bades das Zimmer noch mehr erhitzen; und man muß darauf sehen, daß sich der Badende, wenn er das Bad verläßt, nicht erkälte. Deswegen braucht aber das Zimmer nicht heiß zu seyn; da nach einem heißen oder warmen Bade das ganze System sich in einer größern Bewegung von innen nach außen befindet, eine etwas kühlere Temperatur folglich keinen Eindruck machen wird. Man kann es also als Regel gelten lassen, daß die Temperatur des Zimmers etwa im umgekehrten Verhältniß mit der Temperatur des Bades stehe; das Zimmer also bei kalten Bädern warm und bei heißen kühl sey. Kommen nach mehrern Bädern profuse Schweiße und ein Ausschlag wie Frieseln: so ist dieses das sicherste Kennzeichen, daß man nach der Beschaffenheit seines Körpers zu warm gebadet habe, und die künftigen Bäder von einer kühlern Temperatur nehmen müsse.

Bei kalten Bädern beobachte man folgende Regeln, und sey überhaupt vorsichtiger, als bei dem warmen Bade, da durch das geringste Versehen leichter bedeutende Folgen entstehen können. Diese nachtheiligen Folgen sind hauptsächlich Andrang des

Blutes nach dem Kopfe, der Brust, und dem am meisten geschwächten Theil, und daher Schlag und Blutflüsse, verursacht durch die Kälte des Wassers, welche die Gefäße zusammenzieht.

Deswegen bade man sich, wenigstens im Anfange, nur im Wasser, das vorher von der Sonne erwärmt ist, oder eine Zeit lang im Zimmer gestanden hat, und vermeide das Bad bei großer Kälte und naßkalter Witterung. Das Wasser soll überhaupt nicht unter 10 Grad Reaumür kalt seyn. Nervenschwache Personen gewöhnen sich am besten stufenweise an das kalte Bad. Sie fangen z. B. mit 18 Grad Reaumür an, und lassen es, wenn sie es bald verlassen wollen, bis auf 15 Grad abkühlen. Das zweite Bad fängt dann mit 15 Grad an, und wird bis auf 12 abgekühlt.

Erhitzt oder gar schwitzend darf man nie kalt baden, und eben so wenig bei vollem oder leerem Magen. Man muß also nach Beschaffenheit seiner Verdauungskräfte, wenigstens zwei Stunden nach der Mahlzeit verstreichen lassen, ehe man in das Bad geht. Auch darf das kalte Bad nicht bei einem Schnupfen angefangen werden, es müßte denn derselbe chronisch und das Bad als Heilmittel dawider verordnet worden seyn.

Ehe man in das Bad geht, wasche man sich mit einem Schwamme zuerst das Gesicht, den Nacken, die Brust und die Gegend der Schaamtheile so lange, als man eine unangenehme Empfindung verspürt. Besser aber thut man noch, wenn man

sich das kalte Wasser an den Leib spritzt; es macht einen wohlthätigern Eindruck auf die Haut, und man wird sich auch leichter an die Kälte gewöhnen. Dann steige man in das Bad, bleibe aber, zumal im Freyen, nicht zu lange stehen, sondern setze sich gleich und so tief als möglich ins Wasser, bleibe aber nicht ruhig darin, sondern wasche und bewege sich mit den Armen und Beinen.

Die Dauer eines kalten Bades gründet sich zwar auf die obwaltenden Umstände, darf aber Anfangs nicht über zwei Minuten seyn, und man darf nur dann, wenn man sich daran gewöhnt hat, länger darin bleiben. Doch wird eine Viertelstunde auch die längste Zeit seyn, die man darin aushalten kann, wenn man nicht haben will, daß dem Körper im Flußwasser zu viel Wärmestoff entzogen, oder das kalte Wasser im Badekübel lau werde. Da die ganze Absicht bei einem kalten Bade sich darauf beschränkt, daß man einen gehörig starken aber schnell vorübergehenden Eindruck auf den ganzen Körper oder einen Theil desselben machen will: so erhellet schon hieraus, daß das längere Verweilen in demselben, wo nicht schädlich, doch unnütz seyn müsse, und daß in den meisten Fällen, und wo es nicht ausdrückliches Verlangen des Arztes ist, schon hinreichend sey, sich mit kaltem Wasser begießen oder besprengen zu lassen. Wenn aber der Kranke einen besonders schwachen Theil hat, und zu Blutflüssen u. dgl. geneigt ist: so muß derselbe vor allen andern zuerst und am stärk-

sten besprengt werden, um alle Kongestion des Blutes dahin zu vermeiden. Bei Faul- und Nervenfiebern, wo das Bad seine größte Wirksamkeit zeigen wird, ist es am rathsamsten, den Kranken einigemal in den Kübel einzutauchen, oder ihn aus dem Bette zu nehmen und einige Eimer kaltes Wasser über ihn zu gießen. Eymann (Hufeland Journals, 15ter Band) that dieses beim gelben Fieber, und ließ es, wenn die Gefahr groß war, alle 2 Stunden wiederholen; und sah, daß auf jedes Bad ein reichlicher Schweiß folgte, und das Erbrechen, das Irrereden und die schlafsüchtigen Zufälle aufhörten.

So nützlich es ist, sich nach einem warmen Bade zu Bette zu legen: so schädlich würde es hier seyn; weil auch dann, wenn das Bette erwärmt wäre, doch geraume Zeit hingehen würde, ehe alle Theile des Körpers gleichmäßig warm werden würden. Man trockne sich also nach dem warmen Bade mit wollenen Tüchern schnell ab, oder lasse sich von der Luft und Sonne abtrocknen, und mache sich dann angekleidet durch Gehen eine mäßige Bewegung, bis man hinlänglich warm ist, wobei man einige Tassen Thee, Warmbier oder Punsch trinken kann. Anfangs dauert es wohl eine Viertel- oder halbe Stunde, ehe man sich durch das Herumgehen erwärmt, in der Folge aber nur wenige Minuten. Fühlt man sich dann ermüdet, so kann man sich im Bette erholen. In der Folge und bei fortgesetztem Gebrauche der Bäder fallen diese Vorsichtsregeln

zum Theil oder ganz weg, und man kann sich dann zu jeder Tages- und Jahreszeit baden.

Bei dem Gebrauche der kalten Bäder verdient noch ein Umstand eine große Berücksichtigung, der bei den warmen ganz wegfällt. Es ist der bei manchen Personen habitant gewordene Fußschweiß, wohin auch der bei manchen vorkommende Schweiß am Mittelfleisch, in den Achselhöhlen und an den Händen gehört. Diese wichtige Secretion, die ich nicht gern mit dem Namen einer Krankheit belegen möchte, wofür sie von den mehrsten Personen angesehen und deswegen verschwiegen wird, wird von den Kranken und Aerzten zu wenig berücksichtiget, und ist deswegen sehr häufig die Ursache des ungünstigen Erfolgs des kalten Bades. Wer also damit behaftet ist, — und viele sind es — ohne es genau zu wissen, der wähle lieber das Besprengen und Waschen mit kaltem Wasser, als das Bad selbst. Hofft man aber von dem Bade größere Vortheile: so trockne man die Füße mit wollenen Tüchern, die mit Benzoe, Styrac oder Agtstein durchräuchert sind, schnell ab, und ziehe gleich wollene Strümpfe oder Haarsocken an, und sehe genau darauf, ob sich der Fußschweiß wieder einstellt. Bei kleinen Kindern, mit denen man eine Badekur anfangen will, hat man noch mehr Ursache darauf zu sehen; da der Fußschweiß, nach meiner Erfahrung, bei ihnen so gar selten nicht ist. Man kann es daraus vermuthen, daß er wenigstens bei ihnen entstehen könne, wenn die Aeltern damit behaftet sind;

denn die Anlage dazu ist erblich, wie zu Gicht und Lungensucht. Ich sahe ihn am frühesten bei einem sonst gesunden Kinde von drei Viertel Jahren.

Die Zeit des Badens läßt sich wohl nicht festsetzen, sondern muß durch Umstände bestimmt werden. Es kommt darauf an, ob wir das Bad als Vorbauungs- und diätetisches Mittel, oder als Kur gegen langwierige Uebel, und endlich als Heilmittel in bestimmten schnellen Fällen, brauchen wollen. In dieser letztern Hinsicht läßt sich gar keine Zeit bestimmen, sondern es hängt lediglich von dem Erkenntniß des Arztes ab. In der erstern Hinsicht hingegen läßt sich die Zeit des Badens leichter aus der Natur des Bades selbst, als stärkenden und erweckenden Mittels, bestimmen, das wir nur dann gebrauchen sollen, wenn wir erschöpft sind, das ist am Nachmittage und Abende. Zwar spricht die Gewohnheit, die Kur- und mineralischen Bäder gewöhnlich am Morgen zu nehmen, gegen meine Meinung; allein diese Sitte stammt wahrscheinlich mehr von dem Wunsche ab, den Nachmittag zu Spiel und Gesellschaft frei zu haben, als von einer ärztlichen Verordnung; und ich habe noch folgende Gründe, die mich glaubend machen, daß der Abend in den mehresten Fällen der schicklichste Zeitpunkt zum Baden sey. Wir befinden uns nämlich am Morgen in einem zu erregbaren Zustande, als daß nicht das Bad als ein wirklich großes Reizmittel leicht zu starke Erregung, Ueberreizung und daher nachtheilige Folgen hervorbringen könnte. Dies

se Reizbarkeit ist aber am Abend durch die Nahrungsmittel, Arbeit und Zerstreuungen abgestumpft, und wir sind nun im Stande, einen weit größern Reiz, als am Morgen, zu ertragen. Hierzu kömmt zweitens, daß wir am Abende nach geschehener Arbeit weit ruhiger sind, und uns die angenehmste Stimmung geben können, welches ein Haupterforderniß beim Baden ist, ohne welches man sich selten einen guten Erfolg versprechen kann. Wie treffend ist nicht die Inschrift der Antoninischen Bäder: Curarum vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas; non enim curatur, qui curat. Wir haben drittens den Vortheil, daß die Nachtruhe weit erquickender ist; da der Schlaf, den wir uns überlassen hatten, wenn wir frühe würden gebadet haben, nun erspart wird.

Um die Zeit des Badens näher zu bestimmen, muß man mit auf den Verlauf des Fiebers sehen. Es darf weder vor Beendigung des Fieber-Anfalls, wenn derselbe deutliche Intermissionen macht, noch kurz vor Anfange desselben genommen werden. Dasselbe gilt auch, wenn bei einem Kranken die Verdauung ein Fieber erregt; denn die Folgen würden Erbrechen und heftige Kongestion des Blutes, so wie vermehrte Verdauungsbeschwerden seyn. Besonders müssen Hypochondristen, die nach dem Essen mit so mancherlei Beschwerden zu kämpfen haben, diese Regel wohl in Acht nehmen; und ihnen ist

es besonders zu empfehlen, sich den Unterleib im Bade stark zu reiben.

Man kann täglich zweimal, Kinder sogar mehrmals baden. Doch thun empfindliche, nervenschwache Personen wohl, wenn sie anfänglich nur einen Tag um den andern baden, bis sie den Eindruck des Bades gewohnt sind, dann können sie die Zwischenzeit zwischen den Bädern verkürzen, bis sie ohne Ermattung alle 24 Stunden ein Bad vertragen können.

Eine unbedeutende Beklemmung der Brust, die im Anfange des Badens bemerket wird; eine scheinbare Zunahme des Gefühls von Schwäche; der Eintritt geringer unangenehmer Empfindungen darf uns nicht veranlassen, den Kranken sogleich aus dem Bade zu nehmen. Diese unbedeutenden Zufälle geben sich bald, wenn der Kranke länger im Bade bleibt. Man kann ihm dabei die Brust und den Leib mit Flanell reiben, und ihm einige Tassen Melissen- oder Pfeffermünzthee, mit Vitriolnaphte oder schmerzstillenden Spiritus vermischt, geben. Diejenigen Personen, die einen sehr empfindlichen Magen haben, oder zu Magenkrämpfen und Erbrechen geneigt sind, thun wohl, wenn sie kurz vor dem Bade eine Tasse schwarzen Kaffee mit einem Kaffeelöffel Rum vermischt, oder einen halben Eßlöffel voll abgebrannten Rum nehmen, um die Reizbarkeit des Magens etwas abzustumpfen. Die Bereitung desselben ist folgende: Man gießt ein Weinglas voll Rum, und kocht einen Eßlöffel voll Zucker

in Rum über dem Lichte, läßt ihn anbrennen, und gießt ihn so brennend in das Glas, wo man die Flamme noch einige Minuten unterhält. Der Rum verliert durch das Abbrennen mit Zucker sein grelles rauhes Wesen, und erhält einen sehr lieblichen Geschmack.

Es ist auch außerdem sehr nützlich, wenn der Kranke im Bade mit Schwämmen und Flanellstücken gerieben wird; man öffnet nicht allein dadurch die Haut, sondern es trägt auch zur Stärkung der einzelnen Theile vieles bei.

Gleich nach dem Bade muß der Kranke schnell mit wollenen Tüchern abgetrocknet und am besten in Wolle gekleidet werden; die Wäsche und das Bett müssen hinlänglich erwärmt seyn. Es ist allerdings nützlich, den Kranken nach dem Bade mit einem flüchtigen spirituösen Liquor an verschiedenen Stellen zu reiben. Dazu eignet sich vorzüglich der Kampher- und Seifenspiritus, so wie der Ameisen- und Lavendelgeist. Bei unsern Bädern mangelt eine Gewohnheit, die bei den Bädern der Orientalen eingeführt ist. Nach jedem Bade werden die Glieder von einem Badeknechte so lange gedrückt und geknetet, bis sie einen gewissen Grad von Elastizität angenommen haben.

Neuerlichst ist noch eine besondere Anwendungsart der warmen Bäder vom Hrn. Landphysikus Harcke bekannt gemacht worden, die allgemeiner

angewendet zu werden verdient *). Er sagt: Ich lasse eine Quantität starkriechender Kräuter, z. B. Chamillen, Melisse, Münze, Thymian, Majoran u. dgl. mit etwa einem Eimer voll Wasser stark infundiren, und am Feuer diguriren, nicht kochen, denn dadurch verlieren sie ihre ätherische Kraft, auch wohl Kampher und Brandewein zusetzen, eine große wollene Decke hineintunken, ausringen, und so warm über den im Bette entblößten Kranken herschlagen, und dicht um ihn zustopfen. Man muß zwei solcher großen Decken vorräthig haben, um etwa nach einer halben Stunde die andere, eben so getränkte Decke auflegen zu können, damit die Temperatur immer dieselbe bleibt (Eine halbe Stunde möchte wohl zu lang seyn, und eine merklich gleiche Temperatur sich wohl schwerlich so lange erhalten lassen). Alle Umständlichkeit, die Vorurtheile, welche man gewöhnlich gegen die warmen Bäder hegt, und die aus diesen und andern Gründen wirklich gefährliche Anwendung derselben, finden bei dieser Anwendungsart der Bäder gar nicht statt; und dann ist dieser Reiz auf die Haut gewiß ungleich heilsamer und schicklicher, als der Reiz des warmen Wassers. Noch ein sehr wichtiger Vortheil dieser neuen Bäder ist gewiß der, daß man sie so anhaltend anwenden kann; der Kranke fühlt sich darin ungemein behaglich, da er hingegen

---

*) Siehe Horns Archiv für medic. Erfahrung. II. B. I. H. und Hufelands Journal 17. B. 1. St.

aus dem gewöhnlichen Bade nur immer wieder ins Bette eilt.

Was den gewöhnlichen Bade-Apparat anbetrifft: so sind kupferne Badewannen, wie sie an Bade-Orten gewöhnlich sind, den gewöhnlichen vorzuziehen. Sie werden inwendig verzinnt, sind 3 Fuß, 6 bis 9 Zoll lang, und 2 Fuß, 4 bis 6 Zoll tief, und haben nahe am Boden einen Hahn, um das Wasser heraus zu lassen. Da diese Art aber für die Kranken zu kostbar ist, so muß man sich der hölzern, die nach obigem Maaße verfertiget sind, bedienen. Gewöhnlich werden die Badewannen mit einem hölzernen Deckel belegt, der vor dem Halse einen Ausschnitt hat. Diese Deckel aber sind sehr unbequem, und lassen sich durch eine Matratze oder einen großen Mantel sehr gut ersetzen. Das einzige Gute, was sie haben, ist, daß sich das Bad unter ihnen länger als unter der Matratze warm erhält. Beim Baden selbst aber sind sie hinderlich, wenn Wasser zugegossen werden soll, oder wenn man den Badenden reiben oder sonst helfen will. Vielleicht ist der Bade-Apparat des Hrn. Bergrath Reil der bequemste und vortheilhafteste. Da die gewöhnlichen Badewannen viel Wasser erfordern, und man ohne Schemmel nicht bequem darin liegt: so gebraucht er ein ovales Faß, das etwa drittehalb Fuß rheinländisch tief ist, und drei Fuß im längsten Durchmesser hat. In der Mitte ist ein beweglicher Sitz angebracht; oben wird ein pyramidalischer Reif, der für den Kopf des Kranken eine

Oeffnung hat, darauf gesetzt, und darüber und um den Hals des Patienten ein Weibermantel gehängt, so daß der ganze Obertheil des Körpers bis an den Kopf in einem Qualmbade schwebt.

Die Dunstbäder sind entweder allgemeine, oder nur für einzelne Theile des Körpers bestimmt. Um jene anzuwenden, werden eigene Zimmer erfordert, die durch unterirdische Oefen, deren Züge in dem Fußboden und Wänden vertheilt sind, geheizt werden. Die Temperatur eines solchen Zimmers ist zwischen 30 bis 35 Grad Reaumür. — Die örtlichen Dampfbäder sind Abkochungen von erweichenden oder aromatischen Kräutern, deren Dämpfe durch Tücher, Trichter oder besondere Maschinen an den kranken Theil geleitet werden. Sie müssen insgesammt heiß seyn, damit der Dunst sich entwickele und die heilenden Theile der Kräuter verflüchtiget mit sich fortnehmen könne. Sie werden erstlich gebraucht bei Lähmungen der Glieder, bei kalten Geschwülsten, Gichtknoten und Anhäufungen von Feuchtigkeiten. Hier wird die Abkochung in ein großes Gefäß, einen Eimer oder Gelte gethan, und das entblöste Glied darüber gehalten. Das Glied und das Gefäß selbst wird mit einem Mantel bedeckt, daß der Dampf blos an das Glied gehen muß. Zu dieser Gattung von Bädern gehören auch die animalischen Dunstbäder von frisch geschlachteten Thieren. Das kranke Glied wird entweder in die geöffnete Bauchhöhle des eben geschlachteten Thieres gehalten, daß es von den warmen Ausdünstun-

stungen gebäht wird, oder ein eben abgezogenes Fell oder das frische Netz des Thieres wird um den Theil hergeschlagen. Zweitens gebraucht man die Dunstbäder bei Krankheiten der Gebärmutter, bei verstopfte Reinigung, bei Hämorrhoidal-Knoten und bei langwieriger Leibesverstopfung. Hier wird das Gefäß in einen Nachtstuhl gestellt, daß der Dampf an den Leib geht; die ältern Aerzte pflegten auch noch den Dampf durch einen in die Mutterscheide gebrachten Trichter unmittelbar an die Gebärmutter leiten zu lassen. Drittens, bei Krankheiten des Halses und Schlundes und bei der entzündlichen und brandigen Bräune. In gewöhnlichen Fällen behängt man den Kopf des Kranken und das Gefäß mit einem Tuche, so daß der Kranke nichts als diese Dämpfe athmen kann. Diese Art ist aber sehr beschwerlich, und schwachbrüstige Kranke werden es nicht lange aushalten können, sondern bald Husten und Sticken bekommen. Besser verfährt man, wenn man einen Trichter, am liebsten einen gläsernen, dessen Röhre gekrümmt ist, auf das Gefäß setzt, und die Dämpfe so aus der Röhre einzieht. Man hat zu diesem Behufe eine, unter dem Namen der Dampfmaschine von Mudge bekannte, Vorrichtung, die beim Hrn. Professor Pickel zu Würzburg für 5 fl. rheinisch zu haben ist. Es ist ein zinnerner, mit einem genau passenden Deckel verschlossener Krug, aus dessen Mitte (des Deckels) eine bewegliche lederne Röhre mit einem knöchernen Mundstücke geht. In das Gefäß gießt man den heißen

Abſud von den gehörigen Gurgelkräutern, und haucht die Ausdünſtungen davon ein.

Wie ſich das Dampfbad zu den warmen Bädern verhält, ſo verhält ſich das Tropfbad zu den kalten. Jenes erweichet, beſänftiget und zertheilet; dieſes gleichet in ſeinen Wirkungen den elektriſchen Schlägen, und wird in gleichen Fällen wie die Elektrizität gegen Lähmungen, beim Scheintod, hauptſächlich aber bei eingeklemmten Brüchen angewandt. Eigentlich iſt es ein kaltes Bad, ja man wendet dazu eine künſtliche Kälte an. Für empfindliche Perſonen aber kann man anfänglich das Waſſer etwas erwärmen. Wenn aber aromatiſche Geiſter, beſonders die Vitriolnaphte, dazu angewendet werden: ſo darf dies nicht geſchehen, weil die Wärme die wirkenden Beſtandtheile verflüchtigen werden. Man bereitet ſie aus kaltem Waſſer, in welchem man gleiche Theile Salmiak und Salpeter zuſetzen kann; ingleichen aus ſtarkem Kampherſpiritus, der in den meiſten Fällen die Vitriolnaphte erſetzt. Die Anwendung dieſer Bäder iſt folgende: Man thut das Waſſer oder den Spiritus in ein Medicinglas oder in ein Theekännchen mit einer engen Schnepfe, und läßt einzelne Tropfen auf die entblöſte Stelle aus der Höhe herabfallen. Man muß ſuchen, die Tropfen alle auf eine Stelle ſo lange fallen zu laſſen, als der Kranke die Empfindungen, welche ſie verurſachen, aushalten kann. Anfänglich läßt man die Tropfen ſo hoch herabfallen, als ein erwachſener Mann den Arm in die Höhe heben kann,

im Verlauf der Kur aber, wenn der Kranke es gewohnt wird, muß man die Höhe immer vergrö-ßern, und die Tropfen endlich aus der möglich größten Entfernung herabfallen lassen.

Die Erd- und Schneebäder gebraucht man bei Erfrornen und vom Blitz Gerührten. Die Erdbäder bereitet man, indem man gutes, nicht sandiges oder steinichtes, Erdreich so tief ausgräbt, bis man auf feuchte Erde kömmt. Der nackte Körper wird in diese Grube gelegt, und mit feuchter Erde wieder bedeckt. Zu bemerken ist, daß man den Kopf und Brust etwas hoch legen muß, auch das Gesicht nicht bedecken darf. Bei Schneebädern muß der Schnee fest an den Körper angedrückt werden; für Nase und Mund aber wird nur eine hinlängliche Oeffnung gelassen, und das übrige Gesicht mit Schnee bedeckt.

Als ein sehr kräftiges Mittel gegen seröse Anhäufungen und hartnäckige Gichtschmerzen empfiehlt man auch die Schwitzbäder von Birkenblättern *). Der Kranke legt sich nämlich nackend bis an den Hals in frische, grüne, nur nicht vom Thau oder Regen feuchte Birkenblätter, und bleibt darin eine Stunde und länger mit einer Decke von Blättern zugedeckt. Diese Blätter erregen bald über den ganzen Körper Wärme und reichlichen Schweiß. So wie der Kranke aus dem Bade tritt,

*) Hufelands Journal. 20. B. 3tes St. pag. 47.

trinkt er ein Glas Wein oder etwas Warmes, und legt sich in ein gewärmtes Bett, um den Schweiß noch zu unterhalten. Solche trockne Schwitzbäder von Birkenblättern schwächen wenig, und können daher oft mehrere Wochen lang täglich ohne Bedenken gebraucht werden. Blätter, die schon einmal gebraucht sind, taugen den folgenden Tag nicht mehr, wirken wenigstens, wenn sie gleich mit einem Theile frischer Blätter vermischt werden, weit schwächer. Mir ist gesagt worden, daß die Blätter von frischen Erlen (Berula alnus) fast die nämliche schweißtreibende Wirkung leisten (vom Hrn. Dr. Kortum in Aachen).

Die trocknen Bäder sind gewöhnlich blose halbe oder Fußbäder, und werden Personen verordnet, die keine Nässe vertragen können. Sie dienen in gleichen Fällen, wie die warmen Fußbäder; sind aber hauptsächlich bei dem zurückgetretenen Fußschweiß zu empfehlen. Man bereitet sie aus warmen Sand oder gleichen Theilen von warmen Sand und Asche. Bei Ertrunkenen empfiehlt man ein ganzes Bad von warmer Asche oder Sand.

Bei den Kräuterbädern versäume man nie, die Kräuter zu zerschneiden, und in ein Tuch zu binden; thue sie auch nicht eher in den Topf, worin sie gekocht werden sollen, als bis das Wasser wirklich im Kochen ist, und lasse sie dann nur gelinde kochen und aufwallen. Sie verlieren sonst ihre Kraft. Anders verhält es sich mit den stärkenden und adstringirenden Bädern, wohin die

vom Gerberlohe, Eichen- und Kastanien-Rinde gehören. Diese müssen auf jeden Fall stark gekocht werden, damit sich der Gerbestoff, als der wirkende Bestandtheil, dem Wasser mittheilen könne. — Diese Abkochung wird dann dem übrigen warmen Badewasser zugegossen, und damit vermischt, und man hat auf die angegebene Weise nicht Sorge zu tragen, daß die Blätter und Kräuter das Bad selbst verunreinigen könnten.

Man hat auch verschiedene Vorschriften zur Bereitung von künstlichen Eisenbädern, die aber alle unbequem und unnütz sind. Das beste künstliche Eisenbad ist noch das Schlackenbad auf einem hohen Ofen. Wer aber dazu keine Gelegenheit hat, der verweile sich nicht damit, das Löschwasser der Schmiede und Eisengewerker zusammen zu tragen, oder glühende Stähle mit Schwefel bestrichen, in dem Badewasser abkühlen zu lassen; sondern bereite sich lieber gleich ein Bad von Schwefelleber mit Eisensalz. Die Zubereitung dazu ist folgende: Man nimmt gleiche Theile Schwefelleber und Eisensalz, thut diese in eine Sauerbrunnenflasche, gießt sie voll heißes Wasser, verstopft sie, und läßt sie unter öfterem Umschütteln eine Zeit lang stehen, bis sich alles aufgelöst hat; dann öffnet man den Stöpfel unter dem Wasser in der Badewanne, und vermischt es mit dem Bade. Für schwächliche Personen ist es anfänglich genug, von jedem eine halbe oder ganze Quente zu nehmen; man kann aber stufenweise bis auf ein Loth von jedem steigen.

Auf diese Art hat man es in seiner völligen Gewalt, genau die Menge der Ingredienzien zu bestimmen, und nach seinem Gutdünken zu erhöhen oder zu verringern. Hauptsächlich muß man darauf sehen, daß man das Eisensalz ächt aus einer guten Apotheke bekömmt, auch solches mit der Schwefelleber nicht eher als in der Flasche vermischen.

Man hat noch ein künstliches Eisenbad, welches ohne Schwefel das Eisen in seiner reinsten und aufgelösetesten Gestalt enthält, und welches als laues Bad gegen Schwäche, für solche, die von Ausschweifungen und Blutflüssen erschöpft sind, das beste Hülfsmittel ist; auch verbreitet es nicht den Geruch von faulenden Eiern, wie das vorige. Aber eben wegen seiner großen Wirksamkeit darf es nie anders, als mit Vorbewußt des Arztes gebraucht werden. Es ist folgendes:

℞. Limatur. martis alcoholis. ʒß.
Tartar. alb. Libj.
misce in cucurbita vitrea, vel alio vase vitreo.
affunde
Spirit vini. ʒvjjj.

Massam vel solis vel fornacis calori expone, ut digeratur et leniter exsiccetur, cui deinde denuo tritae, Spiritus vini eandem quantitatem affunde, digere postea et exsicca, laborem toties repete, donec massa quasi resinosa

appareat, ex qua globulos efforma, ad ovi columbini magnitudinem.

Von diesen Kugeln werden nach Verhältniß viere bis sechse in dem Badewasser aufgelöst, und mit dessen Gebrauch nach Befinden eine Zeit lang fortgefahren.

Von den Umschlägen und Bähungen.

Die Aufmerksamkeit, die ein Krankenwärter auf die Bäder wenden muß, erstreckt sich auch auf die Umschläge, die in verschiedenen Krankheiten verordnet werden; und sie muß hier anhaltender seyn, weil die Umschläge längere Zeit fortgesetzt werden müssen, wenn sie wirksam seyn sollen. Ueber dieses werden sie selten anders, als in schmerzhaften Krankheiten, als Entzündungen der Brüste, bei Geschwülsten und Brüchen, angewendet, wo die geringste Abweichung von der Temperatur auf der Stelle sehr schmerzhafte Folgen nach sich zieht.

Sie zerfallen, wie die Bäder, in warme und kalte; haben aber nur das Eigene, daß man sie oft von der kältesten Temperatur, die nur die

Kunst hervorbringen kann, anwendet, und daß sie hierin die kalten Bäder übertreffen. Hingegen darf man die warmen Umschläge nie so heiß anwenden, als man es mit den Bädern thun darf; weil der einzelne entzündete und schmerzhafte Theil reizbarer und empfindlicher ist, als der ganze, obgleich kränkliche Körper.

Die warmen Umschläge sind entweder zertheilend oder erweichend. Die zertheilenden bestehen aus wohlriechenden Kräutern und Blumen, als Lavendel, Thymian, Salbei, Rosen u. dgl., welche mit kochendem Wasser aufgebrüht werden, welcher Abkochung man noch nach Befinden Wein, Branntwein oder Essig zusetzet. In diese Abkochung werden wollene Tücher getunkt, ausgerungen, und so warm, als man es auf dem geschlossenen Auge leiden kann, auf den kranken Theil gelegt. Die erweichenden bestehen entweder blos aus Milch, die man mit Semmelkrumen, zerdrückten Leinsaamen und Leinmehl, nebst etwas Safran zu einem Brei kocht, ihn zwischen leinene Tücher schlägt und ihn überlegt.

Bei der Anwendung der Umschläge kömmt es hauptsächlich darauf an, daß man den rechten Grad der Wärme trifft und diesen erhält, damit nicht der kranke Theil erkältet werde. Das erste, den schicklichen Grad der Wärme, findet man am besten, wenn man den Ueberschlag, wenn er eben applicirt werden soll, erst auf das geschlossene Auge legt. Kann man es vertragen: so wird es auch für

den kranken Theil zu heiß seyn. Was aber die Erhaltung einer gleich warmen Temperatur anbetrifft: so erreicht man am sichersten seinen Zweck, wenn man sich erstlich einen hinlänglichen Vorrath von Umschlägen bereitet, und diesen beständig in gehöriger Wärme erhält. Dazu ist erforderlich, daß man das Gefäß mit den Umschlägen nicht dem freien Feuer oder den glühenden Kohlen aussetzt, wodurch sie leicht zu heiß werden und verkochen; sondern man setze das Gefäß lieber in heiße Asche oder Sand. Zweitens, versehe man sich mit genugsamen wollenen oder leinenen Tüchern, damit man gleich einen frischen Umschlag überlegen könne, wenn man den gebrauchten abnimmt, und nicht erst nöthig habe, den Kranken ohne Umschlag so lange liegen zu lassen, bis der neue frisch bereitet ist. Drittens, lasse man den Umschlag nie so lange liegen, bis der Kranke über Abnahme der Wärme klagt; denn viele Kranke sind darin zu unempfindlich oder zu unerfahren; sondern untersuche oft selbst, und erneuere den Umschlag bei der geringsten Abnahme der Wärme. Eine Viertelstunde wird die längste Zeit seyn, daß man den Umschlag liegen lassen kann.

Zu kalten Umschlägen nimmt man Eis, Schnee oder Wasser, dem man noch nach Befinden Eis oder Salmiak und Salpeter zusetzt, um es noch mehr zu erkälten. Eine solche Bereitung von künstlicher Kälte sind die Schmuckerschen Fomentationen,

zu denen man Salmiak und Salpeter, von jedem 8 Loth nimmt, und dieses in zwölf Nösel Wasser (das Nösel zu einem Pfunde gerechnet), und drei Nösel Weinessig, zergehen läßt. Diese Mischung wird in einen Keller gestellt oder in einen Ziehbrunnen gehängt. Man befeuchtet damit Tücher und schlägt sie über,

Bei kalten Umschlägen hat man von dem zerfließenden Eis und Schnee zu befürchten, daß er die Kleidungsstücke und das Bette des Kranken durchnässe, und ihm eine Erkältung zuziehe, die oft ein Fieber zur Folge haben kann; ja das Schnee- und Eiswasser, so wie die ätzenden Salze können bei einer feinen Haut, den Kranken wund machen. Es ist daher nöthig, daß man ihm öfters trockene Tücher, Wachstuch und Schwämme unterlege, in die sich die Feuchtigkeit einziehen kann, was auch bei den warmen Umschlägen nicht undienlich seyn wird. Am besten aber wird man thun, wenn man den Vorschlag des Hrn. Dr. Ritter befolgt, der aus Erfahrung räth, die kalten Umschläge in eine Pferde- oder Schweinsblase zu gießen, und diese überzulegen. Diese Blase erhält nicht nur die Kälte länger, und sichert hinlänglich vor dem Durchnässen; sondern sie nimmt auch am leichtesten die Form des kranken Gliedes an, umschließt es fest, und läßt sich über den Kopf wie eine Mütze ziehen. Solcher Blasen soll man zwei anfüllen, und eine immer in einen

Brunnen legen, während man die andere überschlägt.

Die trockenen, krampfstillenden Umschläge für Kopfschmerzen, Magenkrämpfe und Koliken, bereitet man aus zerriebener Brodrinde, unter die man etwas zerstoßenen Kümmel, Wachholderbeere, oder zerschnittene Krause- oder Pfeffermünze mischt, sie mit Kampherspiritus, Brandwein oder Essig ansprengt, daß sie etwas feucht werden, zwischen Tücher schlägt und auflegt.

Noch muß ich hier der Senfteige erwähnen, die in manchen Fällen den Blasenpflastern vorgezogen werden, weil sie schneller wirken, ohne einen Verlust an Säften zu verursachen. Man nimmt Senfkörner, und läßt sie auf einer Kaffeemühle mahlen, oder im Mörser stoßen. Vor dem Senfmehl, das in manchen Läden feil ist, hüte man sich, da es meist zu alt ist, und sich verrochen hat. Diesen Senf vermengt man mit eben so viel scharfen Sauerteig, und gießt noch so viel scharfen Essig zu, daß es ein dicker Brei wird; oder man nimmt anstatt des Senfs frisch geriebenen Meerrettig, und vermischt ihn auf eben die Art; auch bedient man sich des blos in Essig geweichten Meerrettigs mit eben dem Erfolg. Diese Mischung streicht man eines Handtellers groß und etwas dick auf Leinewand, und bindet den Umschlag mit Tüchern fest. Der Ort, wo das Senfpflaster aufge-

legt werden soll, muß vorher mit einem in Essig getauchten wollenen Tuche so lange gerieben werden, bis sich einige Röthe zeigt. Das Pflaster bleibt dann so lange liegen, bis der Kranke über Brennen und Schmerzen klagt, oder solches durch sein unruhiges Benehmen zu erkennen giebt. Die Dauer dieser Zeit ist nach den Umständen verschieden; als die mittlere Zeit aber kann man, wenn man überzeugt ist, daß der Umschlag gut bereitet worden, eine halbe oder drei Viertelstunden annehmen. Die Empfindlichkeit des Kranken, die Feinheit der Haut, und die Gegenwart oder der Mangel des Bewußtseyns selbst, machen hier einen Unterschied. Klagt der Kranke über Schmerz, oder kann man es aus seinem Benehmen und Bewegungen schließen: so nimmt man den Senfteig ab, wäscht die an den Haaren festsitzenden trockenen Theile desselben weg, und bindet einen feinen leinenen Lappen darauf. Blasen oder kleine Blattern, wie Frieseln, erregt dieser Umschlag, außer bei einer feinen Haut, in der Regel nicht. Sind sie aber da: so sey man, besonders bei Faul- und Nervenfiebern, aufmerksam, weil sie leicht in Brand gehen. Auch eine hohe Röthe fehlt oft bei der Abnahme des Pflasters, und kömmt zuweilen oft den zweiten und dritten Tag, wo sie dann meistens ein gutes Kennzeichen ist, daß die Haut wieder ihre gehörige Kraftäußerung besitze. Wenn der Senfteig lange liegt, ohne daß der Kranke Schmerzen klagt, die Haut unempfindlich heiß und trocken ist: so muß

man zuweilen nach dem Umschlage sehen, ob er vertrocknet sey, und in diesem Falle ihn frisch bereiten, und die Haut wieder mit Essig reiben.

Von Klystieren.

Was das Bad für die Haut ist, das ist das Klystier für den Darmkanal. Es ist ein Bad, das die Unreinigkeit der Därme auflöst und abwischt, sie schlüpfrig macht, wenn sie trocken sind, sie, wie die Haut, zum Schweiße bewegt, die Krämpfe und Schmerzen derselben stillt, und die erschlafften wieder stärkt. Dies ist die einzige richtige Ansicht der Klystiere, die dem gemeinen Manne eben so nöthig zu wissen ist, damit er nicht bei Krankheiten durch unzeitige Schaamhaftigkeit, Eigensinn und Aberglauben, dem Arzte entgegen handele, und sich an den Rand des Grabes bringe. Selten wird ein Landmann dem Arzte hierin früher Gehör geben, als bis die Heftigkeit der Schmerzen ihn zwingt, sich über das Vorurtheil und die Schaamhaftigkeit hinweg zu setzen. Er glaubt, daß ein Klystier zu

nehmen, nicht besser sey, als sich sein Grab zu bestellen: und er kann recht haben; denn sein Eigensinn verschiebt ein Mittel bis zuletzt, was er gleich Anfangs brauchen sollte, und oft hindert ihn nur seine Kraftlosigkeit oder sein bewußtloser Zustand, sich nicht mit Händen und Füßen dagegen zu setzen.

Man hegt noch ein Vorurtheil, das aber oft seinen Nutzen hat. Man hält es nämlich für schädlich, wenn das Klystier nicht bald wieder abgehet, sondern Stunden lang bei dem Kranken bleibet. Dies verursacht ihnen oft unnöthigen Kummer, und sie dringen darauf, daß man ihnen noch ein Klystier geben soll, um das erstere fortzuschaffen; oft aber weigern sie sich auch, mehrere zu nehmen, aus Furcht, sie möchten auch zurückbleiben. Noch befürchtet man auch, durch mehrere Klystiere die Därme zu schwächen. Wenn man sagte, daß man die Därme so an das Klystieren gewöhnen könnte, daß die Oeffnung ohne sie nicht erfolgte: so würde man allerdings in mehrern Fällen Recht haben; aber es würde noch immer streitig bleiben, ob dieses Folge des rechten oder des Mißbrauchs wäre. Denn jedes Mittel, das nach Grundsätzen zur rechten Zeit angewendet wird, kann und darf keine andere als gute Wirkungen hervorbringen. Ist es wohl noch jemanden eingefallen, sich nicht so lange waschen und baden zu wollen, bis er vom Schmuze rein ist, aus Furcht, er möchte seine Haut schwächen? Dies Vorurtheil

mag von dem alten Glauben abstammen, daß Wärme schwäche, und Kälte stärke; eine ungültige Annahme, die aus Verwechselung der Begriffe von Stärkung und Zusammenziehung der Faser entstand.

Bei dem Gebrauch der Klystiere hat man vorerst auf das Instrument zu sehen, dessen man sich dazu bedient, indem dessen Beschaffenheit mehr Einfluß auf den Erfolg hat, als man gemeiniglich glaubt. In den frühern Zeiten bediente man sich ausschließlich einer beinernen Röhre mit der Blase, die aber, zumal seit der Einführung der Visceral-Klystiere, durch die zinnern Spritzen verdrängt worden sind. Die Mode allein hat ihre Einführung begünstigt; denn ihre Vortheile vor der Blase sind nur eingebildet, und man sollte billig von ihrem Gebrauche wieder abstehen. Das einzige, was sie vor der Blase zum Voraus haben, ist die größere äußere Reinlichkeit: aber dieses ist nur ein kleiner, meist scheinbarer, Vorzug; denn die innere Oberfläche der Spritze ist dafür meist desto unreinlicher. Die Blase hingegen wirkt weit sanfter und gemächlicher, und man ist auch nicht, wie bei den Spritzen, in Gefahr, durch einen ungleichen Druck den Mastdarm zu quetschen und zu verletzen. Aus dieser Ursache ist es bei unruhigen Kranken und Kindern bedenklich, sich der Spritze zu bedienen, weil immer eine größere Gewalt, als bei der Blase, dazu gehört, um das Klystier einzuspritzen, auch mehr Uebung und Gewandtheit bei der Applikation

nöthig ist, welches alles bei der ältern Art nicht zu befürchten war. Der theuere Preis und die Seltenheit der zinnern Spritzen, da nicht leicht ein Wundarzt oder die Wartfrau mehr als eine hat, die ein Inventarienstück bei dem Amte ist, Privatpersonen sich aber selten welche anschaffen, machen sie zu einem ekeln Instrumente, dessen Gebrauch, auch bei der größten Reinlichkeit, doch immer bei ansteckenden Krankheiten, als der Ruhr, und gewissen heimlichen Schäden, verdächtig; auch bei weniger Reinlichkeit, wegen einer zu befürchtenden Arsenik- oder Bleivergiftung gefährlich ist, wenn die Feuchtigkeit im Zinne scharf und ranzig wird. Warum sollte man auch weniger bedächtig und furchtsam seyn: da man bei dem gemeinschaftlichen Kelch im Abendmahl, der doch weit reiner als eine Klystierspritze gehalten werden kann, sich vor der venerischen Ansteckung nicht sicher hielt; überdieses Thatsachen existiren, die laut für die Gefährlichkeit der gemeinschaftlichen Klystierspritzen reden. Siehe Schlegels Materialien der Staats-Arzeneikunst. III. Heft, Nro. 1.

Will man sich ihrer aber doch bedienen, oder sich selbst eine anschaffen, so sehe man auf Folgendes: Die Büchse oder Röhre muß von dem besten englischen Zinn, das so wenig als möglich Bleitheile enthält, gearbeitet, und die innere Oberfläche so glatt und egal, als möglich seyn. Zweitens müssen die zwei zinnernen Platten des Stempels, zwischen welchen gewöhnlich Leder oder Filz liegt, der

Weis-

te der Büchse in allen Punkten angemessen seyn, und sie genau ausfüllen, welches man daran erkennt, wenn der Stempel, indem man ihn aufs oder niederstößt, keinen ungleichen Druck erfordert, auch wenn der Stempel vorgezogen, und die Büchse mit einer Feuchtigkeit angefüllt wird, solche zwischen den Platten und dem Filz nicht an einer Stelle mehr als an der andern hervorsickert. Wenn man drittens den Stempel ganz einstößt, und das Röhrchen abschraubt: so darf kein Zwischenraum zwischen dem Boden der Spritze und dem Stempel zu sehen seyn. Es ist dieses ein Haupterforderniß einer guten Klystierspritze: denn abgerechnet, daß das Klystier nicht ganz ausgeleert wird, wenn ein Raum zwischen dem Boden und dem Stempel bleibt: so kann auch in diesem Falle die Spritze nicht ganz rein gehalten werden, weil immer etwas von der Feuchtigkeit hier sitzen bleiben und das Metall anfressen kann. Die Röhren, auch die gebogenen zur eigenen Applikation, lasse man von Horn, oder die geraden wenigstens von festem Holze, verfertigen. Sie sind zwar nicht von der Dauer, als die zinnernen: aber sie lassen sich besser reinigen, und ihr wohlfeilerer Preis hindert auch nicht, sie bei dem geringsten Mangel gegen andere zu vertauschen. Ueber dieses reizen sie bei Hämorrhoidal-Knoten und Geschwulst des Afters denselben nicht so, als die metallenen, die oft allein Schuld sind, daß das Klystier nicht von den Därmen zurückgehalten wird. Zum Privat-Gebrauche

ist es genug, wenn bei jeder Spritze einige Röhren von verschiedenem Kaliber sind; die Wundärzte und Hebammen aber sollten sich von jedem Kaliber mehrere Röhren anschaffen, um sie gut rein zu erhalten, und bei verdächtigen Personen eigene in Bereitschaft zu haben. Bei den gewöhnlichen beinernen Klystierkanälen hat man blos darauf zu sehen, daß sie die gehörige Stärke haben, gut gebohrt und ihre Oberfläche glatt pollirt, auch die Mündung nicht scharf sey, daß man den Darm damit nicht reize und verletze. Die Blasen muß man oft wechseln, und wenn sie hart und unrein geworden sind, vor dem Gebrauche mit warmen Seifenwasser auswaschen.

Will man sich einer solchen Blase bedienen: so schneidet man sich eine Rindsblase knapp vor dem zugebundenen Ende in der Rundung auf, reibt sie mit Kleyen ab, daß sie weich werde, wendet sie um, daß die innere Oberfläche nach außen kömmt, und bindet die Röhre mit einem gewichsten Faden im Grunde der Blase fest. Hierauf schneidet man die Blase, die über die Mündung der Kanäle gespannt ist, durch, und wendet sie wieder um. Den umgeschlagenen Theil an dem Kelche der Röhre muß man dann von außen noch einmal an den Kelch fest binden. Hat man nun die Röhre durch den Hahn verschlossen: so gießt man das Klystier hinein, und bindet die Blase so knapp als möglich zu, daß sich keine Luft in der Blase befinden kann, die sonst mit in die Därme gedrückt wird.

Man hält dann die Blase auf das geschlossene Augenlied, um zu sehen, ob es nicht zu heiß ist. Sollte sich aber während der Applikation wieder Luft in der Blase sammeln, wie es zuweilen geschieht: so muß man diese entweder hinter die Klystierfeuchtigkeit zu streichen suchen, oder die Röhre abziehen, und die Luft herausdrücken.

Bedient man sich aber der zinnernen Klystierspritze: so muß man den Stempel abziehen, das Röhrchen abschrauben, und die Klystierfeuchtigkeit durch die Oeffnung, wo das Röhrchen abgeschraubt wurde, eingießen. Der Stempel wird dann wieder so weit vorgedrückt, daß die Feuchtigkeit den Boden der Büchse berührt, und sich keine Luft in derselben sammeln kann, sonst blähet die Luft den Kranken auf, und treibet das Klystier zu bald wieder heraus. Nach jedem Klystiere ziehe man die Spritze noch einigemal voll Seifenwasser, um sie recht zu reinigen, lege sie dann aus einander, und lasse sie austrocknen.

Unerfahrene Krankenwärter und Hebammen müssen sich die Applikation des Klystiers von einem Wundarzte zeigen lassen, um nicht dem Kranken Schmerzen zu verursachen. Es kömmt alles darauf an, daß die Röhre längst der Aushöhlung des Heiligen- oder Kreuzbeins in den Mastdarm hinauf geschoben wird. Geschieht dieses nicht: so stößt die Oeffnung der Röhre bei Weibern gerade vor die Gebärmutter, und bei Männern vor die Blase; das Klystier leert sich dann nur sehr schwer aus,

und dem Kranken werden oft sehr heftige Schmerzen verursacht. Das Klystier kann man in verschiedenen Lagen beibringen, bei welchen der Krankenwärter immer auf die natürliche Lage des Darms Acht haben muß; stehend, mit vorgebogenem Oberleibe, bei Krankheiten der Blase und der Gebärmutter; sitzend, bei Kreisenden in dem Gebärstuhl; liegend, auf der rechten Seite, damit die Därme auf die Seite weichen, und die Feuchtigkeit desto höher hinauf dringen könne, wo aber der Kranke sich nachher auf die linke Seite legen muß, damit das Klystier desto länger bei ihm bleibe; endlich auf dem Bauch oder Rücken liegend. Die Bauch- oder Seitenlage wählt man bei Kindern, oder läßt sie, wenn sie noch trinken, an die Brust legen, und während der Applikation etwas von der Amme an sich drücken, damit sie den Athem nicht an sich halten, und den Leib aufblähen können, wodurch das Klystier gleich wieder abgetrieben würde. In gleicher Absicht kann man auch eine Binde etwas fest um den Leib legen. Die Rückenlage muß man bei schwachen Kranken oder denen wählen, die durch Umstände, z. B. Beinbrüche, verhindert werden, eine andere Lage zu wählen.

Bei Wöchnerinnen, wo gemeiniglich die ersten Tage der After verschwollen und empfindlich ist, so wie bei entzündeten Hämorrhoidalknoten, bei zarten Kindern, bei Vorfällen des Afters, in der Ruhr und bei Blattern, die um dem After oder in dem-

selben sitzen, muß man mit dem Einschieben der Röhre sehr behutsam und vorsichtig seyn, um dem Kranken keine unnöthigen Schmerzen zu verursachen. Man kann vorher, ehe man das Klystier beibringt, die Geschwulst mit frischer ungesalzener Butter, mit einem Sälbchen, welches von Leinöl und Kalkwasser unter einander gemischt ist, bestreichen, so wie man die Röhre selbst vor dem Einbringen mit Oel glatt machen muß.

Das Oel, welches man zu Klystieren nimmt, muß frisch, hell und klar, und nicht ranzigt seyn. Man muß es jederzeit kalt dem Kräuterabsud beimischen, weil dasselbe, wenn man es über Kohlen erwärmt, leicht zu heiß wird. Will man ein Klystier wieder aufwärmen: so darf man das Geschirr nicht dem freien Feuer aussetzen, sondern muß es in heißer Asche oder Sand erwärmen.

Bisweilen werden kalte Klystiere verordnet, deren Zubereitung jederzeit von dem Arzte gelehrt wird; ich habe also dabei weiter nichts zu erinnern, als daß man sich hüte, sie aus Eigensinn oder Unverstand in warme zu verwandeln. Auch bei Tabaks-Klystieren habe ich nichts zu erinnern, als daß man die Maschine nicht eher in den Darm bringen darf, als bis der Tabak in vollem Brande ist, um nicht statt Rauch, Luft in den Leib zu blasen. Wenn man keine eigene Maschine dazu hat: so muß man sich der irdenen Pfeifen bedienen. Die eine Pfeife stopft man mit Tabak und brennt ihn an. Diese bringt man in den Mastdarm. Auf den

Kopf dieser Pfeife setzt man den Kopf einer andern leeren, und bläst so den Rauch ein. Um beide Köpfe kann man etwa noch feuchtes Papier oder ein Stück Blase wickeln, damit der Rauch nicht zwischen den Köpfen hervorgehen kann.

Man theilt die Klystiere noch in Hinsicht ihrer Wirkungen in eröffnende, besänftigende, nährende und stärkende ein. Die erstern werden aus abgebrühten Waizenkleien; aus Molken; aus Wasser, Salz und Oel; aus Bittersalz, zerlassener Manna und dem Absud von Sennesblättern oder Chamillenblumen, bereitet. Die besänftigenden Klystiere bestehen aus abgebrühter Waizenkleie; aus Leinsaamen und Milch; abgekochten Altheewurzeln; aus Stärkemehl in Wasser aufgelöst; aus zerlassenen Tischlerleim; aus Lein und Mandelöl, auch Mandel- und Melonenkernen-Milch. Nährende macht man aus Gersten- und Haferschleim in Kalbfleisch-Brühe gesotten, oder aus bloser Fleischbrühe. China-Klystiere und stärkende überhaupt werden mit ihrer Zubereitung von dem Arzte verordnet. Die kalten bestehen aus blosem Wasser, dem man etwas Essig zusetzen kann, und aus Schwalbacher-, Spaa- und Pirmonter-Brunnen.

Von Salbungen und Reibungen.

Als man in neuern Zeiten wieder anfing, mehr

Rücksicht auf die Verrichtungen der Haut zu nehmen, und auf mehrere Mittel bedacht war, durch sie auf den ganzen Körper zu wirken: so entriß man auch die Reibungen und Salbungen wieder der Vergessenheit, in die sie Unwissenheit und Vorurtheile gebracht hatten. Sie gehörten anfänglich bei den ältern Völkern unter die Klasse der stärkern Heilmittel, wurden aber zuletzt ein Gegenstand des Luxus und der Weichlichkeit, so wie sie auch jetzt noch den Beschluß jedes Bades bei den Orientalen machen, und eine Hauptursache der Festigkeit und Gewandheit jener Völker sind.

Man belegt diejenigen Reibungen des Körpers mit dem Namen der Salbungen, zu welchen Oele und Salben angewandt werden: die Reibungen oder Friktionen im strengern Sinne aber theilt man auch in trockene oder nasse ein, indem man zu letztern geistige Wasser, Wein, Weingeist u. dgl. anwendet.

Um die Salbungen gehörig zu verrichten, ist es für das erste erforderlich, die Haare von der Gegend abzuscheeren, die mit Salben eingerieben werden soll, damit die Oele und Salben nicht darin hängen bleiben. Ist dieses geschehen, so muß der Theil mit warmen Seifenwasser rein abgewaschen und gut getrocknet werden. Hierauf wird von der Salbe so viel, als eine Bohne oder Kastanie beträgt, in bestimmten Fällen aber so viel, als die Vorschrift besagt, auf den Theil getragen, und mit zirkelförmigen Bewegungen der Hand in die

Haut gerieben. Diese Bewegungen der Hand müssen aber so viel als möglich aufwärts gegen den Theil und den Haarwuchs gerichtet seyn, damit das Oel oder die Salbe desto leichter von den Mündungen der einsaugenden Gefäße aufgenommen werden kann, und die Härchen nicht die Mündungen derselben verschließen können. Mit diesen Reibungen wird so lange fortgefahren, bis so wenig als möglich von der Salbe noch auf der Haut zu sehen ist, und dann wird entweder eine frische Portion aufgetragen und eingerieben, oder der Theil in ein erwärmtes wollenes Tuch geschlagen, damit er in Transpiration kommen könne, und die Ueberbleibsel des Oels und der Salbe in das Tuch eingesogen werden. Bei der nächst folgenden Salbung aber muß der Theil wieder mit Seife abgewaschen und dann getrocknet werden.

So lange blos einfache Salben und Oele eingerieben werden, so lange verrichtet man dieses am bequemsten mit der nackten Hand. So bald aber Arzeneistoffe von großer Wirksamkeit, als Opium, spanische Fliegen und Queckſilberpräparate diesen Salben und Oelen beigemischt sind: so bedeckt man lieber die Hand mit ledernen Handschuhen, um zu verhüten, daß nicht selbst von diesen Stoffen etwas in den Körper dessen, der die Reibung verrichtet, übergehen könne. Es muß dieses auch geschehen, wenn Scheintodte zur Wiedererweckung mit ätzenden Salmiakgeist gerieben werden, welches sich sonst

auch in die lebende Haut einätzt und sie gleichsam verbrennt.

Um Salben und Oele einzureiben, wählt man, besonders wenn eine Stelle bestimmt ist, oder die Salbung über den ganen Körper geschehen soll, die Orte, wo die Stämme der Lymphgefäße und der Nerven am flächsten unter der Haut liegen, und am wenigsten durch Fleisch und Fett verdeckt sind. Dieses sind besonders die Gegenden der Haupt-Gelenke, als unter den Achseln, im Ellbogen, die innere Fläche des Vorderarms, die Kniekehle und das Fußgelenk, so wie die Seiten des Halses. Bei lange fortgesetzten Einreibungen läßt man die Salben gerne so einreiben, daß immer nur ein Gelenk auf jeder Seite dazu genommen wird, und daß man z. B. am Abend die Salbe in den Ellbogen des rechten Arms und in das linke Knie einreiben läßt, wenn man sie am Morgen in den linken Ellbogen und das rechte Knie eingerieben hatte. Es hat diese Verfahrungsart ihren sehr guten Grund, um den einsaugenden Gefäßen Zeit zu geben, das Aufgesogene der Blutmasse mitzutheilen, und nicht durch Uebersättigung und zu starken Reiz zu Stockungen in ihnen Veranlassung zu geben.

Wenn Salben eingerieben werden, um Geschwülste, Verhärtungen und Knoten zu erweichen und zu zertheilen: so muß dieses, besonders bei den zwei letztern, nicht unmittelbar auf ihnen, sondern ein Fleck unter ihrem Anfang geschehen, weil sonst

nichts von der Salbe aufgesogen werden, und das Reiben des Geschwulstes nur mechanisch auf ihn wirken kann; so muß bei Knoten in den Weichen die Salbe nicht auf ihren, sondern in der innern Fläche der Schenkel und im Knie eingerieben werden.

Die Reibungen werden hauptsächlich zur Stärkung und Belebung einzelner Theile oder des ganzen Körpers angewandt, und zerfallen, wie oben gesagt wurde, wieder in die nasse oder trockene. Zur nassen gebraucht man gewöhnlich rauche wollene Tücher oder Bürsten, die mit der Feuchtigkeit getränkt sind, und es ist dabei weiter nichts zu beobachten, als daß man bei und nach dem Reiben eine gleichmäßig warme Temperatur erhält, auch den Theil wohl abtrocknet. Die trockenen Reibungen verrichtet man mit rauchen, wollenen oder leinenen Tüchern, die man noch vorher, um den Reiz zu vermehren, mit dem Rauch aromatischer und reizender Mittel, als Kümmel, Wachholderbeeren, Agtstein und Gummi Animä durchziehen lassen kann; und es wird diese Art vorzüglich bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen, bei Wassergeschwülsten, Schwäche und Stockung der Eingeweide mit vielem Nutzen angewendet. Die harten Bürsten wendet man gewöhnlich nur bei Ohnmächtigen, Scheintodten und Verunglückten an, und wählt zu ihrer Anwendung solche Orte, wo entweder die Nerven und Blutgefäße sehr flach liegen, überhaupt solche, wo das Reiben sonst die größte Empfindlichkeit er-

weckt, wie auf den Fußsohlen, wenn sie nicht zu callös sind; wo dann so lange als möglich fortgefahren werden muß, und sollte sich auch darüber die Oberhaut abschälen. In andern Fällen, als bei rheumatischen Schmerzen und Geschwülsten, ist es hinlänglich, so lange damit fortzufahren, bis sich eine Röthe der Haut und vermehrte Wärme einstellt.

In neueren Zeiten gab der Perkinismus oder die Methode, den schmerzenden Theil mit Metallnadeln zu streichen *), dem Wundarzt Molwitz zu Stuttgard zur Erfindung seiner Metallbürste Veranlassung **). Sie ist zwar, so viel mir bekannt geworden, außer dem Erfinder von Niemand angewendet worden; verdient aber bei hartnäckigen Krankheiten der Haut, veralteten Gicht- und Flußbeschwerden, so wie bei Hypochondrie und Hysterie zur Erweckung einer größern Thätigkeit der Haut und Därme, gewiß die vorzüglichste Berücksichtigung.

Die Zeit selbst, zu welcher die Reibungen und Salbungen, besonders die über den ganzen Körper, als Kur langwieriger Beschwerden, angestellt werden sollen, muß gleichfalls wohl er-

---

*) Siehe Hufelands Journal, 6ter B. 2tes Stück. pag. 439.

**) Ihre Abbildung und Beschreibung siehe Hufelands Journal. 10ter B. 1stes St. pag. 110.

wogen werden. Man sey besorgt, es nicht vorzunehmen, wenn der Magen eben mit Speisen überfüllt ist, oder eben ein Fieber das Blut in Wallung gesetzt hat; überhaupt nicht bei großer Tageshitze. Die beste Zeit ist früh, kurz nach dem Erwachen, oder Abends vor Schlafengehen: weil nach dem Erwachen die Haut am mehresten zur Aufnahme fremder Stoffe geneigt ist, und dieses auch bei den Salbungen, auf die bald der Schlaf erfolgt, der Fall ist; weswegen sich auch der Kranke nach jeder Reibung, sie mag zu einer Tageszeit geschehen, zu welcher sie will, zur Ruhe legen muß.

Fünftes Kapitel.

Von der Reinigung der Kranken, und dem Wechsel der Wäsche.

In jeder Krankheit ist es das Haupt-Augenmerk des Arztes, alle Wege, durch die ein Stoff oder eine Unreinigkeit aus dem Körper geschafft werden kann, in den Stand zu setzen und zu erhalten, in welchem sie ihre Verrichtungen ungehindert fortsetzen können; und die populäre Medicin sollte keine andere Anleitung geben, als wie dieses auf die leichteste und geschwindeste Art durch diätetische Mittel geschehen könnte. Aber gewöhnlich tritt sie aus ihren Gränzen heraus, und theilt Vorschriften an den Layen aus, die nur in der Absicht gegeben zu seyn scheinen, um das arglose Menschengeschlecht zu hintergehen, und die betrügerische Kunst zu lehren, leichte Krankheiten in schwierige zu verwandeln.

Wir suchen bei Stuhlverhaltungen durch warme Einspritzungen den Darmkanal eben so zu erweichen, wie wir durch laue Bäder die Haut zu

reinigen und in Ausdünstung zu setzen suchen: aber die Vorurtheile der Kranken und Wärter in Absicht der Reinigung und des Wechsels der Wäsche vereiteln nur zu oft die Bemühungen des Arztes und der Natur, und ihr Eigensinn verschlimmert die Krankheit durch Friesel, Ausschläge und wunde Augen, als Folge der Unreinlichkeit.

Man wird unter hundert Fällen vielleicht nicht einen finden, wo man zu klagen Ursache hätte, daß der Kranke zu kühl gehalten würde; man wird also fast eben so oft mit der Folge eines zu warmen Verhaltens zu kämpfen haben. Der Schweiß wird durch die Krankheit und die ungewohnte Bettwärme vermehrt. Da aber nach dem gemeinen Vorurtheil kein Kranker unter neun Tagen gewaschen werden, oder die Wäsche wechseln darf: so bringt die Bettwärme und das beständige Dunstbad einen profusen Schweiß hervor, dessen ölichte Theile die Haut zulezt wie mit einem Firniß überziehen.

Um diesen Uebeln vorzubeugen, entziehe man dem Kranken alle unnöthige Federbetten, und entferne so schnell als möglich alle beschmuzten Bettlacken und Wäsche. Bei lange daurenden Blutflüssen und Eiterungen bediene man sich des Schwammkissens und anderer noch anzugebenden Mittel. Man darf getrost den Kranken zu jeder Stunde und an jedem Tage reinigen und waschen. Trüge man Bedenken, es zu thun: so müßte er schon so schwach seyn, daß man dieses Geschäfte lieber der Todtenfrau überlassen wollte.

Sonst kann man es getrost thun, wenn nicht eben der Fieber-Paroxismus nahe oder schon eingetreten ist, der Kranke eben schwitzt, oder über trockne Hitze klagt; wenn nicht fieberhafte Ausschläge eben im Entstehen sind, oder oft wieder zurücktreten. Von diesen fieberhaften Ausschlägen muß man aber den Friesel ausnehmen, der am leichtesten durch öftere Reinigung der Haut verhütet wird, und dessen Daseyn den Wärter gar nicht hindern darf, den Kranken so oft zu reinigen und umzukleiden, als er es nöthig findet.

Man glaubt es nicht, wie viele Kräfte man dem Kranken durch öftere Reinigung erhalten kann, und wie viele verdrüßliche Zufälle man ihm erspart. Der Friesel, dieses Kind der Bettwärme und des Schmuzes, wird verschwinden: und wie viele Angst erspart man allein dadurch dem Kranken, besonders den Wöchnerinnen, die ihn als den Vorboten des Todes ansehen, und gleichwohl zu verzagt sind, ihm durch Reinlichkeit die Spitze zu bieten. Aber die Gefahr des Friesels kömmt noch in keinen Betracht gegen die häufige Schlaflosigkeit, die Delirien, die Hitze und das verstärkte Fieber, welches die unausbleiblichen Folgen der vernachläßigten Reinlichkeit sind.

Will man den Kranken waschen: so warte man, bis der Schweiß ganz vorbei ist, also früh, nach dem Nachtschweiße und nach Beendigung des Fieber-Paroxismus, wenn der Kranke nicht zu matt ist, daß er lieber schlafen will. Kann er sich

aber noch vor dem Schlafen waschen und umkleiden lassen: so wird auch dann sein Schlaf desto erquickender seyn, und er nicht so viel vom Schweisse im Schlafe zu besorgen haben. Am nöthigsten ist das Waschen an den Theilen, die am meisten durch den Schweiß verunreinigt werden. Die nassen Haare trocknet man mit warmen Tüchern ab, und vertauscht die Hauben und Mützen mit reinen. Das Waschen selbst geschieht am besten mit Schwämmen und einer Seifenauflösung in warmen Wasser, in welchem man vorher zur Stärkung einige aromatische Kräuter abgebrüht hat. Die gewaschene Stelle muß sogleich von einer andern Person mit flanellenen Tüchern abgetrocknet werden, damit der Theil nicht erkälte. Wenn der Kranke schwach ist, kann man ihn auch mit Wein waschen.

Was die Wäsche des Kranken betrifft, so wäre zu wünschen, daß man sich statt des leinenen eines Zeuchs von Leinen und Baumwolle bediente, welches die Haut eben nicht mehr reizt, als leinenes allein, und doch den Schweiß besser einsaugt, folglich die Haut reiner erhält, und allen Folgen der Unreinlichkeit vorbeugt. Wer in gesunden Tagen gewohnt war, flanellene Leibchen auf dem blosen Leibe zu tragen, lege sie aus dieser Absicht in Krankheiten nicht ab. Wer sich aber in Krankheiten früher, ehe die Wiedergenesung eingetreten ist, und der Kranke außer Bette seyn kann, ganz in Wolle zu kleiden, anfangen wollte, der würde sehr unrecht thun: da die Wolle die Haut sehr reizt,

sie

sie folglich zum Schweiße geneigter macht, auch ansteckende Krankheitsmaterien fester hält, und also die Gefahr der Ansteckung bei den Wärtern und andern Patienten vergrößert. Ueber dieses müssen wollene Unterkleider häufiger als leinene gewechselt werden; welches bei der ärmern Volksklasse, wo dieses nicht statt finden kann, nur zur größern Unsauberkeit Veranlassung geben würde.

Liegt der Kranke in einem so starken Schweiß, daß die Bettlacken und das Hemde feucht werden, und man fürchtet sich, ihn umzukleiden: so muß man weiße, trockne, wohldurchwärmte Tücher unterstopfen. Will man aber das Hemde wechseln: so löse man erst die Hals- und Armbinden, und werfe dem Kranken das neue Hemd erst über, ehe man das feuchte von den Armen und Leibe zieht.

Die Wäsche selbst muß rein gewaschen, auf das vollkommenste getrocknet und durchwärmt seyn. Gewöhnlich nimmt man Wäsche, die der Kranke oder eine andere Person schon getragen hat, und befürchtet von derselben nicht so viel als von frischer. Man kann aber dieser Furcht überhoben seyn, wenn man bedenkt, daß nichts als die Feuchtigkeit oder die Kälte an der Wäsche vermieden werden soll; dieses aber sehr leicht geschehen kann, ohne daß sie eben erst von andern durchschwitzt wird. Eben so unstatthaft ist es, wenn die Wäsche erst eine Zeit lang im Krankenzimmer aufgehängt wird, um warm und trocken zu werden, oder wenn man sie zu dem Kranken in das Bette steckt. Der Kranke soll ja

Bayerische Staatsbibliothek München

nicht blos das feuchte durchschwitzte weiße Zeuch wechseln, sondern auch von dem befreit werden, das sich voll Krankheitsstoff gesogen hat, und das seinem Geruch eben so lästig, als dem Athmen schädlich wird. Zu verwerfen ist ferner, die Art, die Wäsche durch warme Steine, Wärmflaschen und am Ofen zu erwärmen, weil sie dadurch nicht gleichmäßig warm wird. Schädlich aber ist es, die Wäsche über glühende Kohlen zu halten, sie in eigene dazu verfertigte Wärmkörbe zu stecken, oder sie vom Rauch des Räucherpulvers durchziehen zu lassen: weil auf diese Art ein fremder Stoff in die Wäsche kommt, der die Haut austrocknet und spröde macht, auch einen entscheidenden Schweiß oder Ausschlag zurückhalten kann. Die vorzügliche Art, Wäsche für Kranke zu erwärmen, ist folgende: Man wendet die innere Seite des Hemdes und der Aermel nach außen, zündet eine verhältnißmäßige Menge, in Stücken zerrissenes reines Schreibpapier an, und fächelt die Wäsche, indem man sie oben und unten zugleich faßt und aus einander hält, über der Lohe so lang, bis sie gehörig erwärmt ist. Diese Art giebt der Wäsche eine gleichmäßige Temperatur, die der Wärme des Körpers gleich kommt. Oder man nimmt Breter von festem Holze und gehöriger Größe, erwärmt diese und legt die Wäsche dazwischen oder wickelt sie darum.

Wie oft darf man, und wie oft soll man die Wäsche in Krankheiten wechseln? So bin ich oft von reinlichen und unreinlichen Personen gefragt

worden. Wenn jemand seine Hände zehnmal in einem Tage schmuzig macht: so wird er sie eben so oft waschen, und sich nicht überreden wollen, daß es genug sey, sich beim Ankleiden gewaschen zu haben. Eben so wenig wird man glauben, daß es genug sey, alle 8 Tage das Hemde zu wechseln, wenn man es täglich zweimal durchschwitzt. Man wird es in jeder Krankheit sicher ohne Nachtheil gegen ein trockenes vertauschen können, wenn man die Vorsichtsregeln beobachtet, die ich oben angegeben habe; zumal da der Nachtheil, der durch die Anstrengung des Kranken, und die etwanige geringe Veränderung der Wärme entstehen könnte, gegen den gehalten, der von einem feuchten Hemde, das auf dem Leibe trocken werden muß, ganz gewiß — gar nichts beträgt. Und wenn ja bei dem Wechsel der Wäsche ein Nachtheil entstehen sollte: so kann man sich zum voraus versichert halten, daß das Versehen und die Nachlässigkeit der Wartung, nicht das Umkleiden — daran Schuld war.

Sechstes Kapitel.

Speisung der Kranken.

Was darf der Kranke essen? Dies ist gewöhnlich die erste Frage an den Arzt, ehe man noch weiß, ob der Kranke essen will oder darf. Man glaubt überhaupt, daß der Mensch auch in der Krankheit nach seiner Gewohnheit zweimal essen müsse; und oft ist es die einzige Klage über Mangel an Appetit, die man hört, und in den Augen vieler Leute das schlimmste Zeichen, das sich zu einer Krankheit gesellen kann, ohne daß sie bedenken, daß die Natur eben durch diese Unlust zum Essen, sich von der Krankheit befreien wollte. Unzählige Kranken werden durch diese Versündigung gegen die Natur getödtet; und blos deswegen, weil in Hospitälern die Kost einfacher und strenger ist, heilen die Aerzte im Lazareth wichtigere Krankheiten leichter und geschwinder, als leichtere Krankheiten bei Vornehmen und Reichen, die sich selbst überlassen sind.

Ich will es versuchen, einige allgemeine Regeln festzusetzen, um bei Krankheiten sich mit den Speisen darnach zu richten.

Kranke, die keinen Appetit zum Essen haben, dürfen durch keine Zuredung oder durch Anbieten sogenannter Krankenspeisen und Leckerbissen dazu verleitet werden. Es ist Wahnsinn, gegen diesen Naturtrieb zu handeln und dem Kranken Speisen aufzudringen. Dies ist die erste Regel in allen Krankheiten, die aber leider auch am ersten übertreten wird. Der Kranke, zumal wenn es ein Kind ist, hat in zweimal 24 Stunden nicht gegessen, ist ein Aufruf an alle Freunde, die niedlichsten, die fettesten, und unverdaulichsten Speisen für den Kranken zuzubereiten. Der Mangel des Appetits ist allemal ein Zeichen, daß der Magen so empfindungslos ist, daß die Magensäfte ihn nicht reizen können, oder daß auch sie so verdorben sind, daß sie die Speisen ntcht zersetzen können, oder endlich, daß noch eine Menge vorher genossener unverdauter Speisen in dem Magen vorräthig sind, daß er sie, obgleich seit geraumer Zeit, noch nicht hat verdauen können. Je heftiger das Fieber, je größer die Schmerzen und die Krankheit, desto fester muß auch diese Regel, dem Kranken nichts zu reichen, gehalten werden. Wenn aber beim Nachlaß des Fiebers und der Krankheit, und in der Reconvalescenz der Kranke noch immer keinen Appetit bekommt: so kann man es durch einige gewählte

Speisen, die man mit etwas Gewürzen, als Muskaten, zugerichtet, versuchen, den Magen zu reizen: denn hier trifft gewöhnlich das Sprüchwort ein: der Appetit kommt während dem Essen. Die Wahl der Speisen aber, wenn der Kranke nicht selbst zu etwas Appetit bekommt, bleibt durchaus nur dem Arzt überlassen.

Hunger ohne Appetit in Krankheiten ist ein Zeichen der scharfen Magensäfte; und es ist dieser Umstand dem Arzt zu wissen nothwendiger, als daß der Kranke gar nicht essen mag. Der Kranke darf in diesem Falle den Hunger nie durch Ueberladung des Magens zu stillen suchen, und muß alle Gemüßarten, Mehl- und Milchspeisen, alles Geschmorte, alles fettige und hefige Backwerk vermeiden. Hingegen kann er mageres Fleisch und Braten, weiche Eier und antiscorbutische Pflanzen und Wurzeln, als Kreßarten, den Merrettig u. d. gl. essen.

Wenn die Menschen in ihren Krankheiten medizinische Fasttage halten wollten, wie sie religiöse halten: so würden die Aerzte wenig bei ihnen erwerben können. Aber für den gemeinen Mann ist die Krankheit nächst der Kirchweihe die beste Gelegenheit, wo er sich etwas zu Gute thun will. Der kranke Bauer will gelabt seyn. Darunter versteht er aber nicht eine erfrischende Speise, die sein verbranntes Blut auflöst, und die Galle dämpft, kein Gelee und keine Kräutersuppe; sondern er labt sich eben so gut an einem Gerichte Sauerkraut mit

Gänsefett geschmelzt, und an jeder Speise, die für ihn in gesunden Tagen zu kostbar war, und die ihn nun die dumme Gutmüthigkeit der Nachbarn verschafft. Er verachtet, so bald nur seine Zunge wieder schmecken kann, die gesunde Kräutersuppe, und verlangt nach Knackwurst und Eiern.

Keine Speise ist unbedingt schädlich, so bald der Kranke einen heftigen Appetit dazu hat.

So parodox dieses zu seyn scheint, so ist es doch unter einigen Bedingungen allerdings wahr. Es ist bekannt, daß oft langwierige und heftige Krankheiten, besonders Fieber, die aus dem Unterleibe und der gestörten Verdauung ihren Ursprung genommen haben, blos durch eine Speise, die man dem ersten Ansehen nach für schädlich halten sollte, sind gehoben worden; und es ist dieserhalb schon in der Hinsicht schwer, eine Speise, nach der der Kranke heftiges Verlangen hat, zu verweigern, weil auch in der Reconvalescenz der Appetit oft plötzlich mit dem Verlangen nach einer Speise eintritt, die man für die Umstände nicht ganz angemessen findet, die aber doch sehr gut verdaut wird, und nach welcher sich der Kranke sehr wohl befindet.

Man muß aber vorzüglich darauf sehen, ob das Verlangen nach der Speise von selbst entstanden, oder durch Vorweisung und Anrathung derselben erregt worden ist. Die Speise muß ferner so einfach als möglich bereitet, und alles, was sie

unverdaulich machen kann, als Fett u. dgl. vermieden werden, endlich darf man sie dem Kranken nur in den kleinsten Portionen reichen. Man findet auch schon in den meisten Fällen, daß der Appetit des Kranken sogleich gestillet ist, und er nichts mehr mag, wenn er oft kaum die verlangte Speise gesehen, oder nur eine Gabel voll davon genossen hat.

Die Speise ist desto nahrhafter, verdaulicher und um so unschädlicher, je aufgelöster und je weniger fest sie ist.

Deswegen vertreten dann in Fiebern das häufige Trinken der Ptisanen, der schleimigten Abkochungen von Gerste und Hafer, und der Gelees, sehr wohl die Stelle der ordentlichen Mahlzeiten; und daher finden wir auch, daß der Kranke desto weniger Verlangen nach Speisen zeigt, je mehr er trinkt. Darum ist auch, die Suppenform die schicklichste für den Kranken, um ihm etwas sehr Nahrhaftes beizubringen. Die Suppe ist aber am leichtesten zu verdauen, die sowohl animalische als vegetabilische Bestandtheile enthält. Denn da der Mensch seiner Natur nach von beiden leben soll, und der Mangel des einen das Verhältniß der zu assimilirenden Theile verändert: so muß auch dieses Verhältniß das zuträglichste seyn. Fleischbrühe allein, zumal wenn sie sehr fett ist, belästiget den Magen, das Fett scheidet sich ab und wird ranzig; Kräutersuppen aber ohne Fleischbrühe, und Wassersuppen mit Butter und Semmelschnitten, verur-

sachen zu viel Gährung und Blähungen im Magen. Nur eine Suppe von beiden Bestandtheilen, mit etwas Muskatennuß und Ei, wird für Kranke die leicht verdaulichste seyn.

Die Gemüse blähen alle, und verursachen leicht Säure, gewöhnlich desto mehr, je zärter sie sind. Der gemeine weiße Kohl und Kohlrabi blähen stärker und treiben den Leib mehr auf, als der braune Kohl, dessen Saft leichter purgiret. Die Rippen des Weißen- und Savoyer-Kohls beschweren den Magen viel stärker, als die Blätter. Die krausen Knospen des Blumen-Kohls blähen nicht so sehr, als die Stengel und jungen Sprossen des grünen und braunen Kohls, und lassen sich leichter verdauen, als die Blätter. Die Verdauung wird beschwerlicher und unvollkommner, wenn der Kohl mit Butter geschmort wird, besser thut man deswegen, ihn mit Fleischbrühe zu kochen. Aus den Rippen des großen römischen Mangolds oder Beißkohls kann man ein Gericht bereiten, daß den Artischocken weder an Zärtlichkeit noch Wohlgeschmack etwas nachgiebt. Man zieht die äußerlichen Schaalen von den Rippen ab, und nachdem sie gekocht und gebrühet sind, trocknet man sie auf einem Siebe ab. Alsdann werden sie in einer Schüssel mit wenig Fleischbrühe, Salz, Muskatennuß und Pfeffer, über dem Feuer gekocht. — Die Kohlrüben sind leichter verdaulich, als der Kohlrabi, der gewürzt werden muß, wenn er nicht blähen soll. Die rothen und gelben Rüben sind sehr leicht

verdaulich, da sie eine beträchtliche Menge Zuckerstoffs als Digestiv-Salz bei sich führen. Unter den weißen Rüben verdienen die kleinen Steckrüben, welche, unter dem Namen der Märkischen bekannt sind, die meiste Achtung.

Die Kreßarten, besonders Brunnenkresse, sind leicht verdaulich, schleimauflösend und harntreibend; deswegen bekommen sie so gut bei schwachem Magen, als Gemüse und Salat. Zu vermeiden sind sie bei Nierenschmerzen und Strangurien. Am besten werden sie als Gemüse mit weichen Eiern verspeiset.

Zu Krankenspeisen und Suppen soll man lieber die Wurzeln nehmen, die durch das Salz, das sie bei sich führen, weit leichter zu verdauen sind, oder die Kreßarten, die etwas Scharfes bei sich führen, wodurch sie die Verdauung befördern. In dieser Rücksicht kann man dem Kranken lieber einen Teller Merrettig, als eine Tasse voll Schnittkohl erlauben.

Die Hülsenfrüchte müssen bei Krankheiten ganz vermieden werden. Zwar haben sie ein Mehl bei sich, das wirklich sehr nahrhaft ist, und belästigen auch, wenn sie sehr weich gekocht und die Hülsen durch den Durchschlag abgeschieden sind, einen gesunden Magen wenig: aber eben diese große Menge Mehl macht sie für den Kranken unverdaulich. So ist es auch mit Brei und Klösen. Aus dieser Ursache soll man auch die Kartoffeln vermeiden, oder sie dem Kranken nur in kleiner Quantität und in hei-

ßer Asche gebraten, erlauben. Auch darf man sie weder mit Butter, Mus, oder Fett, lieber mit Senf speisen.

Von Backwerk sollte ein Kranker weiter nichts, als altes gut ausgebackenes Brod, Zwieback, und in der Reconvalescenz Torte oder Biscuit genießen. Unter den Brodarten ist das gewöhnliche Hausbrod von Gemangkorn, allem andern, das Franzbrod allein ausgenommen, vorzuziehen. Semmeln sowohl, als das weißbacken Brod sind zu schwer zu verdauen und blähen, sind auch oft durch Pottasche aufgeschwemmt. Backwerk von Hefen, Fett und Butter, Solf- und Eisen-Kuchen sind ganz zu vermeiden. Im Allgemeinen ist jedes Backwerk desto verdaulicher, je älter und trockner es ist.

Das Fleisch benutzt man für Kranke theils zu Suppen, theils in Substanz. Bouillon für Kranke, deren Verdauung ganz vernichtet ist, bereitet man von Hühnern und dem zarten Fleische der Kälber, auch von Kalbsfüßen. Diese Brühen nähern sich sehr den Gelees, und enthalten viel nahrhaften Schleim, der sich leicht im Magen aufflöst, aber wenig Fett. Lange darf man jedoch mit ihrem Gebrauche nicht fortfahren, da sie den Magen schwächen, indem sie ihn zu wenig angreifen. Wo es aber nöthig ist, länger damit fortzufahren, muß man sie mit Gewürzen versehen, oder ihnen das Gelbe der Citronen und Pomranzen beimischen, auch kann man dabei gedörrte oder eingemachte säuerliche Früchte, essen lassen, die den Magen etwas aufreizen.

Bei besserer Verdaunng kann man die Kraftbrühen von Rindfleisch und Rindsknochen zur Speise benutzen. Das Mark dieser Knochen aber darf man nur mit Vorsicht genießen lassen, da es, so sehr es auch nährt, doch immer schwer zu verdauen ist. Die Brühe aber von Schöpfenfleisch, ist unter allen am schwersten zu verdauen, besonders bei Kindern und bei Neigung zur Säure, da sich das Talg so leicht absondert und gerinnt.

Dasselbe Verhältniß, wie mit den Kraftbrühen, findet bei dem Fleisch in Substanz statt. Bei schwächerer Verdauung paßt das zarte Geflügel, junge Tauben und Hähner, die Strichvögel und Feldhühner, so wie die Brust von Hühnern. Zu vermeiden sind wegen des Fettes das Enten- und Gänsefleisch.

Die beste Zubereitungs-Art des Fleisches für Kranke ist das Braten. Bei dem Kochen gehen zu viel nahrhafte Theile in das Wasser über, und es bleibt oft nichts zurück, als trockne Fasern, die den Magen beschweren. Schweinefleisch, wenn es nicht fett ist, wird nächst dem Flügelwerk, gekocht am besten vertragen, gekochtes Schöpsenfleisch aber am schwersten. Dagegen gewährt der magere Schöpsenbraten eine leicht verdauliche Speise. Alle Arten von geräuchertem Fleisch, Schinken und Wurst, muß der Kranke vermeiden. Das Dämpfen des Fleisches ähnelt dem Kochen, indem man das Fleisch in einem verklebten Topfe mit wenig Wasser ansetzt, so daß es die Wasserdämpfe

weich und gar machen müssen. Es ist eine sehr gute Methode, das Fleisch zur Verdauung geschickter zu machen. Nur die Brühe des gedämpften Fleisches ist, weil sie aus brenzlichten Fetttheilen besteht, schwer verdaulich.

Auch die Flußfische gewähren für den Kranken eine angenehme und leicht verdauliche Speise. Sie lassen sich desto leichter verdauen, je weniger fett und alt sie sind, unter allen sind die Forellen am mehrsten zu empfehlen; fette Fische aber, wie den Aal, muß der Kranke vermeiden. Das Fleisch der Karpfen ist ein vortreffliches Essen, verdaut sich leicht und bekommt allen Konstitutionen, wenn es nicht zu alt oder fett ist; auch darf es nicht schlämmern. Indessen erlaubt man es nicht gern den Wiedergenesenden, und untersagt es den Podagristen, deren Anfälle es befördert. Je ruhiger das Wasser ist, worin die Karpfen leben, desto weicher ist überhaupt ihr Fleisch. Ihre Zubereitung muß sich allein auf das Sieden beschränken; da jede andere Art, als das Backen und die pohlnische Brühe, so wie das Verspeisen mit Butter und Oel, sie unverdaulich macht. Die geräucherten und gesalzenen Meerfische aber sind für Kranke schädlich; da sie entweder blosses getrocknetes Fleisch mit Salz, wie die Stockfische, besitzen, oder ihr Fett sich mit der Salzsäure verbunden hat. Bei chronischen Krankheiten, besonders bei Verschleimung des Magens, und wenn kein Fieber vorhan-

den ist, kann man allenfalls ein Stückchen frischen Hering erlauben.

Obst aller Art, ob es gleich reif ist, ist im Allgemeinen den Kranken nicht zu empfehlen, und kann nur unter gewissen Bedingungen genossen werden. Die Zucker, oder reine vegetabilische Säure, die es enthält, machen es zwar in Fiebern zu einer erfrischenden Kost: aber eben wegen seiner hervorstechenden Eigenschaften ist es eben so gut im Stande zu schaden, wenn es ohne Vorbewußt des Arztes angewendet wird. So verursachen auch die Früchte, welche ein ganz weiches wässeriges Fleisch besitzen, ob sie gleich sehr kühlen und verdünnen, doch leicht Durchfall und Blähungen.

Man muß diesen nachtheiligen Eigenschaften durch eine schickliche Zubereitung zuvorzukommen suchen. Man thut dieses, wenn man sie entweder in ihren eignen Säften dämpfen oder flennen, wie das Stein-Obst, oder sie braten und kochen läßt. Das Dämpfen und Braten ist auch hier die beste Zubereitungs-Art, da sich das Obst dabei seines übrigen wässerigen Saftes entlediget, das Fleisch hingegen dadurch ganz aufgelockert wird. Kochen darf man nur solches Obst, dessen Fleisch sehr derb ist, und das mehr Säure als Saft bei sich führet. Da es aber dabei immer mehr Kochwasser einzieht, als nöthig ist, und dadurch der Geschmack verringert wird: so thut man wohl, durch einen Zusatz von Wein und Zimmt den Geschmack wieder zu erhöhen. Borstorfer-Aepfel auf diese Art

zubereitet, sind eine Speise, an der sich jeder Kranke erquicken kann, ohne den mindesten Nachtheil davon zu fürchten zu haben. Auch gebratene Aepfel können jedem Kranken gegeben werden; nur Schade, daß man meistens die geschabten Aepfel vorziehet, die nur in so fern verdaulicher werden, weil die mehrsten Kranken sich nicht die Zeit nehmen werden, sie so klein zu zerkauen. Am allernüzlichsten ist reifes getrocknetes Obst, das alles verliert, wodurch es schaden kann. Die Wald- und Gartenbeeren, als Johannis-, blaue und rothe Heidelbeeren, verhalten sich durch ihre kühlende und stopfende Kraft bei Kranken noch am besten: aber eben ihrer Kraft wegen, ist jedem Kranken nur ihr mäßiger Gebrauch zu rathen. Die Erdbeeren erfrischen, und befördern den Stuhl und Urin. Mit Milch dürfen sie durchaus nicht gespeist werden, da sie ihre Säure zersetzet und Koliken verursacht; nur mit Wein und Zucker zu einer Marmelade gemacht, können die Wald-Erdbeeren, die balsamischer als die großen Garten Erdbeeren sind, gespeiset werden. Da sie sehr zum Urin treiben, so müssen sie zärtliche Schwangere, die einen Unschlag zu befürchten haben, vermeiden. Ueberhaupt erhellet aus mehrern Bemerkungen, daß die Erdbeeren eine Speise sind, die die Nerven des Magens auf eine noch unbekannte Art oft belästigen, so daß sie oft Ohnmachten, Schwindel, Druck im Magen, sogar Aufschwellen der Lippen, Nase und Ohren verursacht haben; und sie scheinen fast eben so zu wir-

ken, wie die Krebse und Muscheln, die bei einigen Personen oft ganz besondere Wirkungen hervorbringen. Es folgt daraus, daß man mit ihrem Genusse in Krankheiten vorsichtig seyn müsse, zumal wenn man nicht weiß, ob der Kranke sie in gesunden Tagen vertragen konnte.

Eine kurze Uebersicht der gewöhnlichen Obst-Arten wird ihre Anwendbarkeit bei Krankheiten erleichtern.

Aepfel kühlen und besänftigen, und dienen denen, die mit scharfer Galle, mit Wallungen des Geblüts, mit Leibesverstopfung und schleichenden auszehrenden Fiebern behaftet sind. Sie sind das beste diätetische Digestiv für Hypochondristen, denen nach blähenden Gerichten, als Hülsenfrüchten, Kohlrabi, fettem Fleische u. d. gl. nichts besseres gerathen werden kann, als einen Stettiner-Apfel zu essen. Man preist sie als ein vortreffliches Nahrungsmittel in der Auszehrung, wo man sie zu folgendem Zuckersaft zubereitet:

Man nimmt 12 große oder 15 kleine Borstorfer-Aepfel, reiniget sie von allem Schmuze, schneidet sie mit Butzen und Schaalen in Stücken; ferner nimmt man ein halbes Pfund der besten Feigen, zwei Loth geraspeltes Hirschhorn und ein halbes Nösel reine Gerste. Alles dieses wird zusammen in einen gut glasurten Topf, der völlig 2 Maaß Wasser hält, gethan, und anderthalb Maaß Wasser darüber gegossen. So wird es, wohl zu gedeckt, auf Kohlen gesetzt und fleißig mit einem neuen

Löf-

Löffel umgerührt, um das Anbrennen zu verhüten. Es muß so viel einkochen, daß etwa ein Maaß Saft bleibt. Ist es so weit eingekocht, so wird es durch ein reines Tuch gedrückt, und so lange ruhig hingestellt, bis sich das Dicke zu Boden gesetzt hat. Hierauf läutert man acht Loth braunen Kandis-Zukker mit einigen Löffeln Wasser, und schüttet das Helle vom Saft oben ab in den geläuterten Zucker, läßt es zusammenkochen, bis es ein dicker Saft wird. Ist dieser Saft gehörig dick gekocht, so hält er sich Jahr und Tag. Von diesem Safte kann früh und Abends ein Theelöffel voll genommen werden, auch kann man ihn mit Wein vermischt nehmen. S. Vogels Ges. Z. 24 St. 1803.

Pfirschen und Aprikosen sind weit saftreicher, als Aepfel und Birnen. Der Saft der Pfirschen ist allzu kühlend und in der heißen Jahreszeit sind solche kühlende Früchte, die fast kein festes Fleisch, wie Aepfel und Birnen, sondern lauter Saft, und zwar keinen wässerigen, wie die Kirschen, sondern einen gesättigen Saft haben, allezeit mit großer Vorsicht und Mäßigkeit zu genießen, weil sie gar leicht Schwäche des Magens verursachen. Zweitens sind die reichsten und saftigsten Früchte deswegen zu meiden, weil sie allzu geschwind sauer werden, und den Magen und die Därme erschlaffen und Durchfälle veranlassen. Dasselbe gilt auch von den Aprikosen.

Obgleich die Birnen mit den Aepfeln übereinkommen, so sind doch die meisten Arten derselben

herber und zusammenziehender, und eröffenen den Leib nicht so leicht, wie die Aepfel. Die getrockneten verstopfen den Leib sogar auf eine ziemlich lange Zeit, wenn man sie ohne etwas Flüssiges genießt. Der Saft der abgekochten getrockneten Birnen ist ein erlaubtes linderndes Mittel in der Fieberhitze, und überhaupt werden diese Früchte gekocht für gesunder gehalten, als roh. Roh blähen sie und fallen dem Magen, den sie kälten, ihrer Festigkeit wegen, schwer zu verdauen. Zwischen Aepfeln und Birnen stehen die Quitten, sowohl Quitten-Aepfel als Quitten-Birnen. Sie verdicken, ziehen ein wenig zusammen und haben dadurch die Tugend, den schwachen Magen zu stärken und den Durchlauf zu stillen. Ihre belebende Kraft macht sie bei schwachen Kranken beliebt. Wer zu Verstopfungen und Verhärtungen des Leibs geneigt ist, muß sich dieser Früchte enthalten, weil sie das Uebel vermehren. Sonst ist der Schleim der Kerne ein gutes Mittel gegen den bösen Hals, Entzündung der Brust und Zunge, gegen entzündete Augen, den Durchlauf und übermäßige Schweiße.

Pflaumen und Zwetschen haben eine säuerliche Süßigkeit. Sie eröffnen den Leib auf das gelindeste, dämpfen die Schärfe der Galle und der übrigen Säfte. Empfindliche Därme purgiren sie, und schwächliche füllen sie mit Winden Von diesen Fehlern sind die getrockneten freier, aber doch thut ihr Saft immer einige Wirkung. Sie sind also denen zu widerrathen, die zum Durchfall geneigt

sind. Die gelben Pflaumen oder Spillinge haben eine schädliche Schärfe, die die Därme angreift und viel Blähungen und Durchfälle veranlaßt. Die Prunellen sind am allerheilsamsten, und dienen gallsüchtigen, hektischen und allen solchen Leuten, die Wallung im Blute haben.

Die Zitronen haben in ihrer Schaale ein vortreffliches Gewürz und in ihren Säften die vollkommenste vegetabilische Säure. Die Schaalen enthalten eine große Menge Oel und übertreffen darin noch die Pomeranzen. Das Oel von beiderlei Früchten ist vollkommen gewürzhaft und wird mit dem besten Erfolge gebraucht, um die Blähungen von schwacher Verdauung zu zertheilen, den Magen zu stärken, verschiedene Arten von Koliken zu heben und die Ausdünstung der Haut zu befördern. Die Limonien und Pomesinen haben wenig von diesem Oele: hingegen ist ihr Geschmack angenehmer, und hat weder die scharfe Säure der Zitronen, noch die gewürzhafte Bitterkeit der Pomeranzen; und sie dienen daher mehr bei großer Hitze und Fieber, erfordern aber einen bessern Magen. Die frischen reifen Feigen lassen sich leichter verdauen, als alles andere Obst. Sie dienen den Lungen und Nieren, deren Schleim und Gries sie auflösen und ausführen. Bei Durchfall muß man sie meiden. Wenn man ihrer viel gegessen hat, soll man bald darauf trinken, damit sie sich nicht festsetzen. Man muß darauf sehen, daß sie weich und eine dünne Haut, vielen Saft, gelben Saamen und honigsüßen Ge-

schmack haben. Harte, wurmstichige, schimmlichte und übelriechende muß man meiden. Nüsse, Mandeln und Kastanien darf man nicht genießen. Das Oel der Nüsse erschlafft entweder den Magen, oder wenn es ranzig ist, erregt es Husten. Heilsamer sind die Mandeln als Würze und zur Mandelmilch. Gegen das Sodbrennen räth Junker einige Mandeln zu essen.

Die Weintrauben sind für Personen, die an scharfer Galle, Verstopfungen und Hämorrhoidal-Beschwerden leiden, eine sehr gesunde Speise. Sie blähen weniger, als alle andere Früchte, öffnen den Leib ohne Schmerzen gelinde, und sind ein gutes auflösendes und galledämpfendes Mittel. Ihr Nutzen in der Ruhr ist anerkannt, und wenn man sich ihrer Eigenschaften erinnert: so wird man sehen, daß sie in einer gelinden Ruhr, die ohne viele Schmerzen mit Uebelsein und Zeichen von Galle verknüpft ist, nicht anders, als nützlich seyn können.

Eben so ist es mit ihrem Gebrauch bei Schwangern. Es ist leicht begreiflich, daß bei einer Schwangern, die viel und gut ißt und sich wenig bewegt, die in den Därmen überdies durch die sich immer mehr ausdehnende Gebärmutter aus ihrer Lage verrückt und in ihrer Thätigkeit verhindert werden, eine Menge von Unreinigkeiten sich sammeln müssen, die allerlei Schmerzen und Krämpfe veranlassen. Die Aerzte verordnen dagegen gelinde, abführende und Digestiv-Mittel, und die Charlatanerie verkauft unter dem Mantel des Geheimnisses

den Lenhardschen Gesundheits-Trank für Schwangere. Aber alle diese Mittel leisten zum wenigsten nicht mehr, als die tägliche und regelmäßige Kost von einer reifen Weintraube, die alles das in der innigsten Mischung enthält, was nur ein Arzt gegen diese Zufälle verordnen kann. Und wenn alle die Lenharde die Leute sind, welche die Natur beobachten und darnach ihre Maaßregeln einrichten können: so können sie doch nichts anders thun, als daß sie ihre Gesundheits-Tränke für Schwangere nach den Eigenschaften einrichten, die sie an den Weintrauben wahrnehmen.

Man hat gegen den Gebrauch des Obstes in Krankheiten und bei geschwächten Gedärmen, den Einwurf gemacht, daß das Obst zu sehr blähe, die Därme noch mehr ausdehne, und dadurch die Beschwerden des Kranken vermehren könne. Aber man hat nicht bedacht, daß dieses nur in Därmen geschehen könne, die so schwach sind, daß sie der Gährung des Obstes nicht entgegen wirken können. Denn erst wenn Gährung entsteht: entwickelt sich die Luft aus dem Obste; sie wird aber auch dann, wenn die Gährung vorüber ist, wieder eingeschluckt. Und ist denn nicht vielleicht gar die Entwickelung der Luft ein Theil der Heilkraft des Obstes? Denn wir verordnen ja gegen eben solche Beschwerden Arzneien die eine Menge Luft in den Därmen entwickeln, wie die Riverische Mixtur und das Pulvis aërophorus. Dem sey nun aber, wie ihm wolle: so können wir es zur Regel machen, jedes Obst mit etwas hausbak-

kenem alten Brode zu verspeisen, um der zu großen Entwickelung der Luft zuvorzukommen.

Auch nach überstandenen Fiebern, besonders kalten oder Wechselfiebern, widerräth man das Obst, weil man ihm Schuld giebt, daß es das Fieber wieder erwecke. Allein nicht das Obst, sondern das Uebermaaß und der unrechte Gebrauch desselben erweckt es, indem es Koliken und besonders Durchfälle erregen kann. Vorsicht ist daher immer anzurathen, besonders wenn sich etwa eine Kolik oder ein Durchfall zeigen wollte.

Je weniger der Kranke auf einmal ißt, desto schneller verdaut er, desto unschädlicher ist die Speise, und desto öfterer muß er essen.

Die Menge des Essens und die Zeit ist nach Verhältniß des Körpers und der Krankheit verschieden. Ein Fieberkranker, der seine gewöhnlichen Mahlzeiten hält, ißt oft und viel; ein Reconvalescent hingegen, der täglich ein oder zweimal Essen verlangt, ißt noch wenig. In der Höhe der Krankheit wird man selten in die Verlegenheit kommen, das Essen verbieten zu müssen, wenn der Magen sonst nicht widernatürlich gereizt ist; aber desto mehr muß man bei der Reconvalescenz auf seiner Hut sein, wo oft die Kraftlosigkeit und der wiederkehrende Appetit den Kranken zu Ausschweifungen verleitet. Hier gilt die Regel, mit dem Essen aufzuhören, wenn es am besten schmeckt; und hier muß der Wärter der Vormund des Kranken seyn,

und nie mehr Speise vor ihm sehen lassen, als hinlänglich ist, wohl seinen Appetit aber nicht seinen Hunger zu stillen. Wenn der Kranke nur eine Speise hat, so ist nicht so viel zu befürchten; und selbst wenn er etwas mehr essen sollte, ist es nicht so schädlich, als wenn er von mehrern Gerichten etwas genießt. Er wird es bald überdrüßig, von einem Gerichte zu essen, oft eher, als sein Appetit gestillt ist: allein wo mehrere ihn zum Essen reizen, da ist es oft gar zu leicht, daß er sich eine Indigestion zuzieht. Wenn also von mehrern Freunden Speisen zugeschickt werden, da meint man es mit dem Kranken am besten, wenn man sie ihm verhehlt oder doch die Gerichte aussondert, die den andern durch ihre Zubereitung entgegen sind, damit er nicht, so zu sagen, süß und sauer durch einander ißt.

So oft und zu so ungewöhnlichen Stunden der Kranke auch zu essen verlangen mag: so ist es ihm doch sehr zuträglich, wenn man ihn auf eine unmerkliche Weise auf gewisse Stunden einzuschränken sucht. Der Magen wird dann gewiß besser verdauen, der Appetit wird regelmäßiger und selbst der Kranke wird in kurzem zur bestimmten Zeit zu essen verlangen. Nichts ist schädlicher, als diese unzeitige Nachsicht, da man dem Kranken schon wieder zu essen giebt, wenn der Magen kaum zu verdauen aufgehört hat. Die Folge ist dann gewöhnlich die, daß bei den gewähltesten Speisen und den kleinsten Portionen doch eine Indigestion entsteht. Eine festgesetzte Zeit läßt sich zwar im Voraus nicht bestim-

men: aber ein Zeitraum von zwei bis drei Stunden wird hinreichen, selbst den geitzigsten Appetit zu befriedigen. Man richte sich auch mit dem Einnehmen der Arznei darnach, daß sie zwischen zwei Mahlzeiten falle, damit auch sie wirken könne; und wenn man so regelmäßig ißt als einnimmt, so wird man den Kranken zu gleicher Zeit nähren und stärken. Es ist auch eine Unart der Weiber von geringerm Stande, daß sie den Kranken ihre Leckerbissen in Person vor das Bett tragen und ihn zu überreden suchen, in ihrer Gegenwart davon zu essen. Es ist dieses bei diesem Schlag Menschen ein Ehrenpunkt, und eine abschlägliche Antwort würde sie beleidigen. Der Kranke muß also essen, er mag Appetit haben oder nicht, und sich vor der Speise oder der Köchin ekeln, genug er muß die kleinstädtische Höflichkeit mit einer Indigestion bezahlen. Da man diese Ungezogenheit nicht immer verhindern kann, und der Eigendünkel dieser Mundköche, sie für Spott unverwendbar macht: so bleibt nichts übrig, als vor der Krankenstube alle Speisen abzunehmen, und bis zur bestimmten Stunde aufzubewahren.

Wenn sich auch gleich bei Erwachsenen die Uebertretung der Speiseordnung nicht gleich durch Verschlimmerung der Krankheit rächt: so glaube man doch ja nicht, daß man bei Kindern ebenfalls so ungestraft wegkommen würde. Was bei Erwachsenen die öftere Vernachlässigung als Gewohnheit unschädlich macht, was bei ihnen der stärkere Ma-

gen verdaut, das muß bei der Empfindlichkeit der Kinder und bei ihrer Schwäche die Krankheit nothwendig verschlimmern. Man kann es den Müttern nicht genug einprägen, daß die Kinder nicht krank werden, weil sie zu wenig, sondern weil sie zu viel gegessen haben, und wie sparsam sie dieselben in der Kost halten müssen, wenn sie gesund werden sollen. Aber das mag weder die Affenliebe der Mutter noch der Vorwitz der Wärterin einsehen; so gewiß es auch ist, daß die mehrsten Krankheiten der Kinder durch Ueberfüllung tödlich werden. Ein Hauptgrund dieser übeln Gewohnheit liegt mit in der Erziehung der Kinder, die so verwöhnt sind, daß sie sich gewöhnlich nicht anders beruhigen lassen, als wenn man ihnen zu essen giebt, und nicht anders, als an der Brust oder mit dem Milch-Glase im Munde, einschlafen können.

Bei kranken Säuglingen muß sich die Mutter durchaus derselben Diät unterwerfen, als wenn sie selbst krank wäre; bei denen aber, die nicht mehr trinken, muß die Speise-Ordnung, wie bei Erwachsenen, eingerichtet werden. Kinder müssen stets, eben weil sie öfter essen, kleinere Portionen, als in gesunden Tagen bekommen, und ihre Speise so dünn als möglich zubereitet werden.

Vom Getränke des Kranken.

Wenn sich der Arzt zuweilen in Verlegenheit befindet, was er dem Kranken zu essen rathen soll: so wird er sich gewiß noch weit öfter der Verlegenheit ausgesetzt sehen, was er für Getränke verordnen soll. Die Nothwendigkeit, oft zu trinken, macht den Kranken auch das angenehmste Getränk bald zuwider, und er wünscht eine Veränderung desselben, die aber nicht immer so leicht ist, als sich jener Arzt zu helfen wußte, der seinem Kranken, der keine Hühnerbrühe mehr trinken wollte, anrieth, sich einen Hahn abkochen zu lassen. Hierzu kommt, daß die Hitze des Kranken ihn immer ein frisches kaltes Getränke begehren läßt, und er diese Erquickung meist in der öftern Veränderung des Getränktes zu finden hofft.

Ich will, ehe ich die einzeln Arten des Getränks für Kranke durchgehe, einige Regeln festzusetzen suchen, nach welchen das Getränk für selbige besorgt werden muß.

Jedes Getränke, das Kranken nicht schädlich seyn soll, muß in seiner Art das beste, und weder zu alt, noch zu jung seyn.

Man wird sich wundern, daß ich etwas als erste Regel aufstelle, was sich, wie jederman glaubt, von selbst versteht, was aber doch selten befolgt wird. Man muß an das Krankenbette der Armen gekommen seyn, wenn man wissen will, wie oft und mit was für Folgen, dagegen gesündigt wird. Jedes Getränke hat einen Zeitpunkt seiner Güte, und soll ich sagen, seiner Reife, und selbst gestandenes Brunnenwasser verliert seine erquickende Eigenschaft. Wie sich nun jeder Kranke vor zu alten oder jungen unreinem Bier hüten muß: so nothwendig ist es auch, daß die Gersten- und andere Ptisanen, die Wurzeltränke und Gelees immer so frisch als möglich bereitet, und nicht durch langes Stehen schaal und sauer werden. Es ist daher sehr übel, wenn man so große Portionen Ptisanen verfertiget, daß sie der Kranke in einem Tage nicht zu trinken vermag; eben so mit dem Bier, wenn es zu lange gestanden hat. Es muß schaal und sauer werden und der Kranke sich Ekel trinken. In diesem Falle schone man das theuerste Getränk nicht, wenn es einen Bodensatz fallen läßt, oder den Geschmack verändert, sondern thue es weg.

Man lasse den Kranken oft, aber stets wenig und nie kalt trinken.

Die Hitze, die den Kranken quält, verleitet ihn, mehr in den Magen zu gießen, als derselbe in kurzer Zeit verdauen kann; das beste Getränk muß daher schaal und sauer darin wer-

den, und ihm noch mehr Durst und andere unangenehme Zufälle, erregen.

Um aber dem Kranken ein gesundes Getränk nicht zu verleiden: so gebe man lieber die Arznei mit einem andern Getränk ein, damit es ihm der Ekel nicht widerlich mache. So kann man die Arznei mit Bier nehmen lassen, wenn der Kranke sein Gerstenwasser forttrinken will. Es ist überhaupt räthlicher, dem Kranken mit unter ein Glas Bier oder Wein zu erlauben, wenn es auch nicht ganz der Krankheit angemessen seyn sollte, damit der Magen nicht durch das viele erschlaffende Getränk zu sehr gestört und die Verdauung vernichtet werde. Denn ich habe im Allgemeinen bemerkt, daß die Verdauung desto mehr leide und der Appetit desto später sich einfinde, je mehr und je länger der Kranke solcher Getränke sich bedient. Oder man kann auch den kühlenden und diluirenden Getränken jederzeit etwas Aromatisches zusetzen, als Pomeranzenschaalen, das Gelbe der Zitronen mit Zucker abgerieben oder etwas Melissen- und Pfeffermünzkraut.

Wenn auch gleich das kälteste Getränk in kurzer Zeit im Magen warm wird, und es also nicht viel zu schaden scheint, wenn der Kranke kalt trinkt: so muß man es doch so viel als möglich zu verhüten suchen, daß Fieber-Kranke, die an Magen- und Brustschmerzen, Husten und bösen Hälsen leiden, das Getränk nicht kalt bekommen, weil der momentane Eindruck der Kälte sie zu sehr reizt, und sie auch selbst dann begierig sind, mehr zu trinken,

als wenn das Getränke überschlagen ist. Die unausbleiblichen Folgen des kalten Trinkens sind außer vermehrtem Husten und Krämpfen, stets mehrere Hitze und ermattende Schweiße.

So vielerlei Getränke für Kranke auch bekannt sind, so wenig werden sie doch in allen Krankheiten hinreichend seyn, weil der verschiedenartige Geschmack bei dem häufigen Gebrauch derselben immer neue wünschen läßt. Es wird daher für alle sehr ersprießlich seyn, sich nicht nur die Bereitungs- und Anwendungsart der gewöhnlichen bekannt zu machen, sondern entweder selbst darauf zu denken wie ein oder das andere Getränke auf eine schickliche Art im Geschmack verändert werden könne, oder von andern die Bereitungsart ihnen unbekannter angenehmer Getränke zu erforschen. Ich selbst muß mich hier beschränken, eine kurze Uebersicht der gewöhnlichen Getränke zu liefern, um den Leser in den Stand zu setzen, nach den Umständen zu wählen.

Wasser ist das allgemeinste Getränk in Krankheiten, das auch gar nicht zu verwerfen wäre, wenn man mit seinem Gebrauch bedachtsamer wäre. Es paßt hauptsächlich in Entzündungen, großer vorübergehender Hitze und Trockenheit mit Verstopfung des Leibes. Es erfordert, wenn es der Kranke anders nicht gewöhnlich trinkt, eine gute Verdauungskraft, da es den Ungewohnten immer schwächt. Es schadet unbedingt bei heftigen Husten, Brust- und Seitenstechen, Fiebern, Magenkrämpfen, Koliken, Durchfällen und der Ruhr. So wenig

man es ganz kalt trinken darf und so eine schädliche Ueppigkeit es ist, es als schlechten Thee warm zu trinken: so wenig darf man es auch trinken, wenn es matt geworden ist und seinen Brunnen-Geist verloren hat. Man muß es deswegen in zugepfropften Flaschen aufbewahren und es oft frisch holen lassen. Da es zu wenig Geschmack hat, um zum Trinken zu reizen, in Menge getrunken aber erschlafft: so kann man es mit Essig oder Zitronen-Säure vermischen. Indessen ein rohes Ei in Wasser zerquirlt, giebt ein angenehmes Getränk für den, der es genießen kann. Bei großer Hitze, Verstopfung und verdorbener Galle gewährt das Wasser mit einem Zusatz von Zucker, ein dämpfendes und eröffendes Getränk. Man schlägt ein Ei in ein Maaß (2 Pfund) Wasser, quirlt es unter einander und läßt noch zwei Loth Zucker darin zergehen. Zu einem angenehmen Getränk bei Ermattungen und Krämpfen läßt man sich aus zwei Theilen von Zitronmelisse und einen Theil Pomeranzenblättern, dem man noch etwas Anis oder Fenchel zusetzt, einen Thee bereiten, den auch ein verzärtelter Geschmack ohne Zucker und Milch angenehm finden wird.

Zum Brodwasser nimmt man eine verhältnißmäßig große schwarze Rinde von Hausbrode, und kocht diese so lange mit Wasser, bis sie zergeht und das Wasser färbt, dann seihet man es durch und setzet nach Wohlgeschmack reinen unverfälschten Essig oder Zitronen dazu; bei trocknem Husten aber ver-

mischt man es lieber mit 2 Loth Honig auf das Maaß. Man kann aus diesem Brodwasser noch leicht eine sehr angenehme Kranken-Limonade machen. Man nimmt nämlich auf ein Maaß Brodwasser eine halbe oder ganze Pomeranze, und reibt das Gelbe davon mit 2 Loth Zucker ab, und vermischt es mit 7 Quenten Cremor Tartari und einem Quent. Borax. Dieses läßt man in dem Brodwasser durch Aufwallen zergehen. Bei Neigung zu Durchfall oder wirklicher Diarrhöe muß diese Limonade vermieden oder der Cremor und Borax zur Hälfte vermindert werden.

Das zweite Getränk, das allgemein in Krankheiten empfohlen werden kann, ist das Gersten- oder Haferwasser. Man nimmt 4 Loth gelesene und gewaschene Gerste oder Hafer und kocht es mit reinem Wasser, bis es aufplazt, so daß zwei bis drei Nössel Decoct überig bleiben. In jedes Maaß Wasser thut man ein bis zwei Loth Honig. Ist aber viel Hitze da und der Husten feucht, will sich der Kranke brechen, oder verspürt Gährung im Magen, was von vielem Honig und Süßigkeiten herkommen kann: so setzt man, nach dem Geschmack des Kranken, statt des Honigs oder auch mit demselben, reinen unverfälschten Weinessig zu. Ist der Kranke verstopft: so kann man dem reinen Gerstenwasser auf jedes Maaß ein bis zwei Quent. Cremor Tartari zusetzen. Auf gleiche Art bereitet man das Graupen- und Reiswasser.

Das Gersten- und Haferwasser ist nach meinem Bedünken das einzige Getränk, das ohne zu schaden in allen Krankheiten kann gebraucht werden, und alle Erfordernisse an sich hat. Es kühlt und dämpft eben so gut als es nährt, und kann in dieser Hinsicht, wenn es eingekocht wird, auch als Nahrung für den Kranken dienen; auch hat man nicht leicht zu fürchten, daß es Gährung macht, wenn man nur nicht zu viel Honig dazu thut; auch zerstört es die Verdauung nicht so sehr, wie andere Getränke. Nur Schade, daß selten ein Kranker ist, der nicht schon nach einigen Tagen einen Widerwillen dagegen äußert, da es keinen piquanten Geschmack hat. Wenn es der Kranke nicht mehr mit Essig oder Honig allein trinken will: so vermische man es mit Essig und Honig zusammen, die man zu gleichen Theilen, nachdem man den Essig über Kohlen erwärmt hat, vermischt. Auch kann man, um den Geschmack und die Farbe zu verändern, gewelkte Kirschen und andere säuerliche Früchte mit aufkochen lassen. Es ist ein bloses Vorurtheil, wenn man das Gerstenwasser für blähend hält. Der Kranke, der viel trinkt, wird von jedem Getränke Aufstoßen bekommen, weil es eine nothwendige Folge davon ist, welche leicht durch den Zusatz von etwas Gewürzhaften kann gehoben werden.

Dem Gerstenwasser zur Seite steht die Mandelmilch, die aber noch lange nicht die guten Eigenschaften desselben hat. Sie ist weniger nährend, und wird leicht schaal und sauer, wenn sie nicht stark

und

und oft frisch gemacht wird. Alte gestandene Mandelmilch verdirbt den Magen. Für die, denen sie zu süß und widerig ist, oder die an Harnbeschwerden leiden, kann man an ihrer Statt die Hanfmilch auf eben die Art bereiten. Bei Durchfällen, Säure und Kolikschmerzen muß man sie beide meiden. Sie wird folgendermaßen bereitet: Man stößt sechs Loth abgehülste Mandelkernen und zwei Loth Kürbis- oder Melonenkernen in einem Mörser, und gießt nach und nach ein Nösel (Pfund) Wasser dazwischen, drückt es durch Leinwand und stößt das ausgedrückte Mark mit noch einem Nösel Wasser. Dies kann man noch einmal wiederholen, und zulezt die Mandelmilch noch einmal mit dem übrigen Marke stoßen. Man kann ohne Gefahr ein Loth Zucker beisetzen, ohne befürchten zu müssen, wie man oft thut, daß es Hitze machen werde. Man kann auch ein Paar Löffel voll von Orangenblüth- oder Zimmtwasser darunter mischen, um den Geschmack zu erhöhen.

Sehr häufig giebt man auch den Kranken die Abkochungen von gewelktem besonders Stein-Obst zu trinken. Zur Abwechselung mag man das geschehen lassen; aber ein anhaltender Gebrauch wird den Kranken bald Blähungen, Kolikschmerzen und Diarrhöe zuziehen. Am unschädlichsten sind noch die gewelkten Sauerkirschen, wenn man sie mit etwas Zimmt oder Zitronenschaale abkochen läßt.

Eben so viel hat die Milch als Kranken-Getränk gegen sich. So heilsam und nährend sie

auch für den gewohnten gesunden Magen seyn kann: so erfordert sie doch eine gute Verdauung, und das desto mehr, je fetter sie ist. Nur zu leicht schüttet oder zersezt sie sich, und geht als Molken und Matten wieder ab, ohne etwas anders gethan, als dem Kranken augenblicklich den Durst gelöscht zu haben. Und wenn auch derselbe sie in gesunden Tagen häufig genossen und vertragen hätte: so muß man sie doch schon deshalb vermeiden, weil man nicht wissen kann, ob sie nicht die Arznei zersezt. Man empfiehlt auch zuweilen die Molken, die aber besser zur Kur einer langwierigen Krankheit, als zum Getränk in Fiebern paßt. Sie nähren zu wenig und die Säure, womit sie abgeschieden wird, verursacht oft Versäuerung des Magens. Lieber wähle man dann die Pomeranzen- und süßen Molken. Man nimmt zu den Pomeranzen-Molken kleine unreife Pomeranzen, zerstößt sie gröblich und läßt sie in Milch kochen. Sollten sich die Molken nicht abscheiden wollen: so schüttet man noch einen Theelöffel voll Zitronensaft, oder ein Kelchglas voll Franz- oder Rheinwein dazu. Zu den süßen Molken nimmt man frisch gemolkene Milch, schlägt ein Ei hinein, zerquirlt es und läßt es kochen. Die Eier und das Dicke der Milch vereinigen sich und gehen zu Boden, und es bleiben darüber schöne helle Molken stehen, die man genießen und alle Tage frisch bereiten muß. Oder man nimmt zwei Maaß Milch, sezt sie auf das Feuer und läßt sie unter beständigem Umrühren so

lange einkochen, bis nur ein trockenes Pulver zurück bleibt. Auf dieses Pulver gießt man zwei Maaß Wasser, läßt es wieder aufkochen, seigert es hernach durch und trinkt es wie Molken. Diese Zubereitungsart erfordert eine große Behutsamkeit im Kochen der Milch, damit sie nicht anbrenne: denn wenn dieses geschieht, so behalten die Molken einen unangenehmen brandigen Geschmack. Man kann diese Art noch leichter aus dem in der Apotheke zu habenden schweigerschen Milchzucker bereiten. Bei längerm Gebrauch der Molken ist es durchaus nöthig, dem Kranken mitunter eine Dosis von einem Magenelixier zu geben, damit die Verdauung nicht zu sehr gestört werde. — Der gemeine Mann trinkt in Krankheiten häufig die Buttermilch, die auch eine Art von Molken, aber nicht so mager ist, als jene. Man kann sie leichter den Kranken verstatten, als die Molken; unschädlich wird sie wenigstens denen seyn, die sie in gesunden Tagen vertragen konnten. Nützlich ist sie in Entzündungs- und Gallenfiebern, mit Schmerzen, Stuhlgang und Verstopfung. Im Anfange der Krankheit ist sie überhaupt nützlicher, als im Fortgange; am Ende derselben, meide man sie lieber ganz, da sie leicht einen Rückfall bewirken kann.

Für Kranke, die viel und gern süß trinken, kann man auch Süßholz abkochen. Sind aber vielleicht von dem Arzte schon andere Wurzeln zum Getränke, als Löwenzahn, Quecken, Sandgras (Carex arenaria), Quajac-Holz u. dgl. verordnet

worden: so kann man, wenn es nicht schon geschehen ist, noch Süßholz, getrocknete Feigen oder Fenchel und Aniesaamen beisetzen.

Unter den Theearten, die man in Krankheiten häufig trinken läßt, ist der Schlüsselblumen- und der Ehrenpreiß-Thee unschädlich. Bedenklich aber sind die Schlehen- und Hollunderblüthen, die gern etwas erhitzen und auf die Haut treiben. Die ausländischen Theearten sind ganz zu vermeiden: da sie zu viel Arzneikräfte besitzen, und in Menge getrunken, eine Wirkung hervorbringen könnnen, die nicht in dem Heilplane des Arztes lag. Für schwächliche, zu Krämpfen geneigte Frauenzimmer gewährt eine Quente feiner Zimmt, in einem halben Nösel Milch und eben so viel Wasser gesoden, ein angenehmes krampflinderndes Getränk. Bei allen Theesorten muß man aus den oben angeführten Gründen, so wenig als möglich, Milch trinken.

So sehr sich das Bier als ein nahrhaftes Stärkungsmittel in Krankheiten empfiehlt: so wenig darf es als ein gewöhnliches Getränk angesehen werden, denn seine stürmende berauschende Kraft würde in Fiebern die Hitze zu sehr vermehren. Aber eben weil es ein gewohntes Getränke ist, ist viele Behutsamkeit nöthig, um es den Kranken nicht zu seinem Nachtheil ganz zu entziehen, oder ihm dasselbe zur Unzeit zu gestatten. Man kann ihm deshalb immer ein Glas Bier erlauben: doch muß er eben ganz fieberfrei, ruhig und nicht mehr nüchtern seyn; denn sonst würde es Hitze verursachen.

Dieserhalb ist es auch rathsam, in dem Biere einen Schnitt geröstetes Brod weichen zu lassen, oder eine Kaltschaale zu machen. Je mehr die Krankheit entzündlich ist, je mehr der Kranke über heftigen örtlichen Schmerz klagt, desto behutsamer sey man mit dem Biere: je mehr es aber sich dem Faul- und Nervenfieber nähert, desto eher wird man es dem Kranken erlauben können; hier wird es mehr durch die Menge, in der es getrunken wird, schädlich. Bei Krankheiten der Verdauungs-Werkzeuge, bei Durchfällen und Ruhren, wird ein gut gekochtes und gehopftes Bier, mäßig getrunken, nie den schädlichen Erfolg zeigen, den man so oft davon fürchtet. Bei Kindern hingegen muß man den Genuß des Biers, auch wenn sie solches in gesunden Tagen gewohnt sind, um so mehr einschränken, je stärker das Bier und je reizbarer ihre Natur für solche starke Getränke ist.

Die beste Zeit, dem Kranken Bier zu geben, ist überhaupt dann, wenn er von Fieber frei ist, oder wenn die Vorboten des Fieberanfalls den Durst noch nicht vermehrt haben. Würde man es ihm zur Zeit des Fiebers geben: so würde ihn der Durst verleiten, mehr zu trinken, und sich die Hitze und das Fieber vermehren. Man findet oft Kranke, die schon morgens früh Bier trinken, und sich oft dessen bedienen, was schon die ganze Nacht in der warmen Stube gestanden hat, folglich schaal seyn muß. Wenn diese auch nicht gleich die Folgen einer solchen Diät

spüren: so folgt doch nicht, daß es immer unschädlich, und die Zeit, wenn es getrunken wird, einerlei sey. Am besten giebt man es dem fieberfreien Kranken in den Nachmittagsstunden, nach vorher genossener Mahlzeit; die Speisen, mit denen es sich vermischt, hindern es, seine berauschende Wirkung zu äußern.

Ein Bier aber, das man ohne Bedenken Kranken geben darf, muß völlig von der Hefe befreit, weder härtlich, sauer, noch matt seyn; es muß seinen gehörigen Hopfen haben, ohne deswegen zu den stürmenden Bieren zu gehören, sondern es soll ein gewöhnliches gutes Stadt- oder Hausbier seyn. Auf der andern Seite meide man auch solche, wie Kesselbiere, die vermöge ihrer Zubereitung den Grad der Kochung nie erlangen können, deren andere fähig sind. Das Bier darf auch nicht mit der Hefe auf Flaschen gezogen seyn, weil diese Biere zu viel fixe Luft enthalten, die nicht nur viel Blähungen verursachen, sondern auch in manchen Fällen, z. B. bei Blutflüssen, bedenkliche Folgen veranlassen können; wenigstens muß man solche Biere erst offen stehen und den Gest verfliegen lassen. Das Bier muß zwar gehörig erwärmt oder überschlagen, nie aber matt seyn: denn nichts ist für den Kranken schädlicher, als ein solches Bier. Es unterscheidet sich in seinen Folgen von dem sauern durch nichts, als daß es erst im Magen sauer werden muß: denn da es seine Kraft, den Geist,

verloren hat; so kann der schwache Magen es nicht hindern, daß es versäure.

Die andern Bierarten, der Breihahn und Weißbiere von Luftmalz, das Nachbier oder der Kofent, sind alle für Kranke schädlich: da sie entweder zu viel Gährung machen, kühlen und schwächen, oder zu sehr berauschen. Der Kofent ist unter allen das verwerflichste Getränk, das aber leider zu viel getrunken wird. Deswegen, weil es nicht berauscht, hält man es für die Fieber-Hitze passend und kühlend, und das viele Trinken desselben nicht für schädlich; er greift aber die Verdauung an. Der Kofent enthält nichts, als die gröbern Theile des Malzes, die das Bier nicht aufnehmen konnte; und geht um so leichter in Gährung über, da die in ihm enthaltnen Theile durch das Mälzen dazu vorbereitet sind, und der Magen zu schwach ist, um ihr zu widerstehen. Man macht ihn zum Kranken-Getränk noch am brauchbarsten, wenn man ihn mit dem 4ten Theile Biere gähren läßt, und Gewürznelken und Zitronenschaalen darin weichen läßt, um ihn etwas Aromatisches beizusetzen. Auch kann man ihn noch dadurch einige Kraft und bessern Geschmack geben, wenn man geröstetes Brod darin mit Muscatennuß bestreut, weichen läßt.

Das Warmbier ist mehr ein Trank zur Nahrung, als zur Linderung des Durstes. Es ist ein vortreffliches Mittel vor Reconvalescenten mit geschwächten Verdauungs-Werkzeugen: da es viel

nährenden Stoff und zwar schon aufgelöst enthält. Auch bei auszehrenden und hitzigen Fiebern kann man es den Kranken zur Abwechselung einmal geben, wenn der Fieberanfall nicht eben vorhanden ist, oder in kurzer Zeit sich einstellen will. Vogel giebt in seiner Gesundheits-Zeitung, folgende Bereitung des warmen Bieres an: Ein Nösel gutes Bier, das nicht sauer ist, wird kochend gemacht, und hierauf mit folgender Mischung versetzt: Nimm einige Löffel Milch, einen halben Löffel Waizenmehl, ein Ei, zwei bis drei klargestoßene Würznelken, quirle es wohl durch einander. Diese Mischung wird in das kochende Bier gerührt, und 1 bis 1½ Loth frische Butter und nach Gefallen Zucker hinzu gefügt.

Die Waizen- und Lagerbiere dürfen bei Kranken nie anders gebraucht werden, als in so fern sie Magenstärkungen sind, und müssen allein vom Arzte verordnet werden. Am heilsamsten sind sie zum Frühstück, oder ein Glas voll eine Stunde nach dem Essen getrunken, für Hypochondristen, denen sie ihre Beschwerden mindern, die Verdauung beschleunigen, die Säure verhindern, und die Blähungen abtreiben.

Der Abkochungen der säuerlichen Früchte, zum Getränk für Kranke, habe ich schon erwähnt, ich muß also noch die Gelees anführen. Ihr Nutzen ist derselbe, wie der der Früchte, nur daß ihre Säure mehr durch Zucker gedämpft, und sie angenehmer sind. Bei großer Hitze, trocknem Leib und

entzündeten und geschwollenen Hälsen sind sie allerdings ein liebliches Getränk; nur darf man es keinem Kranken reichen, der durchfällig ist, an Magenkrämpfen und Erbrechen leidet, oder ein Brustfieber und trocknen Husten hat. Es würde alle diese Zufälle vermehren und durch Vermehrung des Hustens, Lungen-Entzündung verursachen können. Wenn sich hingegen der Husten löst, die Brust nicht mehr beklommen ist, und die Stiche nachgelassen haben: so kann man dem Kranken den Gebrauch der Gelees mit Wasser oder Gerstenptisane erlauben. Ein sehr erquickender Zuckersaft dieser Art findet sich in Vogels Gesundheits-Zeitung, 9tes Heft 1803. Man nehme ein halbes Nösel Zitronensaft, (dem man auch den Saft von Berbisbeeren substituiren kann) ein Loth wohl geschäumten Honig, ein wenig klargestoßenen Zimmt, und so viel weißen Zucker, als zur Syrupsdicke nöthig ist, mische es und lasse es zusammen in einem irdenen Gefäße aufkochen. Diesen Saft kann man Fieber-Kranken theils koffeelöffelweise, theils mit Wasser vermischt, zum erquickenden Getränke geben.

Ob man Kranken Chocolade zu trinken geben dürfe, ist eine Frage, die sich im Allgemeinen nicht entscheiden läßt. Sie erfordert immer eine gute Verdauungskraft, die man bei ungewohntem und geschwächtem Magen nicht voraus setzen kann; obgleich nicht zu läugnen ist, daß sie für den, der sie vertragen kann, ein nahrhaftes und

stärkendes Getränke ist. In Wein und Wasser gekocht, ist sie verdaulicher, als die gewöhnliche Milch-Chocolade.

Ich halte es nicht für nöthig, meinen Lesern erst das Vourtheil abzustreiten, daß man in Krankheiten keinen Wein geben dürfe; sie glauben wohl von selbst, daß es Krankheiten gebe, wo man ihn den Kranken verodnen müsse, wenn man nicht anders befürchten will, ihnen die beste und dienlichste Medizin zu entziehen. Es mußten indessen viele Jahrhunderte verfließen, ehe den Aerzten selbst der Wahn benommen wurde, daß der Wein in Krankheiten unbedingt schädlich sey; und es gehörte eine große Erfahrung dazu, ehe Helmont sagen durfte „alle, die in Fieber Wein mäßig zu sich nehmen, genesen leichter, erhalten ihre Kräfte und werden geschwinder wieder hergestellt." Ja ein enthusiastischer Engländer geht noch weiter, und behauptet, der Wein stille, wenn er in Menge getrunken werde, alle heftigen Bewegungen, indem er durch seine betäubenden Eigenschaften die aufgereizten Sinne besänftige, den Schlaf befördere, die Deliria und heftigen Kopfschmerzen vermindere, die Verstopfungen eröffne und die Verdauung befördere. Dies schrieb dieser Engländer zwar nur für Aerzte, die das Wahre von dem Falschen unterscheiden können; und ich habe in so fern Unrecht, daß ich dieses hier in einer Krankenpflege anführe, allein ich habe es auch nur gethan, um Vorurtheilsvollen zu zeigen,

wie viel ein scharfsinniger Arzt mit Wein ausrichten könne.

Die Eigenschaften des Weins sind, daß er die Kräfte erhält und die verlornen herstellt, daß er den Appetit weckt und die Verdauung befördert, daß er die Wallungen im Blute, die von Entkräftung, der langen Dauer der Krankheit, und dem Blutverluste herrühren, und die damit zusammenhängenden Krämpfe, Schmerzen und Kongestionen vermindert und besänftiget, daß er die Ausdünstung befördert und endlich die Hitze in Faul- und Nervenfiebern dämpft. Kaum könnte man einer Universal-Arznei mehr Kräfte beimessen. Man darf aber ja nicht glauben, daß ich ihn bei allen guten Eigenschaften, die ich hier angegeben habe und die er wirklich besitzt, jedem Kranken zu geben, anrathen würde. Selbst in Krankheiten, wo ihn der Arzt nach allen Umständen anrathen zu müssen glauben darf, bekommt er nicht allemal. Es giebt Personen, die ihn nicht vertragen; und auch selbst die Weinarten sind zu verschieden, als daß jeder Kranke, jede Sorte Wein vertragen sollte. Sein Weingeist ist nämlich mehr oder weniger durch Säure gedämpft. Je empfindlicher der Kranke und je mehr er zu Wallungen geneigt ist, desto mehr wird ihm ein säuerlicher Wein bekommen; und langwierigen Kranken, denen schon wenig Wein Hitze und Unordnung verursacht, wird am besten ein unverfälschter herber rother Wein zu schlagen, und wird ihnen selbst in größerer Menge gut bekommen. Aber auch da,

wo man nach sichern Anzeigen, sich immer guten Erfolg versprechen durfte, bekommt er oft nicht; doch hat er die gute Eigenschaft, daß er durch die unmittelbare Wirkung, die er nach sich zieht, gleich zu erkennen giebt, ob er dem Kranken nutzt oder schadet. Man kann es hierbei als eine sichere Regel gelten lassen, daß wenn er den Magen nicht beschwert, wenn er keine Hitze noch Durst erregt, Fieber, Kopfweh, Wallungen und Unruhe nicht vermehrt, sondern den Kranken ruhig macht und Schlaf hervorbringt, er dann zuträglich sey und man ihn fortbrauchen müsse. Diese Regel aber setzt zum Voraus, daß man ihn auf ein gutes Ungefähr geben müsse. Verlangt man aber eine Regel, nach der man ihn dem Kranken sicher verstatten kann, ohne ihn erst in die Ungelegenheit zu versetzen, ob er ihm schädlich seyn werde: so weiß ich keine, die den Laien sicherer leiten wird, als den Verlauf der Krankheit zu beobachten, und ihn erst dann zu geben, wenn ein Zustand von Entkräftung eingetreten ist, und die Hitze des Fiebers dem Kranken nicht Kräfte vorheuchelt, die er nicht besitzt; denn die Anzeigen, die dem Arzte den Wein anrathen, erfordern einen zu geübten praktischen Blick, verbunden mit der genausten Kenntniß der Krankheit, als daß diese Erfordernisse selbst der geübteste Krankenwärter in dem Maaße erlangen könnte, daß er ohne zu fehlen, den Kranken ein solches Getränk anrathen dürfe. Am sichersten wird daher der Kranke gehen, wenn er erst seinen Arzt darüber fragt.

Wie viel Wein man dem Kranken ohne Nachtheil geben dürfe und auf welche Weise, das richtet sich nach der Natur desselben und seiner Krankheit; doch muß man hier oft der Gewohnheit etwas nachgeben, die das unschädlich macht, was an und für sich den Kranken nicht bekommen würde. So viel ist gewiß, daß man desto sicherer verfährt, je mehr man den Kranken sich an seinen Gebrauch gewöhnen läßt, wenn man nach und nach die Gabe vermehrt. Selbst eine unbedeutende Wallung, eine vorüber gehende Hitze, die der Wein oft Anfangs auch bei Gewohnten verursacht, darf uns nicht abschrecken, damit fortzufahren: da selbst das Bier, oft auch Arzneien, dieses verursachen; nur dürfen wir dann die Dosis nicht eher erhöhen, als bis sie ganz vertragen wird. Am besten vermischt man den Wein mit Wasser, wenn man entweder den Kranken viel Wasser trinken lassen will, ohne ihn zu schwächen, oder viel Wein, ohne daß er ihn erhitzen soll. Hat man die lezte Absicht, so muß man zum wenigsten eben so viel Wein als Wasser nehmen. Den Wein aber mit Selter- oder Fachingerwasser zu vermischen, halte ich für einen nutzlosen medizinschen Prunk, weil das kohlenstoffsaure Gas, als der wirksamste Theil des Wassers, desto mehr durch die Weinsäure zersetzt werden muß, je mehr man Wein beimischt, und die kohlensauren Erden und Salze niedergeschlagen werden müssen.

Wenn der Wein auch mit Wasser gemischt, anfangs Wallungen verursachen sollte: so lasse man

Zwieback, Biscuit, gut ausgebackenes Kümmelbrod in ihn geweicht, den Kranken genießen, die festere Speise, in die er sich eingesogen hat, und mit der er verdaut wird, wird ihn verhindern, ihn zu belästigen. Ist man so weit, daß der Kranke den Wein unvermischt verträgt: so gebe man ihm dann denselben als Medizin. Man kann sich desselben entweder bei dem Eingeben der Medizin bedienen, wenn er sich damit verträgt, oder ihn zwischen der Arznei, alle ein bis zwei Stunden zu einen halben oder ganzen Eßlöffel voll geben. Von andern Weinen aber, wie Madera u. dgl. giebt man Erschöpften und Ungewohnten nur Kaffeelöffel voll.

Unter allen Weinen zieht man für Kranke den Medok und Pontak und mit Recht vor. Sie haben eine gelinde zusammenziehende Kraft und keine hervorstechende Säure, wenigstens wenn sie nicht verfälscht und gut erhalten sind. Der Pontak stärkt und erwärmt den Magen mehr, als der Medok: aber er hindert den Fortgang der Speisen in den Därmen nicht, weil seine anziehende Kraft nur so gelinde ist, als die Herbigkeit im Geschmack, und deswegen verstopft er nicht, ob er gleich eine allzu schwache Verdauung stärken und einen leichten Durchfall heben kann. Deshalb schickt er sich so gut zur Präservation in der Ruhr, und bei Krankheiten, denen Durchfall oder Säure in den ersten Wegen einen andern Wein zu trinken verbieten. Diesem Wein kann man den ächten unverfälschten Burgunder zur Seite setzen. Er verdirbt den Magen

nicht leicht, da seine Säure gelind ist; indeß müssen sich doch die vor ihn hüten, die zur Säure geneigt sind oder wirklich davon leiden. Er ist ungemein stärkend und läßt sich gut mit Wasser vermischen, nur Schade, daß er so oft verfälscht wird.

Der Champagner an und für sich ist kein Wein für Kranke, weil sein Geist, ob er gleich flüchtig ist, doch leicht berauscht. Hingegen dient er denen zur Arznei, die nach Erkältungen und Fehlern in der Lebensordnung, von unterbrochener Ausdünstung Beschwerden empfinden. Bei feuchter kalter Witterung und zur Präservation in Krankheiten kann man mit Nutzen ein Paar Gläser voll davon trinken. Allein wenn man darin ausschweift: so verdirbt er auch den Magen sowohl, als der schlechteste Landwein. Personen, die an hypochondrischen und hysterischen Beschwerden leiden, kann man ihn aber, als eine schnell krampflindernde und blähungentreibende Arznei anrathen; da sein schnelles Feuer, weder die anhaltende noch so beschwerliche Wallung des Blutes, noch so starkes Herzklopfen, als andere Weine erregt, die man in gleicher Portion trinken würde. Sein stärkender Reiz und die fixe Luft befördern beide den Fortgang der Blähungen, und befreien von der Angst, die die verschlossenen Winde verursachen. Deswegen empfiehlt er sich besonders den Hypochondristen, wenn nur ihr Magen die Säure vertragen kann. Eben dieser Säure wegen sind auch die gemeinen französischen Weine solchen Kranken zu widerrathen,

obgleich ihr flüchtiges schnell belebendes Feuer sie erschöpften Kranken sehr angenehm macht; und bei ihrem Gebrauche muß man selbst auf die Speisen Acht haben, damit man sie nicht nach sauren Speisen genieße. Wen diese Eigenheiten der französischen Weine gegen ihren Gebrauch bedenklich machen, der kann sich ohne Bedenken an den alten Rheinwein halten. Der junge Rheinwein ist bleich und weder so hell noch so rein, wie der alte; der alte ist milder, die Gährung hat seinen Schwefel subtilisiret und die gröbern irdischen Theile von sich gestoßen. Der älteste verliert endlich alle Spur von Säure, die den jungen stets anklebt. Lange und anhaltend darf man ihn den Kranken nicht geben, wenn man nicht ganz von seiner Güte und seinem Alter überzeugt ist: denn seine heimliche Säure ist so nagend, daß sie das Glas schlecht bereiteter Bouteillen anfrißt und davon trübe wird; wirklich kann man mit Weinsteinöl die Glastheilchen aus ihm niederschlagen. Man meide ihn deswegen, wenn Säure im Magen und man dabei verstopft ist, denn er wird diese Beschwerden zuverlässig vermehren. Sein schicklichster Ort ist bei Faul- und Nervenfiebern mit Wasser vermischt getrunken.

Den Moslerwein hält man für kühlender, als den Rheinwein, und diesen Vorzug hat er auch vor den ausländischen Weinen, da er weit weniger Geist, aber mehr Säure, als der Rheinwein führt, folglich den Kopf weniger angreift. Man kann ihn deswegen in größerer Menge, als den Rheinwein trinken,

ehe

ehe er Hitze macht, und er ist deswegen im Sommer mehr zu empfehlen. Mit Frankenwein bis auf ächten Steinwein, muß man die Kranken verschonen. Sein Ruf und sein Alter sind meistens zu zweideutig, und seine Säure zu hervorstechend, ob es gleich auch Weine giebt, durch die man beweisen könnte, daß Würzburg am Rheine läge. Es ist ein Wein für Gesunde; allein je empfindlicher der Kranke ist, desto behutsamer muß man mit ihm seyn. Daß die Kranken in Franken ihren Most vertragen, ist keine Widerlegung, da Gewohnheit ihn unschädlich macht. Den Leisten- und Tokaierwein will ich denen anrathen, die von ihrer Aechtheit überzeugt sind; die andern mögen lieber den Wein, den man ihnen sonst für Leistenwein verkauft hätte, unter seinem eignen Namen fordern

Es ist meine Absicht nicht, eine Uebersicht aller der Weinarten, wie sie sich für Kranke schicken, zu liefern; es genügt mir, einige Erforderniße angegeben zu haben, nach welchen man sie den Kranken geben kann. Indessen muß ich noch anführen, daß die Süßigkeit des Weines bei Kranken, die nichts Süßes leiden können, eine eben so wichtige Gegenanzeige sey, als die Säure des Weins bei Hypochondristen. Sie macht denselben schädlichen Eindruck auf den Magen, und die Folge ist ebenfalls Gährung und Versäuerung.

Wie der Arzt seine Heilmittel für den Kranken

wählt, und ihm für seine Umstände ein Mittel verordnet, dessen Reiz entweder schnell vorübergeht und verlöscht, oder lang anhält und einen bleibenden Eindruck macht und stärkt: so muß auch der Wein gewählt werden, wenn man den Kranken reizen und stärken, und die Arzneimittel unterstützen will. Daß dieses nicht die Sorge des Wärters und der Verwandten sey, springt in die Augen; aber auch daß man dem Arzt mehr die Wahl des Weins überlassen müsse, als gewöhnlich geschieht. Es ist dieses besonders bei Kranken nöthig, die keine Kenntniß vom Weine und dessen Verfälschung haben; und selbst der Arzt muß genau auf die Aechtheit des Weines sehen, so gut als er auf die ordentliche Zubereitung der Arzneien sieht. Die Apotheker haben schon manchem Arzte den Glauben an Redlichkeit benommen: wie sollte er sie bei Wirthen suchen?

Unter die flüchtigen Weine gehören die ächten alten deutschen und französischen Weine; unter die aber, deren Wirkung von längerer Dauer ist, die spanischen, portugiesischen, ungarischen, italienischen und griechischen Weine von gleichem Gehalt und Aechtheit. Es versteht sich, daß, wie man einem ohnmächtigen Kranken nicht Chinapulver, sondern Liquor giebt, man auch erschöpften und empfindlichen Kranken nur flüchtige Weine; andern aber, die bei ihrer Schwäche noch Kraft genug haben, einen stärkern Reiz zu vertragen, jene feurigen Weine von lang anhaltender Wirkung zu geben hat.

Unter den Weinen, die entweder als verfälscht angesehen werden müssen, wie der Mallaga, oder die ein wirkliches Kunstprodukt sind und seyn sollen, wie das spanische Bitter, gehört diesen letztern der Vorzug entschieden. Das spanische Bitter wird aus Franzweinen, die an und für sich vielleicht keine Käufer gefunden hätten, und gewürzhaften Kräutern, von denen es seinen aromatischen Geschmack erhält, bereitet, und schließt sich deswegen an die Liqueure und Aquavite an. Es kann Kranken, die Wein und Liqueure vertragen können, zur Abwechselung beim Frühstück und nach der Mahlzeit unbedenklich gegeben werden; und Hypochondristen und Hysterische, werden damit ihre Krämpfe sehr gut lindern können. Es verträgt aber keine Vermischung mit Wasser, weswegen es sich für Kranke, die viel weiniges Getränk haben wollen, nicht eignet. Den Mallaga aber, der aus eben so schlechten Weinen und Rosinen und Farinenzucker nachgebraut wird, muß man aus allen Krankenstuben verbannen. Er mag dazu gut seyn, daß ein Gesunder ein Stückchen Torte damit hinabspült. Aber da er schon oft in der Bouteille, wenn er etwas warm wird, in Gährung übergeht und dann seine Säure zeigt: so sollte sich jeder Kranke warnen lassen, diesen Prozeß nicht in seinem Magen zu veranstalten. Unter diese Klasse gehört noch der Muskat- und Lünellwein, die wir selten ächt, sondern aus schlechten unreifen Weinen nachgebraut erhalten.

Der Bischoff, mäßig genossen, ist ein vortreffliches Digestiv- und Stärkungsmittel für Kranke, besonders für die, welche zur Verstopfung geneigt sind. Die entwanige Säure der Pomeranzen oder des Weins dämpft das geröstete Brod. Für Kranke sollte man die Pomeranzen mehr brennen, als rösten oder braten, um ihnen einen Theil ihres Oels zu berauben, das ihnen leicht Wallungen im Blute verursachen kann.

Der Punsch erfordert dieselben Vorsichtsregeln, wie der Bischoff, besonders wegen seiner stärkern Säure. Wo dieses nicht ist, kann man in Nervenfiebern den Kranken zuweilen ein Glas Punsch kalt geben. Der mit Rheinwein statt Theewasser bereitete oder sogenannte königliche Punsch, ist für Kranke, die nicht ganz fieberfrei und in der Reconvalescenz sind, zu stark. Eben dieses gilt von dem sogenannten Dreifuß oder Hoppelpoppel; einem Getränke aus Gewürzen, glühenden Wein und Eiweiß bereitet, der selbst gewohnten Zechern oft zu stark und erhitzend ist. Der Petit-Punsch wird nach Vogel folgendermaßen bereitet: Man wirft etwa den vierten Theil einer fein abgeschälten Zitronschaale in einen Theekessel, gießet kochend Wasser darauf und läßt es einige Zeit ziehen. Nun gießt man den abgezogenen Zitronenthee in ein Glas, worin man ein Stück Zucker gelegt hat, und schüttet ungefähr den sechsten Theil ungarischen Wein dazu. Dieser Punsch reizt weniger, als der

gewöhnliche und wird allen denen, die keine Säure vertragen, sehr zuträglich seyn.

Da der Essig sehr häufig bei Krankheiten zum Verspeisen, sowohl als zum Trinken verbraucht wird: so muß man darauf sehen, daß man ihn so ächt als möglich bekommt. Der Weinessig hat vor allem andern den Vorzug. Er wird aber auch sehr häufig durch scharfe Kräuter und Gewürze, wie Kellerhals, scharfen Hahnenfuß, Arum und Pfeffer verfälscht, wodurch er eine schädliche erhitzende Eigenschaft erhält. Eben so wird er mit Schwefelsäure vermischt wodurch er leicht langwierige Durchfälle erzeugt. Ist der Essig mit Pfeffer und andern scharfen Pflanzenstoffen versetzt: so soll man es daran erkennen, wenn man die eine Lippe mit Essig, von dem man gewiß weiß, daß er ächt ist, und die andere mit dem, welchen man versuchen will, bestreicht, und beide Lippen, ohne daß sie sich berühren, von der Luft trocknen läßt. Bleibt nach dem Trocknen auf der Lippe, die man mit dem zu versuchenden Essig bestrich, noch eine brennende scharfe Empfindung zurück: so soll der Essig verfälscht seyn. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß zwei Loth ächter unverfälschter Essig hinreichend sind, um 28 bis 30 Gran Pottasche zu sättigen, und hat dieses als Norm angenommen, den mit scharfen Pflanzen verfälschten zu probiren. Zur Sättigung von gleicher Quantität Pottasche soll nämlich von verfälschtem Essig eine geringere

Quantität zureichend seyn; und die gesättigte Flüssigkeit hat dann nicht blos einen salzigen, sondern auch ätzenden beisenden Geschmack.

Weinessig, der mit Frucht-, Bier- und Obstessig vermischt ist, giebt sich zuerkennen, wenn man ihn zwischen den Händen reibt, wo dann die Hände nach Bier oder Brantwein riechen; auch schäumt er mehr und wirft stärkere Luftblasen, verliert auch seine Säure durchs Kochen, anstatt daß ächter Essig, wenn er zur Hälfte eingekocht wird, noch einmal so sauer ist. Es befinden sich auch, nach Hrn. Apotheker Lukas in Arnstadt, in demjenigen Essig, welchen man von dem Nachgang des Brantweins jezt sehr häufig verfertigt, viele aufgelöste Kupfertheile. Denn dieser Nachgang enthält etwas Säure, die im Durchgange durch die oft nicht einmal von Grünspan gereinigten Röhren das Kupfer auflösen kann. Dieser Essig hat eine sehr blasse Farbe, ist ziemlich stark, hinterläßt aber auf der Zunge einen etwas bittern Geschmack. Eine blanke Messerklinge wird von ihm binnen zwei Minuten mit rother Kupferfarbe überzogen.

Die Verfälschung mit Vitriolsäure erkennt man theils an dem eignen zusammenziehenden Geschmack, und daß er die Zähne weit mehr, als ächter stümpft, oder wenn durch beigemischtem in Wasser aufgelösten Bleizucker ein Niederschlag entsteht, der sich in reiner Salpetersäure nicht wieder auflöst, daß die ganze Flüs-

figkeit trübe bleibt. Eine geringe Trübung beweist keine absichtliche Verfälschung. Mit Blei wird er wohl nicht absichtlich verfälscht; der Hahnemannsche Prosbeliquor zeigt diese Verfälschung an. Um allen diesen Betrügereien zu entgehen, thut man am besten, wenn man die Quantität Essig, die man für den Kranken gebrauchen will, chemisch untersuchen läßt, oder sie von dem Apotheker nimmt.

Essig den Kranken unter das Getränke zu mischen, haben alle große Aerzte angerathen und kein System, sondern die Erfahrung hat ihnen diesen Rath gegeben; ja der Argiater Bäck rieth, man solle bei Landseuchen große Portionen unter das Landvolk vertheilen. Er dient den Gesunden sowohl als ein Vorbeugungsmittel, als auch den Kranken in Nerven- und Faulfiebern. Er stillt in diesen Fiebern die Hitze, den Durst, hilft die rohen Speisen verdauen und befördert den Stuhlgang, auch öffnet er die Haut, ohne das Blut in Wallung zu setzen. Säugenden aber ist er schädlich, da er die Absonderung der Milch hindert: so wie denen, die an trocknem Asthma und Husten leiden. Wenn sich aber der Husten löst und die Brust freier ist: kann man ihnen etwas Essig in das Getränke mischen. Jemehr sich aber die Krankheit den rein entzündlichen nähert, und nicht von Schwäche, sondern von zu großem Reiz herkommt, desto mehr muß man sich des Essigs enthalten; und bei solchen Krankheiten, deren Ursache nicht ganz entschieden ist, be-

diene man sich lieber zum Gebrauche des destillirten Essigs, der durch die Destillation seinen Weingeist und Oel verloren hat, und nichts als Säure ist.

Es ist kein Getränk, über das man in neuern Zeiten so geeifert hätte, als der Brantwein. Aller Schaden der physischen und moralischen Welt wurde auf seine Rechnung geschrieben; und wenn wir noch schlechtere Zeiten, als die jetzigen, erleben sollten: so würde wohl der Brantwein auch die Schuld auf sich nehmen müssen. Ich erkenne völlig die Folgen, die aus seinem Mißbrauche entstehen: aber ich bin auch überzeugt, daß sein ordentlicher mäßiger Gebrauch, noch das einzige Mittel ist, den Armen und den Mittelmann, der durch keine kräftigen Getränke und nahrhafte Kost sich erhalten kann, bei Kräften zu erhalten, und den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, welche die bloße Pflanzenkost und Kartoffeln, das elende Bier oder Wasser, womit sich zu ernähren, ihn die Armuth zwingt. Die Nerven-Krankheiten, die Wassersuchten, die Abzehrung und verdorbene Verdauung stellen sich erst dann ein, wenn sich der arme Arbeiter keinen, oder schlechten Brantwein zu kaufen im Stande ist, nicht wenn er noch wohlfeil reinen und guten trinken kann. Was für ein erbärmliches nervenschwaches und siechtes Menschengeschlecht würden wir ohne Brantwein haben! So wenig es also gut seyn würde, wenn der gesunde Arbeiter den Brantwein entbehren müßte: so schädlich würde es seyn,

ihn den Gewohnten in Krankheiten ganz zu entziehen. Denn die Krankheiten sind selten, wo er unbedingt schädlich wäre, und wenn man die ausnimmt, die aus seinem übermäßigen Gebrauch entstehen: so wird man wenige antreffen, wo er nicht vielleicht gar nützlich seyn könnte; und selbst in den hartnäckigen und langwierigen Krankheiten, die sein übermäßiger Genuß hervorbrachte, dürfte es nicht räthlich seyn, ihn den Kranken ganz abzuschneiden. Ich will hiermit nicht sagen, daß der Kranke in beiden Fällen, wo er ihn entweder gewohnt war, oder sich dadurch schadete, ihn in seinen gewohnten Maaß forttrinken sollte: aber man muß ihm den Genuß desselben nach Maaßgabe seiner Kräfte und der Krankheit erlauben. Nur muß man darauf sehen, daß er ganz reinen unverfälschten, und weder Fusel, noch feurige abgezogene Aquavite oder Liqueure trinke.

Siebentes Kapitel.

Von der Unterhaltung und dem Besuchen der Kranken.

Das mühseelige Loos der Aerzte wird bisweilen durch Umstände, die vorherzusehen oder zu vermeiden, nicht in seiner Macht stehen, ganz unerträglich gemacht, und der rechtschaffenste und gewissenhafteste Arzt in Verdrüßlichkeiten verwickelt, die unabsehbar sind. Ein großer Theil dieser Verdrüßlichkeiten schreiben sich allein von den Krankenbesuchen her. Der Arzt müßte kein Gefühl oder ein so verschrobenes, wie die mehrsten Besucher haben, wenn er nicht den Schaden sehen wollte, den das Benehmen und die Unterhaltung der mehrsten Personen bei solchen Gelegenheiten auf den Kranken haben müssen. Hauptsächlich und mehr, als bei männlichen Kranken, tritt dieser Fall bei den Krankheiten der Weiber und Wöchnerinnen ein. Bei diesen Besuchen, wo gewöhnlich das Komptoir aller Stadtklätschereien aufgeschlagen wird, herrscht die Verläumdung, der Haß, die Scheelsucht, meist in Gemeinschaft mit der Dummheit und der pöbelhaf-

testen Unverschämtheit; und alle die liebenswürdigen Eigenschaften der Frauenzimmer werden wie ein Mantel, den man nur gegen die üble Witterung braucht, vor der Thüre abgelegt. Anders kann es nicht seyn: denn wie wäre es sonst möglich, daß Weiber, die in ihrem Zirkel, für gut, für klug, für wohlwollend gelten, die durch den Mund von hundert alten Weibern, von denen sie für Almosen Stadtneuigkeiten eintauschen, dafür ausgeschrien werden, daß diese Weiber auch die Verstellungskunst, die einzige Eigenschaft, die ihnen von den angedichteten allein übrig bleibt, bei Seite setzen, und hier am Krankenbette, wo sie auf eine gute Unterhaltung denken sollten, als Fischweiber auftreten?

Man denke sich nur eine Wöchnerin mit ihrem Kinde, von Angst, Schmerzen und Kummer für sich durchdrungen, an ihrem ganzen Leibe leidend, plötzlich aus den Verrichtungen ihres Lebens gerissen, von unangenehmen Krämpfen und Empfindungen geplagt, äußerst reizbar, verstimmt und ärgerlich; man denke sich diese, den Beobachtungen und Zudringlichkeiten anderer, in einem oft kleinen Zimmer und engen Bette und einer schwülen Lufttemperatur ausgesetzt.

Wie viele, viele Besuche, wenige aus wahrer Freundschaft, als aus Zeremoniel, und noch öfter aus Neugierde, Tadelsucht und Schwatzbegierde?

Wie wenig wahre Freundinnen gegen die kaltsinnigen Beobachterinnen des Wohlstandes und gegen schadenfrohe Weiber, welche Nahrung für ihr böses Herz suchen? Kein Ort ist, wo sich herzliche Theilnahme, kalte Heuchelei, Schadenfreude, Hohn und Spott einander so nähern, und so neben einander hausen, als in Krankenzimmern und Wochenstuben. Es ist ein Mikrokosmus des Hoflebens. Wie selten hat ein Weib ihre Augen, wenn auch schon ihre Mienen, in einer solchen Gewalt, daß es nicht den innern Zustand ihrer Seele verriethe? Die wahre Freundin drückt ihren Kummer aus, ängstliches Hinblicken; das gar oft lange und daurend seyn kann, weil doch die Freundin einmal, den vermißten Strahl der Hoffnung finden zu können hofft, läßt der bangen Kranken ihr Urtheil lesen, das ihr der sorgsame Arzt, oder eine geübte Wartsfrau verhehlt haben würde. Ein kaltes Gesicht der zeremoniösen Frau läßt der Wöchnerin einen Besuch verwünschen, welcher blos der Eigenliebe und Eitelkeit der Besucherin, nicht ihr gilt. Oft wird ein solcher Besuch mit Fleiß verlängert, um gesehen zu werden, um mehrere zu erwarten, vor welchen man brilliren will; und so erscheinen noch andere, um Wöchnerin und Kind zu mustern, den Anzug beider zu kritisiren, die Mienen anderer zu beobachten, ob unter ihnen ähnliche Schwestern seyn mögten. Und das alles geschieht mit so falschen Blikken, mit so hämischer Verziehung des Mundes, mit so albernen Anspielungen in Reden, mit so unklu-

gen Erzählungen beleidigender Geschichten, mit so ungeforderter Lobpreisung des Lieblings-Arztes, daß die gelassenste, vorurtheilsfreiste und selbstständigste Frau in tiefen und herzzerschneidenden Aerger gesetzt werden muß. — Wie drückend ist es dann auch für den Arzt, wenn er so eine Schaar von selbstsüchtigen Narren, von Stadtklatschen und unverschämten Hohlköpfen, zur Unterhaltung an das Krankenbett sich drängen sieht! Wahrhaftig er ist zu beneiden, wenn er eben so verschroben, oder wo möglich, der Meister vom Stuhl unter diesen Dummköpfen ist.

Ist irgend ein Ort, wo strenge Wachsamkeit über sich selbst nöthig ist, verbunden mit der zärtlichsten Theilnahme an fremden Leiden, mit tiefer Kenntniß des Kranken, seiner Vorurtheile und seiner Schwächen, um nicht anzustoßen: so ist es, wollen wir anders den Kranken Verdruß und Langeweile ersparen, der Besuch bei kranken Freunden. Was für eine Feinheit ist nöthig, die Gesinnungen des Kranken zu erforschen, die durch Umstände, Schmerzen, Kummer und das lange Lager verändert werden, wenn wir dem Gespräche die Wendung geben wollen, die ihm am anziehendsten ist; welche Vorsicht, nicht gegen seine Meinungen zu verstoßen; welche Nachsicht, ihn nicht durch Widerspruch zu beleidigen; und welche Delikatesse ist endlich nicht erforderlich, um nicht selbst zur faden und niederträchtigen Stadtklatsche herab-

zusinken, statt anständig und angenehm zu unterhalten? Wahrhaftig Stoff genug, um einen Krankens-Besuch aus dem Gesichtspunkte der besten und nützlichsten Unterhaltung für den Kranken — nicht für uns, anzusehen.

So wenig man im Stande ist, durch Anstalten und Verordnungen diesem Unheil zu steuren, um desto mehr sollten alle Personen, die genug Ansehen und guten Willen haben, sich bemühen, heimlich und öffentlich zur Abschaffung desselben beizutragen. Am leichtesten würde man zum Zwecke gelangen, wenn eine Anzahl von Familien in einer Stadt zusammenträte, und unter sich ausmachten, daß bei vorkommenden Krankheiten, man nur Besuche eingeladener Personen erwarte. In diesem Falle hätte es der Kranke in seiner Gewalt, die Personen, die er am liebsten um sich hätte, ganz genießen zu können, ohne von einem Schwalle von Personen, die nur Neugierde oder Etikette herbeiführte, mit denen der Kranke vielleicht in gar keiner Verbindung steht, daran verhindert zu werden. Denn nächst der Kirchweihe ist vielleicht keine Gelegenheit, bei welcher mehrere Personen den Beruf fühlen, durch ihre Gegenwart, die sie dem Kranken zur Ehre anrechnen, zur Last zu fallen, als bei Krankheiten, zumal distinguirter Personen.

Die beste Zeit, einen Kranken zu besuchen, muß nach Umständen gewählt werden. Immer ist

es unschicklich, sich bei ihm zu verweilen, wenn er durch Schmerzen und Fieber ganz für den Umgang verstimmt ist, oder sich bei ihm so lange aufzuhalten und ihn so oft zu sehen, daß die Gewohnheit des täglichen Umgangs den Reiz der Neuheit abstumpft, und das Verlangen sich in Ueberdruß verwandelt. Am aller unschicklichsten aber ist es, die Krankenstube in eine Tabaks- und Gesellschaftsstube zu verwandeln. Sich lange bei einem Kranken zu verweilen, ist außer mehrern Gründen schon deswegen nicht rathsam, weil man ihn am Schlafe verhindern und veranlassen kann, aus Schamhaftigkeit die natürlichen Bedürfnisse aufzuhalten. Im Fall also, daß sich die Gesellschaft zu sehr vermehrte, oder sich zu lange verweilte, dürfte man es weder dem Kranken noch seinen Verwandten übel auslegen, wenn man entweder die Kommenden abwiese, oder den Besuch aus einander zu gehen bäte, und müßte dieses als eine jedem zustehende Freiheit ansehen, sich von einer Gesellschaft zu entfernen, in der es ihm nicht gefällt.

Wir holen uns so manche Mode und Sitte von England herüber; und ich wünschte, daß wir auch einen eignen Gebrauch der Engländer annähmen. Er bestreut nämlich in Krankheiten die Straße vor seinem Hause dick mit Sande, um das Geräusch des Fahrens zu vermindern, und umwickelt den Klopfer seiner Thüre mit Tuch, um den Kommen-

den bald zu erinnern und zu verhindern, mit ihm zu laut zu werden. Es ist oft unbeschreiblich, was die Anfragen nach dem Befinden des Kranken, das Auf- und Abgehen der Besuchenden, das Schlagen der Thüren für einen Lerm in dem Krankenhause verursachen; und oft wäre es nöthig, eine eigne Person hinzustellen, um nur alle Anfragen zu beantworten. Es wäre dieserwegen sehr rathsam, wenn man diese Sitte der Engländer annähme, zugleich aber auch das Befinden des Kranken an jedem Tage aufschriebe und diese Nachricht auf dem Vorsaal oder einem sonst schicklichen Platz anschlüge, damit man der ewigen Beantwortung der Anfragen überhoben wäre, und man auch von dem jedesmaligen Befinden eine gewisse Nachricht hätte und den verschiedenen Gerüchten zuvorkäme, die allemal von den Kranken ausgebreitet werden, wenn mehrere Personen im Hause die Anfragen nach dem Befinden beantworten.

Achtes

Achtes Kapitel.

Von der Bewegung der Kranken.

Der Mensch, als Maschine betrachtet, lebt durch Bewegung und ist zur Bewegung da. Der Moment, wo sie bei den Lebenden und Gesunden cessirt, ist der Schlaf, bei den Kranken die Höhe des Fiebers und der Ermattung, und wo sie ganz aufhört, ist wahrer oder Scheintod. Wie aber stete Bewegung den Körper ermattet, die Muskeln abspannt, und den Umlauf des Blutes in Unordnung bringt: so spannt auch mäßige Bewegung die schlaffen Fasern an, und treibt das sich in den Gefäßen langsam bewegende Blut, mit Kraft durch dieselben.

Das ist der einzige richtige Grund, der bei Anempfehlung der Bewegung für Kranke leiten kann. Da aber bei schwächlichen Kranken, der Grad der Reizbarkeit in Betrachtung gezogen werden muß, und man darauf zu sehen hat, wie viel Bewegung er aushalten könne, ohne sich zu sehr zu erhitzen

und durch Ueberreizung zu schwächen; gleichwohl aber der Körper so reizbar seyn kann, daß schon die leiseste Anregung seiner Muskeln, ihn auf lange Zeit entkräftet: so theilte man die Bewegung, da man sie als Heilmittel betrachtete, in active und passive ein.

Passive Bewegung.

Bei passiven Bewegungen verhält sich unser Körper blos leidend gegen die Bewegungen äußerer Körper gegen uns. Die Bewegungen dieser Art sind blos schwingend, indem unser Körper als Gewicht einer andern, blos die Kraft mittheilt, die Luft schneller oder langsamer zu durchschneiden. Denn alle andere Arten von Bewegungen, die man für passive hält, das Fahren allein etwa ausgenommen, setzen schon mehr oder weniger Kraft-Aeußerungen unsers Körpers voraus.

Der gelindeste Grad der passiven Bewegung, ist das Wiegen.

Es geschieht, indem der Körper von einer Seite zur andern oder von oben nach unten, sanft und in gleichen Schwingungen bewegt wird. Wir können seinen Einfluß, der oft gemißbraucht wird,

am besten an Kindern kennen lernen. Die schwingende Bewegung vermehrt ohne Zuthun des Körpers und ohne innere Reize, den Blut-Umlauf, wodurch bald eine angenehme Ermattung hervorgebracht wird, die den Schlaf einladet. Die Wahrheit dieses Satzes erkennt man aus dem Nachtheil, den das übertriebene Wiegen hat. Man sagt von manchem Kinde, es sey dumm gewiegt. Daß es sich dumm geschlafen habe, darf man nicht sagen: weil es nicht so viel geschlafen haben würde, wenn man es nicht so viel gewiegt hätte. Wachen aber sollte es, wie jedes gesunde Kind, das sich aus dem ersten Viertel-Jahr geschlafen hat, es sollte sich regen und seine Organe entwickeln. So wollte es die Natur, aber so wollte es nicht die Mutter. Kaum ist sein Hunger gestillt und es gereiniget: so liegt es wieder in der Wiege, und wird so lange gewiegt, bis es schläft. Das Kind gewöhnt sich bald an das angenehme Wiegen, und so entsteht für das Leben desselben ein Zirkel, der aus nichts als Essen, Schlafen und sich verunreinigen besteht.

Man sollte eigentlich ein gesundes Kind nie wiegen, damit es schlafen könne; denn es wird so schlafen, wenn es sich müde gewacht hat: zum wenigsten sollte man es nicht so sehr daran gewöhnen, daß es nur durchs Wiegen einschlafe. Auch bediene man sich keiner Wiege, die ihren Schwung vom Kopfe nach den Füßen, sondern von einer Seite zur andern hat.

Diese sanfte Bewegung, die ohne Anstrengung ermüdet und den Kreislauf des Blutes befördert, ohne es in Wallung zu setzen, eignet sich auch für Erwachsene, deren Empfindlichkeit durch die Größe der Krankheit, der kindlichen gleichgesetzt worden ist. Da, wo der Kranke vor Ermattung nicht schlafen kann, oder wo durch anhaltendes Wachen, der Schlummer verscheucht ist, ferner wo schlafmachende Mittel nichts fruchten, oder wo man sie aus andern Ursachen nicht anwenden kann, da wird das Wiegen seine Wirkung gewiß nicht versagen.

Man kann bei Erwachsenen das Wiegen sehr leicht auf zweierlei Art hervorbringen, indem man entweder in die Bettpfosten zwei Queer-Schwungbreter einfugen läßt, oder den Kranken in eine Hangematte legt. Wer von der Nützlichkeit dieser Bewegung überzeugt ist, wird sich nicht an die Seltenheit des Gebrauchs stoßen.

Ich habe das Wiegen nur als Mittel erwähnt, eine lange Schlaflosigkeit zu verscheuchen; ich kann es aber auch noch als ein Beruhigungsmittel bei Krämpfen und Schmerzen empfehlen, bei welchen es selten die Erwartung täuschen wird.

Wer Kräfte genug zu stärkern Schwingungen hat, der wird von dem Schaukeln das an seinem Körper bemerken, was das Wiegen, als zu schwach, bei ihm nicht ausrichten konnte. Die Luft, die auf den Körper wirkt, indem er sie durchschneidet

ersetzt das, was ihm an eigner Thätigkeit abgeht. Die Wirkungen, die es hervorbringt, sind verschieden nach der mehrern oder mindern Kraft und Schnelligkeit, womit es geschieht.

Die erste Art gründet sich auf die Gesetze des zweiarmigen Hebels, und geschieht, wenn der Körper gerade in die Höhe gehoben und nieder gelassen wird. Eine Abart davon ist die, welche auf die Elastizität der Stahlfeder beruht, nach der Faust seine Wiege und sein Bette angab. Dieses ist die gelindere Art, und gleicht in ihren Wirkungen ganz dem Wiegen, so lange das Heben und Fallen des Körpers nicht zu heftig und zu schnell geschieht. Es bringt, wie das Wiegen, bei einem langsamen Blut-Umlaufe eine sanfte betäubende Empfindung des Kopfes hervor, die so sehr zum Schlafe einladet, wie Carm, Smitz und andere Aerzte beobachteten.

Da die Gelegenheit, sich durch die Kraft einer Feder schaukeln zu lassen, seltener und kostbarer ist: so wird man von der gewöhnlichen Art, durch ein über einen Bock gelegtes Zimmerstück, mehr Gebrauch machen müssen. Offenbar treibt diese Art des Schaukelns das Blut mehr gegen das Gehirn, und bringt daher eher Betäubung und Schwindel hervor. Es kann aber eben daher auch gegen den Schwindel ein großes Heilmittel werden, wenn es anfangs mäßig gebraucht und stufenweise verstärkt

wird. Desgleichen kann es auch bei Anlage zur Lungensucht und Blutspeien sehr heilsam seyn: da bei diesen Krankheiten das Reiten, welches ähnliche Bewegungen hervorbringt, von allen erfahrnen Aerzten, als nützlich anerkannt worden ist. Eben so hülfreich wird sich diese Bewegung auch bei Stockungen im Unterleibe beweisen. Besonders werden diejenigen Hülfe davon haben, die bei Anlage zu Hämorrhoiden und daher entstehendem Druck gegen die Leber und Verdauungs-Beschwerden, sich desselben bedienen werden. Nur dann, wenn schon angelaufene Blut-Adern am After befindlich oder die Hämorrhoiden eben fließend sind, muß diese Bewegung vermieden werden.

Die zweite Hauptart des Schaukelns, ist die bekannte Art, da man an einem erhabenen Quer-balken Stricke befestigt, die unten, wo sie zusammenlaufen, zum Sitz dienen. Ihre Wirkung ist weit stärker auf den Körper, als die der vorigen Art, und sie erfordert deswegen auch viel Vorsicht.

Die Luftmasse, die der Körper bei seinen Schwingungen wegdrücken muß, ist weit beträchtlicher, und wirkt auf die Vorder- und Hinterfläche desselben desto stärker, je schneller und heftiger die Schwingungen sind. Die Wirkung dieser Art erstreckt sich hauptsächlich auf die Haut und die Lungen, seine Wirkung wird also für dieses Organ relativ nützlich oder schädlich seyn. Schwache

und verschleimte Lungen wird es, mäßig gebraucht, stärken und reinigen; beim Blutspeien und Lungen-Geschwüren kann es nur in bestimmten Fällen nützlich seyn, und sein Gebrauch erfordert dann alle Vorsicht.

Wer sich jemals stark geschaukelt hat, der wird sich entsinnen, daß die Schwingungen das Gefühl einer Kälte in der Haut zurücklassen; und wirklich muß das schnelle und heftige Durchschneiden der Luft, verbunden mit dem Verlust des Wärmestoffs, diese Wirkung hervorbringen. Es bewirkt also dasselbe, was das schnelle Untertauchen im Wasser bewirkt; es zwingt die schlaffen Haut-Gefäße zur Zusammenziehung, und stumpft die Reizbarkeit der zu empfindlichen Haut ab. Es eignet sich daher zu einem wichtigen Heilmittel bei Haut-Krankheiten; und ist oft vorzüglicher, als das Wasser- und Luftbad, da bei seinem Gebrauche viele Unannehmlichkeiten des kalten Wasserbades wegfallen, und das Luftbad, an das sich in unserm Klima noch weniger Personen gewöhnen werden, als an das Wasserbad, dadurch ganz entübrigt werden kann.

Es wird diese Bewegung besonders solchen Personen heilsam seyn, die ihre Haut durch zu große Hitze und Verweichligung erschlafft haben, und solchen, deren Haut nach überstandenen Krankheiten, eine Neigung zu Ausschlägen und profusen Schweißen behalten hat; ferner Hysterischen und Hypochondri-

sten, deren Haut so reizbar ist, daß jede Veränderung der Temperatur, sie krampfhaft zusammenzieht, wodurch der Grund zu mancherlei hysterischen und hypochondrischen Beschwerden häufiger gelegt wird, als durch Diätfehler.

Active Bewegung.

Sie besteht in einer eigenen größern oder geringern Bewegung unserer Organe selbst, und zerfällt wieder in die örtliche und allgemeine. Die örtliche betrifft blos ein einzelnes Organ, das mehr oder ganz allein bewegt wird.

Ich wende mich zuerst zu der Art von activer Bewegung, deren Anempfehlung unsern Zeiten aufbehalten war, ich meyne die Declamation und das laute Lesen *). Billig muß man sich wundern, wie man so lange dieses Mittel übersehen und erst auf die Erfindung von Maschinen denken konnte, durch die man mit Kosten und Beschwerden erst das erreichte, was so leicht zu erreichen war.

Doch auch hier war die Natur consequent.

---

*) Ballhorn, über Declamation in medizinisch-diätetischer Hinsicht. Hannover 1802. 8 gl.

Sie verlieh, als sie dem Manne durch seine körperlichen Arbeiten Gelegenheit zur Bewegung gab, dem sitzenden Weibe die Gabe der Gesprächsamkeit und der leichten Unterhaltung, und ersetzte durch ein wenig[illegible]r ermüdendes aber wirksames Mittel, jene körperliche Anstrengung. Nur der sitzende Gelehrte und Geschäftsmann, den vieles Sprechen zu sehr zu vermehrtem Denken verleitet, mußte auf Maschinen bedacht seyn, die ihm ohne Zeitverlust in seinem Hause eine hinreichende Bewegung gewährten.

An diese natürliche Gesprächsamkeit schließt sich das laute Lesen und die Declamation an. Das Reden und Lesen, so wie das Singen und Blasen von Instrumenten, besonders des Waldhorns, wirkt stark auf die Brust und den Unterleib. Die eingezogne Luft, die theilweise wieder ausgestoßen wird, schnellt die Lungen auf, und zwingt die Muskeln, sich kräftiger zusammen zu ziehen. Indem die Brust sich erweitert, müssen die Därme zusammengepreßt werden, und dieses wechselseittge Pressen und Bewegen, muß auf die Geschäfte der Lunge und Därme einen großen Einfluß haben.

Dieses beobachtete auch Ballhorn. Er fand die Declamation erschütternd, sie setzte das Blut in stärkere Circulation, und stärkte Brust und Unterleib. Von dem Blasen des Horns ist mir ein merkwürdiges Beispeil eines Lungensüchtigen be-

kannt, der durch dasselbe von seiner Krankheit ganz befreit wurde und die dauerhafteste Gesundheit genoß. Bei Anlage zur Lungensucht muß schon das laute Lesen ein großes Hülfsmittel seyn: da es das kranke Organ unmittelbar angreift und durch Uebung stärkt. Auch gegen langwierige Nerven-Krankheiten empfiehlt es Ballhorn, besonders dem weiblichen Geschlechte, wenn es in solchen Verhältnissen lebt, welche die Uebung der natürlichen Geläufigkeit der Sprach-Organe verbieten.

Bei überladenem Magen zwingt es denselben, kräftiger auf die unverdauten Speisen einzuwirken; es hebt die Stockung im Pfort-Adersystem, und mindert dadurch den Krampf und den Druck der Leber; den von Blähungen aufgetriebenen Magen und Eingeweide befreit es davon und vertreibt sie. Bei Magenkrämpfen aber, wo sie Ballhorn auch empfiehlt, meide man sie oder sey dabei vorsichtig, da schon das viele Sprechen Magenkrämpfe zu erregen im Stande ist.

Noch eine Nebenwirkung hat diese Uebung, die nicht aus der Acht zu lassen ist. Der Mund wird entweder so trocken, daß man zu mehrerm Trinken verleitet wird; oft aber werden auch die Speichel-drüsen des Mundes so gereizt, daß ein Ueberfluß des Speichels entsteht. Wird er ausgespuckt: so verliert der Körper eine Menge seines nützlichen Saftes, was demselben schaden muß; oder der ab-

gesonderte Speichel wird verschluckt, der schwache Magen kann ihn nicht verdauen, er wird sauer und erregt alle die Zufälle, die man vielleicht durch diese Uebung vermeiden oder heilen wollte. Besonders müssen Hypochondristen, die oft einen Ueberfluß von Speichel im Munde haben, darauf sehr wachsam seyn, damit sie diesen lästigen Zufall nicht zu sehr vermehren, und dadurch die Bauchspeicheldrüse, die bei ihnen nicht genugsam wirkt, woher eben der Ueberfluß an Mundspeichel kommt, ganz außer Thätigkeit setzen. Wer je diese Leibes-Uebung vornahm, ohne den gewünschten Erfolg davon zu sehen, dem vereitelte gewiß diese leicht übersehene Ursache seine Hoffnungen.

Ich glaube, diesen Artickel nicht besser schließen zu können, als wenn ich die eignen Worte eines unserer besten Diätetiker, des Dr. Unzers in seinem Arzt, hinzufüge. Er sagt: Es ist nicht immer gleich, was für eine Art von Leibes-Bewegung man erwählt, wenn man kränklich ist. Wer befürchten muß, daß der Grund seines Uebels im Magen oder in der gehinderten Verdauung liege, der kann unter allen Leibes-Uebungen, keine bessere als das laute Reden erwählen, um bald zu seiner Genesung zu gelangen. Die Arbeit der Brust, des Zwergfells und der Muskeln des Unterleibes, welche hierzu erfordert wird, reizet den Magen und die Gedärme zu stärkern Bewegungen, und vermehrt und stärkt auf die Art die Verdauungskräfte. Außer-

dem ist diese Leibes-Uebung Predigern und akademischen Lehrern, welche viel sitzen und nachdenken müssen, zu ihrer Wiederherstellung nützlich, indem sie den Umlauf des Bluts und die Ausdünstung befördert. Alles dieses beruht auf die ältesten Beobachtungen. Plutarch wußte nicht genug zu rühmen, wie nützlich das tägliche laute Reden zur Erhaltung der Gesundheit und Vermehrung der Kräfte sey, weil es die vornehmsten Glieder des Leibes stärkte, in welchen sich die Lebenskräfte vornehmlich aufhalten. Aëtius aber schreibet, das laute Reden komme denen wohl zu statten, die einen schwachen Magen haben und denen öfters eine Säure aufstößt.

Das Drechseln, Sägen und Fechten erfordern schon mehr Kräfte, und eignen sich nur für Kranke, deren Krankheit darin besteht, daß sie bei sonstiger Gesundheit ihren Körper zu wenig anstrengen. Sie alle setzen nur eine Seite des Körpers in Bewegung, während dem die andere den Körper festhält. Deshalb muß sich auch ihre Wirkung auf den angestrengtesten Theil beschränken, und wirklich fällt dieses auch in die Augen; der rechte Arm des Fechters und des Sägenden sind viel stärker, als der andere ruhende. Aber eben deswegen schickt sich das Fechten und Sägen weniger für die, welche an Lungen, Knoten und Geschwüren leiden und zu Bluthusten geneigt sind. Die halbseitige Anstrengung, womit die Säge bewegt wird, erschüttert zu sehr die Lungen, und eben dieses thun die

Stöße des Rappiers, oder die Kraft, mit der der Hieber geführt werden muß. Man sagt, daß Onaniten und durch Wollust Geschwächte das Fechten nicht lange aushielten, weil ihre Schenkel zu schwach wären, den Körper lange zu halten: aber aus eben diesem Grunde, muß es vor sie das größte Stärkungsmittel seyn.

Auch das Drechseln gewährt dem sitzenden Geschäftsmanne eine nützliche Bewegung und Erschütterung; nur muß die Drehbank so eingerichtet seyn, daß man leicht mit beiden Füßen abwechselnd treten kann, weil man sonst nur eine Seite sehr erschüttert und ermüdet, und man nicht blos das einzelne anhaltende Anstrengen einiger Muskeln zur Absicht hat, sondern eben diese abwechselnde Anstrengung erreicht werden soll. Der Geschäftsmann, der zehn Stunden lang seinen Leib in den unnatürlichsten Stellungen zusammenkrümmt, wird diese rasche Bewegung nicht lange aushalten, wenn er nicht mit dem Treten wechselt. Auch Personen, die mit Schwindel, Anfällen, Schlagflüssen und der fallenden Sucht behaftet sind, sollten lieber eine andere Leibes-Bewegung, als diese wählen: weil die schnellen Schwingungen des eingespannten Holzes, die sie beständig sehen müssen, zu schnelle Eindrücke auf das Gehirn machen, wodurch die Anfälle ihres Uebels sehr leicht geweckt werden können. Selbst Beispiele von Drechslern von Profession sind mir bekannt, die, wenn sie nach ausgestandenen schweren

Krankheiten wieder zu drehen anfangen wollten, Anfälle von Schwindel bekamen, und sich nur nach und nach gewöhnen konnten, die Drehungen des Rades und Holzes zu sehen.

Sollten sie aber zu viel Geschmack an dieser wirklich unterhaltenden Arbeit finden und ihre Ruhestunden damit ausfüllen wollen: so rathe ich ihnen, im Anfang eine Zeit lang blos das Rad zu treten, ohne den Meisel anzulegen, und sich dann zu gewöhnen, Minuten lang den Drehungen des Holzes zuzusehen, und aufzuhören, wenn sie fühlen, daß ein leichter Schwindel sich einstellt. Das ist vielleicht das beste Mittel, ihren Wunsch zu erfüllen und meine Besorgniß zu heben.

Unter den activen Bewegungen, die den ganzen Körper anstrengen, ist das Gehen die natürlichste, die leichteste und gesundeste. Es ist neuerdings eine Kunst des Spazieren-Gehens bekannt geworden, von der ich aber nicht sagen kann, ob sie den Regeln, die die Aerzte den Spaziergängern vorschreiben, entspricht. Ich will also lieber meinen Lesern selbst sagen, wie ich glaube, daß man spazieren gehen müsse, ohne sie jedoch zu hindern, jenes Buch zu lesen.

Das Gehen eignet sich vorzüglich für Wiedergenesende und solche gesunde Kranke, die zu stärkern Bewegungen zu wenig Kräfte oder Lust haben. Ueberhaupt sollte jeder Geschäftsmann, auch wenn

er der besten Gesundheit genießt, täglich spazieren gehen, und wenn er es auch aus keinem andern Grunde thäte, als seine Glieder gelenk und seinem Körper eine freie gerade Stellung zu erhalten. Wegen dieser Vernachlässigung führt der ehrbare Schuhmacher und der steife Professor einen Gang, als wenn der Stuhl mit dem Hintertheile des Körpers verwachsen wäre.

Die erste Regel aber beim Gehen, so wie bei jeder Leibes-Bewegung, ist, daß sie in freier Luft geschieht und daß man sich seine Geschäfte ganz aus den Gedanken schlägt. Die reine Luft ist das Element, das wir rein zu athmen, eben so besorgt seyn sollten, als frisches Trinkwasser zu haben. Diese fehlt auch in der geräumigsten Halle und Saale. Was hilft es also dem Kaufmanne, wenn er in seinem Komptoir, in dem mehr Theile von ihm als von der Luft sind, täglich tausend Schritte hin und her thut? Was hilft es dem Gelehrten, der in seiner Stube Holz sägt, wenn er bei jedem Blickel, den er von dem Holzbock wegthut, an seine Geschäfte erinnert wird? Was kann es dem Professor nützen, wenn er von einem Pulte weggeht, um an dem andern zu arbeiten, und zu sich selbst eine Rede hält, wie Melanchton zu seinen Töpfen? Oder was nützt es dem Arzte, wenn er die ganze Stadt durchläuft, hier sich erhitzt, dort durch Stillestehen sich erkältet, wenn die Sorge für seine Kranken ihn begleitet? Nichts hilft es allen, es ist eine

falsche Münze, mit der sie die Natur betrügen wollen, wenn sie ihren Zoll fordert. Der Bauer, der doch Bewegung genug hat, geht doch Sonntags auf den Tanzplatz oder auf die Kegelbahn, um eine Bewegung zu haben, wobei er seine Geschäfte vergißt.

Man gehe also täglich in der freien Luft, wähle aber nicht immer einen Weg, damit die Veränderung der Gegenstände das Andenken an unsere Geschäfte verwische. Man suche sich ferner verschiedene Wege auf, auf denen man nach der Richtung des Windes, vor demselben geschützt ist, um sich nicht bei jedem Lüftchen durch eine leere Entschuldigung, um eine Bewegung zu bringen.

Die zweite Regel sey: Man setze die Bewegung bis zu einer gewissen Ermüdung fort.

Man antwortet gewöhnlich den Aerzten, wenn sie den Kranken Bewegung anempfehlen: man komme fast nicht, auf den Stuhl, es gäbe immer was zu gehen und zu thun. Solcher Strapazen rühmen sich sogar die vornehmsten und bequemsten Leute, besonders die Frauenzimmer. Man sieht daraus, daß die wenigsten Menschen einen Begriff von Leibes-Bewegung haben; und da ich schon oben gesagt habe, was ich von den Bewegungen zu Hause halte, so will ich noch meine Meynung von den Strapazen der Weichlinge hinzufügen.

Wenn uns nicht die ganze Struktur unsers Körpes sagte, daß wir zu etwas mehr geschaffen sind, als eine Treppe auf- und abzusteigen, eine Menuet zu tanzen und eine Tasse mit Chokolade zierlich zu Munde zu führen: so würden wir doch durch die Erfahrung, daß der arbeitsame Bauer gesünder sey, als das von Mutterleibe an zum Gelehrten verdammte Mutter-Söhnchen, davon überzeugt werden. Aus Mangel an gehöriger Leibes-Uebung bleibt der Städter, der sich nur von den Stahlfedern seines Sophas bewegen läßt, das schwache vornehme Frauenzimmer und der Troß der sitzenden Künstler und Geschäftsmänner stets zärtlich und verkrüppelt.

Man muß also zuerst den Grad der Bewegung, die unserm Körper heilsam seyn soll, bestimmen. Dieser Maaßstab darf aber nicht in der Länge des Wegs, den wir gehen oder reiten, oder der Menge des Holzes, das wir sägen wollen, bestehen, sondern muß in unserm Körper selbst liegen. Jede Bewegung muß folglich so beschaffen seyn, daß sie unsere Kräfte nicht übersteigt. Dem Tänzer entgeht die Kraft der Waden, und das Kniegelenk wird steif, und der Setzer, der den ganzen Tag die Last seines Körpers trägt, bekommt bald geschwollne Füße. Man darf sich also nicht strapazieren, wenn man es verhüten kann: man darf aber auch kein Sklav der Bequemlichkeit seyn; denn eine allzusanfte Bewegung ist eine Lügen, die man der Natur

vermacht, wenn sie fordert, daß wir im Schweiß unsers Angesichts unser Brod essen sollen.

Es ist folglich weder die Bewegung, welche den Körper nicht ermüdet, noch die, welche ihn zu sehr anstrengt, gesund. Jene schadet, weil sie nichts nützt; diese aber, weil sie die Kräfte aufreibt. Sie erhitzt das Blut zu schnell, und setzt den Körper augenblicklich in Schweiß: darum haben die mehrsten Hypochondristen von der angerathenen Leibes-Bewegung so wenig Nutzen, weil sie ihr weites Ziel erlaufen und nicht ergehen wollen. Kaum hat der Hypochondrist berechnet, daß er an Zeit für Kopf-Arbeit gewinnen werde, wenn er die Stunden, die er seinen hypochondrischen Launen einräumte, welche ihn zu allem untauglich machen, seinen Füßen schenken würde: so sieht man ihn schon die Straßen im Trab durchlaufen. Aber kaum ist er eine Viertel-Stunde gegangen: so ist er in Wallung, das Blut steigt ihm in den Kopf, er befürchtet Schwindel und Schlagfluß, er fühlt sich ermattet, er denkt darüber nach, gewinnt es vielleicht auch noch einmal über sich, die Motion anzustellen, aber zum drittenmale schlägt er es aus, und findet in der Ermattung ein neues Zeichen seiner gefährlichen Krankheit.

Jede Bewegung, die dem Arzt gnügen soll, muß langsam anfangen, allmälich verstärkt und bei dem Gefühl einer angenehmen Ermattung, und eines gelinden Durstes beendigt werden. Eine solche

Bewegung wird gewiß ihre heilsamen Wirkungen nicht versagen. Um diese aber ganz gewiß erwarten zu können, hüte man sich, eine Leibes-Bewegung gleich nach Tische, oder in großer Hitze vorzunehmen.

Es ist hier der Platz nicht, weitläuftig zu untersuchen, ob man gleich nach Tische ruhen oder arbeiten soll; es ist genug, zu sagen, daß es die Natur selbst haben will, daß man nach der Mahlzeit ruhe oder sich nur gelinde bewege. Daß es Leute giebt, die ungestraft das Gegentheil thun, kann nichts, als das alte Sprüchwort beweisen, daß die Gewohnheit die andere Natur sey. Streng aber müssen Wiedergenesende und die an schwacher Verdauung leiden, das Gesetz der Natur beobachten. Sie brauchen deswegen die Stunde nach der Mahlzeit nicht zu schlafen: aber jede heftige Bewegung, als Reiten oder Sägen, kann nichts anders thun, als die Verdauung stören, ihnen Kopfweh oder Erbrechen von unverdauten Speisen verursachen und das Genossene unverdaut in die Därme treiben.

Schon aus dem Grunde ist es nicht rathsam, kurz vor oder nach Tische Bewegungen vorzunehmen, weil da die Sonnenhitze am grösten ist. Der Winter macht zwar da eine Ausnahme, aber in den wärmern Tageszeiten sind die Früh- und Nachmittags-Stunden zur Bewegung am besten. Doch

auch in diesen Stunden denke man daran, daß eine im Winter gewohnte Bewegung uns jetzt mehr Schweiß und Kräfte kostet, und breche früher davon ab. Daher ist es für schwächliche Personen in der heißen Jahres-Zeit schon hinlänglich, Billiard zu spielen.

Ueber die Schädlichkeit des Tanzens ist zu viel gestritten worden, als daß ich es vermeiden könnte, hier davon etwas zu sagen. Es ist eine Erholung des Landmanns und eine Anstrengung des Städters. Man sieht daraus, daß nicht an ihm, sondern an dem Tänzer die Schuld der ihm gemachten Vorwürfe liegt. Es kommt darauf an, wie man mit Nutzen tanzen müsse? Man verwünscht die raschen Tänze, die Walzer, die Englischen und die Hopser, als Todtes-Engel; man rühmt die langsamen und bedächtlichen unserer Väter, aber warlich mit Unrecht. Die Menuet mag in den Augen eines Tanz-Meisters Gerechtigkeit erhalten: aber ist sie etwas anders, als eine Grimasse, die wir uns und der Tänzerin vormachen? Weshalb tanzen wir? Doch wohl aus keiner andern Ursache, als unsere Glieder, die von langem Sitzen zusammengeschrumpft sind, wieder auszudehnen und das stockende Blut rascher durch die Adern zu treiben. Wenn das die Absicht ist — und eine andere kann es nicht seyn, oder wir haben gar keine — so kann eine Menuet nicht genügen, und wir müssen sie auf die Jubel-Hochzeit eines alten Ehepaars verschieben.

Der Tanz ist schädlich, weil man die allgemeinen Gesundheits-Regeln, die man bei jeder Erhitzung zu beobachten hat, vernachlässiget, und weil er für den Weichling eine Arbeit ist, in der er sich leicht übernimmt, weil er sie gerne thut. Man kann sich eben so leicht stumpf tanzen, als arbeiten.

Je weniger die Kunst den Gliedern Zwang anlegt, und je weniger der Takt der Musik Athem erfordert, desto gesünder ist der Tanz. Deswegen halte ich den Dreher oder langsamen Walzer für den der Gesundheit am zuträglichsten Tanz. Je künstlicher die Wendungen und Sprünge sind, desto mehr greifen sie den Tanzenden an, der vielleicht im ganzen Jahre zweimal diese Bewegung hat; es sind lauter Gewaltthätigkeiten, die er an sich selbst verübt, künstliche Verzuckungen der über ihre Kräfte angestrengten Muskeln, und eine Tortur, die sich nach dem Takte richtet.

Man vermeide aber den Tanz, wie alle ungewohnte Leibes-Bewegungen, so lange man die leisesten Fieber-Bewegungen vor oder nach einer Krankheit bemerkt; und tröste sich nicht damit, daß ein anderer unter gleichen Umständen ohne Folgen getanzt habe. Die Naturen sind in ihren Nuancen zu verschieden, als daß man etwas Gewisses voraus sagen könnte. Man vermeide ihn bei Katarrhen, bei Schleim- und Bluthusten, so wie bei Neigung zu Blutflüssen aller Art, zumal wenn

sie eben entstanden sind, oder noch nicht lange aufgehört haben. Eben so muß der Tanz bei Schleimflüssen der Harnröhre und Mutterscheide vermieden werden, wenn diese nicht blos von örtlicher Erschlaffung entstanden sind, wo andere Bewegungen auch dienlich seyn können. Vorzüglich aber sollten Weiber, die zum erstenmal schwanger sind oder Neigung zu Fehlgeburten haben, sich in den ersten Monaten ihrer Schwangerschaft und zur Zeit, wenn sonst ihre Regeln eintraten, oder in den Monaten, wo sie sonst Fehlgeburten erlitten, sich für den Tanz hüten. Sollen und müssen sie aber tanzen: so kann ich ihnen keinen andern, als den zweiten Reihen mit dem Jubel-Bräutigam erlauben.

Man wundere sich nicht, daß ich in einem Buche über Krankenpflege so weitläuftig über das Tanzen spreche. Ich schreibe nicht blos für wirkliche Kranke; sondern auch für solche, die es zu seyn glauben, für die Hypochondristen, denen ich keinen bessern Rath zu geben weiß, als sich gesund zu tanzen. Diese werden ihrer Heilung desto näher seyn, wenn sie entschlossen sind, ihre Krankheit zu vertanzen. Ich kann jedem Kränklichen, der Kräfte genug hat, und die gehörigen Regeln beobachtet, versichern, daß ein mäßiger Tanz ihm gewiß nicht schaden werde. Die Musik, die sanfte Bewegung, vielleicht an der Seite einer Person, die man nicht haßt, wirkt kräftiger, als das gelehrteste China-Decoct, das je unter einem Doctor Baret hervorkam.

Es ist zu bedauern, daß so viele Umstände und Erfordernisse dazu gehören, um eine Bewegungs-Art zu gebrauchen, die sich ganz besonders für veralte Nervenschwäche und mehrere andere Krankheiten eignet, ich meyne das Schwimmen. Daß das Baden ein Universalmittel sey, dem nichts fehlt, um es allgemein zu empfehlen, als daß es kein Geheimniß ist, das wird jeder rationelle Arzt zugeben. Freilich stehen seinem fortgesetzten Gebrauche einige Anzeigen entgegen, die aber bei dem Schwimmen wegfallen. Man befürchtet, daß bei einem längern Aufenthalte in einem Bade, das unter der Temperatur des Körpers ist, nicht nur demselben zu viel Wärmestoff entzogen, sondern auch zu viel Wasser von ihm eingesogen werde, und diese Furcht gründet sich auf sehr richtige Resultate der Naturlehre. Die Bewegungen des Schwimmenden aber befreien bald mehr Wärmestoff, als das Wasser dem Körper entziehen kann; und das immer frische Wasser, das den Körper umgiebt, wirkt zu sehr zusammenziehend auf die Haut, als daß viel Wärme verloren gehen könnte, vielmehr wird sie im Körper angehäuft werden, und aus eben dem Grunde wird weniges Wasser eingesogen werden können, als bei dem ruhigen Aufenthalte im Wasser.

Das Schwimmen wirkt aber durch das erschwerte Athmen auf die Lunge; so wie durch das Wasser auf die Haut. Nächst dem werden alle Muskeln des Rumpfes und der Extremitäten in

Bewegung gesetzt. Auch haben wir bei dem Schwimmen den Vortheil, daß, wenn bei vermehrter Kraft des Körpers die Bewegung für denselben nicht mehr hinreichend ist, das Wasser den Muskeln einen immer stärkern Widerstand bietet.

Das Reiten haben die ältesten Aerzte schon für die beste Bewegung gehalten, und es nicht nur Gesunden zur Erhaltung der Gesundheit, sondern auch Kranken zur Heilung und Erleichterung ihrer Zufälle empfohlen. Die Bedingungen, unter denen es gesund seyn kann, lassen sich am besten aus den Wirkungen, die diese Bewegung auf unsern Körper hat, bestimmen.

Das Reiten setzt alle Theile unsers Körpers in verschiedene Bewegungen. Diese Bewegungen stoßen oder wiegen den Körper, je nachdem das Pferd trabt oder gehet; unsere Muskeln selbst sind in steter Bewegung um das Gleichgewicht zu halten; die Säfte selbst werden in Bewegung gesetzt, und durch das Stoßen des Leibes und das vermehrte Athmen stärker in die Gefäße getrieben. Vorzüglich wirkt es auf die größern Gefäße, besonders die Pfortader, und bewegt das Blut in ihnen schneller. Deswegen ist das Reiten die beste Bewegung für sitzende Gelehrte, Künstler und schwächliche Personen; und Pflegmatischen, die sich auch bei Strapazen gern leidend verhalten, dient am besten ein

Pferd, das sie durchschüttelt, wodurch ihre dicken zähen Säfte am besten verdünnt, und flüssig gemacht werden.

Die Erschütterung des Reitens, macht dasselbe zum besten Stärkungsmittel für die schwache Verdauung. Diese Organe werden allemal am besten durch Bewegungen gestärkt, die ihnen gemäß sind, und die Därme selbst haben davon mehr Nutzen, als von allen Magenstärkungen aus der Apotheke. Die Erschütterung befördert den Durchgang der Speisen durch den Darmkanal, und nöthigt ihn, sie besser zu verarbeiten.

Diese unmittelbaren Wirkungen des Reitens, die die Bewegung des Blutes in der Pfortader beschleuniget, oft auch Hämorrhoiden flüssig macht, eignet es für Leute, die durch vieles Sitzen hypochondrisch geworden sind. Der Fluß der güldenen Ader ist gewöhnlich Hypochondristen sehr heilsam, weil dadurch die Stockung in den Adern, sie mag nun bewirkt worden seyn, wodurch sie will, am schnellsten gehoben wird. Auch ist dieser Fluß asthmatischen und engbrüstigen Personen dienlich, deren Uebel von Hämorrhoidal-Bewegungen herrührt. Die Aerzte wissen, daß gegen solche Beschwerden meist die Blut-Igel und das Schröpfen helfen und den Blut-Abgang ersetzen. Das sanfte fortgesetzte Reiten kann dasselbe bewirken, da es die Hämorrhoidal-Gefäße reizt; auch haben die

mehrsten Kavalleristen die fließenden Hämorrhoiden.

Wahrscheinlich waren die abgezehrten, hustenden, keichenden Engbrüstigen, die man nach Sydenhams Rath durch das Reiten von der Schwindsucht geheilt zu haben glaubte, mehr Hypochondristen und Lungensüchtige, als wahre Schwindsüchtige, die mit offenen Lungengeschwüren behaftet gewesen wären. Denn obgleich Sydenham den Schwindsüchtigen das Reiten mit der Versicherung empfahl, daß es ihnen so gewiß helfen würde, als die China gegen das Wechselfieber: so bin ich doch überzeugt, daß diese Bewegung kein offenes Geschwür heilen, sondern nur bei der Anlage zur Schwindsucht — bei Erschlaffung der Lungen dienlich seyn können. Man darf das Ansehen eines großen Arztes für keinen Beweis gelten lassen. Wenn es aber etwas ausrichten kann: so ist es im Anfange der Krankheit, und die ganze Sache würde darauf beruhen, daß man durch starke Bewegung in freier Luft die Lungen und andere zum Athmen gehörige Organe anstrenget und stärket, wodurch mancher, den man für schwindsüchtig hielt, geheilt werden konnte, der es nicht war. Denn wenn man die Beschaffenheit der Schwindsucht genauer überlegt: so wird man finden, daß sie sich so leicht nicht vertreiben läßt.

Es giebt aber außer der wahren Schwindsucht

noch mehr Zufälle, wo es unnütz oder höchst schädlich seyn würde. Die schwächsten und empfindlichen Leute, müssen sich einer andern Bewegungsart bedienen. Wer zu heftigen Blutflüssen, zu Blutharnen oder starken Fluß der güldenen Ader, wer zu heftigem Drang des Blutes nach dem Kopfe und zu Schwindel geneigt ist, wer mit Brüchen und Vorfällen, mit Steinen der Harnblase und Nieren, und mit der blinden güldenen Ader behaftet ist, der muß das Reiten meiden, Bruch-Patienten aber müssen sich mit einem guten elastischen Bande versehen. Es ist auch schädlich, kurz nach einer starken Mahlzeit zu reiten; mit nüchterm Magen können es aber kaum Gesunde vertragen, weil es da zu sehr erhitzt und den Appetit raubt. Es ist fast einerlei, ob man bei starkem Winde langsam reitet oder bei ruhiger Luft heftig jagt; das letztere erhitzt den Körper noch mehr als das erstere, da bei ersterm die Luft den Körper wieder abkühlt. Die Art des Reitens muß sich nach der Krankheit und den Kräften des Kranken richten, und hier ist der Trab das Ziel, das nicht wohl überschritten werden darf. Der Hypochondrist, der seine Launen verreiten will, fängt es meist so verkehrt an, wie der hypochondrische Fußgänger, er erhitzt sich im Trab und Galopp und jagt, um seine Gesundheit zu erlangen, er erhitzt sich und mattet sich ab, kurz es geht ihm gewöhnlich hier, wie mit dem Spazierengehen.

Ich habe die verschiedenen Arten der Leibes-

Bewegung aufgezählt; es bleibt nun noch die Frage zu beantworten übrig, wie oft man sich bewegen müsse. Würde ich gefragt, wie oft man sich nicht bewegen müsse: so könnte ich bestimmter darauf antworten, alle Tage, wo man nicht ißt. Je ruhiger und sitzender hingegen unsere Lebensart ist; je unnatürlicher die Stellung ist, die wir bei unsern Arbeiten nehmen müssen: desto öfterer müssen wir und wo möglich täglich zweimal eine schickliche und gnügende Bewegung vornehmen. Ich nehme an, daß jedermann, wenn er auch noch so sehr mit Geschäften überhäuft seyn sollte, doch täglich wenigstens eine Stunde auf Leibes-Bewegung verwenden könne. Kann er zuweilen eine Stunde mehr darauf verwenden: so wird er diesen Exzeß nicht nur begehen können, ohne sich an seiner Natur zu versündigen, sondern er wird sogar sehr wohl daran thun. Man muß sogar eine Erhitzung mitunter nicht scheuen, um einmal eine Ausnahme von der Regel zu machen, an die man sich in der Lebens-Ordnung durchaus nicht binden darf.

Um aber jeden Leser zu überzeugen, daß es selten eine Krankheit giebt, in der man nicht von Bewegungen, sowohl passiven als activen, den grösten Nutzen ziehen könne, daß man selbst die Kranken in der höchsten Fieber-Gefahr nicht nur ohne Schaden der freien Luft aussetzen, sondern sie oft lange auf Wagen fahren könne: so will ich die eignen Worte des Arztes, der diese Bemerkung

machte, des Hrn. Dr. Michaelis (Ueber die zweckmäßigste Einrichtung der Feldhospitäler, Göttingen 1801) unverändert herſetzen. „Wer nie die Erfahrung machte, dem wird es unmöglich vorkommen, daß die Ausſetzung der ſchwerſten Kranken an die freie Luft, ſey dieſe dem Anſcheine nach auch wirklich ſo ungünſtig für den Kranken, beinahe nie zum Schaden, aber ſtets zur Beſſerung derſelben gereiche. Nie kann man dies deutlicher, als auf Transporten von mehrern Tagen ſehen, die man mit den ſchwerſten, dem Tode ſehr nahen Kranken, vornehmen muß. Selten wird man einen Todten bemerken, und gewöhnlich, wenn die Witterung nur etwas günſtig iſt, ſelbſt dann, wenn die Kranken mehrere Tage nicht vom Wagen kommen, trifft man ſtatt einer Anzahl mit dem Tode ringenden Kranken, dieſelben nach dem Transporte, als Reconvaleſcenten an, und die, welche man mit der größten Mühe auf den Wagen hob, ſteigen ohne Hülfe wieder herab. Nur müſſen es keine Kranken mit Kopfverletzungen, ſchweren Beinbrüchen und ſolche ſeyn, zu deren Heilung nothwendig eine gleiche oder wärmere Temperatur erfordert wird, wie Bruſt-Entzündungen, Ruhren u. dgl.“

So flüchtete Hr. Michaelis mit 130 Kranken, die bei einem vorhergehenden Transport wegen Gefahr für ihr Leben nicht transportirt werden konnten, von Tourney nach Antwerpen, und kam nach einem fünftägigen Marſch, der einige Nächte un-

unterbrochen fortdauerte, und auf den er nur einen einzigen Toden hatte, mit beinahe lauter hergestellten Kranken an.

Den Schluß dieses Abschnittes mag die Beschreibung der vorzüglichsten Maschinen machen, die man zur Leibes-Bewegung erfunden hat.

Motions-Säge, Dr. T. G. W. praktischen Arztes in G. L. von der Hartleibigkeit, nebst Beschreibung und Abbildung einer neuen Motions-Säge und Stubenpferdes, und eines sehr bequemen Nachtstuhls. 4to 16 gl. Leipzig b. Baumgärtner, 1802.

In Vogels Gesundheits-Zeitung ist eine Säge abgebildet, welche für Schwache sehr bequem ist; sie ist oben mit einem Gewicht beschwert, wodurch sie dem, der sich damit beschäftiget, jedesmal wieder entgegen gestoßen wird, wenn er sie weggestoßen hat. Die Abbildung wird sie deutlicher machen. Fig. 1. und 2. Dieses Instrument setzt hauptsächlich den Oberleib in Bewegung und kann für lungenschwächliche und schwindsüchtige Personen sehr heilsam werden, weil es den Körper nicht zu schnell ermüdet; so wie überhaupt jeder Schwächliche, der mit dieser Säge das Holz, welches täglich in seinem Ofen verbrannt wird, zerstückelt, eine zur Verdauung und Stärkung sehr heilsame Bewegung auf seinem Zimmer haben kann.

Da nicht jedermann Lust und Gelegenheit zum Reiten hat: so hat man auch verschiedene Maschinen erfunden, um diese Bewegung nachzuahmen und zu ersetzen.

Die älteste Maschine dieser Art, ist wohl das Quellmalzische Bewegungs Pferd, von dem ich hier zwei Abbildungen gegeben habe.

Die erste Fig. 3. stellt die Maschine vor, wie sie an den Stubenbalken angebracht werden kann.

aa. starke mit eisernen Bändern befestigte Unterlagen

bb. die obern etwas dünnern Stangen

cc. die Stränge, welche von den Enden der Stangen herabgehen.

dd. Queerhölzer. ee. kleine Räderchen

ff. die von den Queerhölzern durch die Räder nach der Mitte geführten Schnur.

gg. die Ringe, woran die Stränge an das Pferd befestigt werden.

hh. die Balken der Decke

Fig. 4. Die Maschine auf einem Gestelle. Die Böcke bestehen aus Pfosten, welche 3 bis 4 Zoll dick, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Ellen lang und 4 Ellen hoch sind. Auf dieses Gestelle werden zwei Stangen, welche die Unterlagen bilden, gelegt. Diese Stangen können vier bis fünf Zoll dick seyn. Sie werden queer

übergelegt und zwar so, daß sie drei Viertel, höchstens eine Elle, von einander entfernt sind. Auf diese Unterlagen werden zwei andere dünnere Stangen, zwei bis drei Zoll stark, und zwar von möglich gleichlaufender Stärke und drei bis vier Ellen lang gelegt. Diese Stangen werden eine halbe bis drei Viertel Ellen von einander gebracht. Man muß dabei in Acht nehmen, daß sowohl ihre vordern als hintern Enden, so weit über die Unterlage hervorragen, daß das Gleichgewicht von ihrer Biegsamkeit genau erhalten werde.

aa. sind die Gestelle, bb. die Stangen der Unterlagen, cc. die übergelegten Stangen, dd. die Mittelhölzer, ee. die Hebel, welche aus den Mittelhölzern einwärts laufen, f. die Unterlage für die Hebel, die Unterlage hat eine Oeffnung zum Durchgang der Schnuren, g. die Schnuren, h. h. h. h. die Stränge, welche von den Stangen herab, an den Sattel gehen, i. der Sattel.

Eine andere Motions-Maschine besteht aus einem Spindelbret von 7 bis 9 Ellen Länge, 12 bis 14 Zoll Breite und wenigstens einen Zoll Stärke. Zwei Leisten von hartem Holz werden eine Elle von jedem Ende angenagelt, und müssen 3 bis 4 Zoll auf jeder Seite hervorstehen; an der Seite des Bretes werden sie etwas eingeschnitten, damit sie Knöpfen ähnlich werden. Vier aus gutem Hanf verfertigte Stricke werden an der Decke und wo

mög-

möglich in einen Balken durch vier eiserne Schrauben oder Haspen, welche aber rund seyn müssen, und mit den andern vier Enden an die vorgedachten Leisten so angemacht, daß das Bret fünf Viertel Ellen von der Erde schwebend erhalten wird. Durch die Mitte des Bretes und gerade über in der Decke des Zimmers wird eine Haspe eingeschlagen, durch welche und durch das Loch im Brete, ein etwas dünnerer Strick läuft, an dessen Ende sich ein Knebel befinden muß. Will man sich nun eine Bewegung machen: so setzt man sich auf die Mitte des Bretes, und nimmt entweder den Knebel in die Hände, zieht anfangs schwach, sodann stärker, oder man läßt es durch zwei Personen niederdrücken, wodurch man den Schritt, Trab und Gallop eines Pferdes nachahmen kann. Siehe Leipz. Intellig. Blatt. 1781.

Hr. Girault, braunschweigischer Zahnchirurgus erfand auch eine Maschine, die genau die Bewegungen des Pferdes nachmacht, und beschrieb sie in einer Schrift, wo man sie auch abgezeichnet findet*). Die Maschine besteht aus einem größern Rade, welches 5 Fuß im Durchmesser hat, und einem kleinern, welches nur halb so groß ist, und durch das größere, mit dem es durch eine Schnur verbunden ist, in Bewegung gesetzt wird. In dem kleinern

*) Girault memoire sur la guerison d'un sciatique universel, Braunschweig bei Fauche et C. 1800. 54 S.

Rade befindet sich ein Einschnitt, welcher mit Bley ausgefüllt ist, um demselben, wenn es herumgedreht wird, eine ungleiche Bewegung mitzutheilen. Es ruhet mit seiner Achse auf einer Feder, die aus zwei Armen besteht, zwischen welchen es herumläuft. Diese Feder ist an einem Querholze befestiget, welches beweglich ist, damit dieselbe auf und nieder steigen könne. Die beiden Arme der Querfeder sind durch einen starken Querbalken mit einander verbunden, der in der Mitte ein Loch hat, in welchem eine perpendikular in die Höhe steigende Stange befestigt ist, die das hölzerne Pferd, oder den Sessel trägt, worauf sich der Kranke setzt.

Das Leipziger Intelligenz-Blatt 1796. p. 160. meldet die Verbesserung des bekannten Motionsstuhls. Ein hiesiger Künstler, heißt es, hat auf Veranlassung des Hrn. Stadtwundarztes Eckolds, den schon bekannten Kranken- und Motions-Stuhl auf drei Rädern, in welchem kranke und lahme Personen mit Hülfe anderer in freier Luft körperliche Erschütterungen genießen können, dahin verbessert, daß dieser Stuhl ohne alle Hülfe eines andern Menschen, allein durch die darin sitzende Person selbst, nicht nur auf eine leichte Art in Bewegung gebracht, sondern auch darin erhalten, gelenkt, zum Theil, oder ganz umgedreht, und zum Stillestehen gebracht werden kann. Es kann sich die schwerste Person auf diesen Stuhl setzen; er läuft vermittelst einer angebrachten Feder eine Virtelstunde lang,

und kann dann von der darauf sitzenden Person selbst während der Bewegung bequem wieder aufgezogen werden. Das Modell ist im Intelligenz-Comptoir zu sehen, und der Künstler verfertigt sie gegen halbe Vorausbezahlung.

Der Regimentschirurgus Kühen im Brandenburgischen hat einen bequemen Bewegungsstuhl erfunden. Hinter der Lehne ist ein Kasten, in welchem das Triebwerk verborgen ist. An der Seite des Kastens ist eine Kurbel befindlich, die ein junger Mensch von vierzehn Jahren leicht bewegen kann, wenn gleich ein viel schwererer Mensch in dem Stuhle sitzt. Je nachdem man mehr oder weniger stark drehet, kann man die Bewegung vermindern oder vermehren; gewöhnlich ist sie dem Trabe eines Pferdes gleich. (Fritze mediz. Annalen 1. B.)

Merlin in London (London und Paris 1. B. Nro. V.) hat auch einen Gesundheitsstuhl bekannt gemacht. In einer halbkreisförmigen Schaukel hängt ein schwerer Stuhl, der nie den Schwerpunkt verliert, man mag noch so heftig schaukeln. Die Bewegung geschieht rechts und links zur Seite, und wird durch den Patienten durch zwei an die Enden der Schaukel befestigte, und in beiden Händen liegende Seile hervorgebracht. Dem Schwindel wird durch die Seitenbewegung, durch die beliebige Schnelligkeit und durch das Gleichgewicht des

Stuhls vorgebeugt. Selbst wer nur eine Hand hat, kann sich körperliche Bewegung verschaffen.

Hr. Bergmeister Löscher in Freiberg hat neuerlichst die Erfindung einer bequemen Bewegungsmaschine angezeigt, der sich auch Frauenzimmer bedienen können. Der Preis dieser Maschine ist mit Inbegriff der Emballage und Manipulationsbeschreibung 15 Rthlr. sächsisch, von der aber nach der neuesten Veränderung für Frauenzimmer 11 Rthlr. 18 gr. Sie kann ganz unbeschadet und bequem auf dem Postwagen transportirt werden.

Neuntes Kapitel.

Von Krankenzimmern, deren Lage, Heitzung und Reinigung.

Der Ort, wo jeder Mensch den dritten Theil seines Lebens verweilt, wo er nach der Arbeit Ruhe, nach der Ermattung Kräfte, und Gesundheit nach der Krankheit sucht — das Schlaf- und Krankenzimmer — ist ein Gegenstand, dessen Lage und Einrichtung der größten Aufmerksamkeit jedes Familienvaters werth ist. Was verschwendet man nicht für Geld, sein Putzzimmer prächtig, und seine Wohn- und Arbeitsstube bequem einzurichten; nur die Schlafkammer wird in den engsten Winkel, in den weder Luft noch Sonne kommt, angelegt, und wird bald der Aufenthalt von faulen Dünsten und Unreinigkeiten, so daß man ein Erröthen nicht vermeiden kann, wenn eine schnelle Krankheit uns nöthigt, dem Arzt und andern den Zutritt in diese Freystätte der Unsläterey zu verstatten.

Da ein eignes Zimmer für Kranke fast in keinem Hause anzutreffen ist, sondern zu diesem Be-

hufe meist Schlaf- und andere Zimmer genommen werden, die man eben entbehren kann: so verdiente schon jeder Bau und Reparatur eines Hauses die Rücksicht, die Zimmer so anzulegen, daß auch bei nicht ganz vortheilhafter Lage derselben doch die Hauptfehler, die ein Schlaf- oder Kranken-Zimmer haben kann, vermieden werden. Die Erfordernisse eines Schlaf- und Krankenzimmers sind einerlei; sie müssen dem Zugange der Luft frei stehen, und die Morgen- oder Abend-Sonne haben, ohne von der Mittagssonne geheizt zu werden; es muß gehörig hoch und breit seyn, um die verdorbene Luft den Bewohnern nicht so fühlbar zu machen, und desto höher, je mehr Betten es enthält. Die Wände desselben dürfen nicht mit unnöthigen Zierrathen versehen, oder mit Gemälden behangen seyn, weil dieses bei Kranken Phantasien erwecken oder unterhalten kann; man läßt es am liebsten grün malen, weil dies dem Auge am besten thut, auch das zu helle Licht bricht. Noch suche man es zu vermeiden, daß das Zimmer auf eine geräuschvolle Straße stößt.

Jedes Zimmer, es mag übrigens noch so gut angelegt seyn, ist zum Schlaf- und Kranken-Zimmer untauglich, so bald es feuchte und dünstende Wände hat. Es ist unmöglich, in solchen Zimmern eine gleiche Temperatur zu halten, und eine ganz reine Luft zu schaffen. Die Haupturſachen dieses Uebels sind: eine Kluft zwischen den Wänden des Schlaf-

zimmers und des daneben stehenden Gebäudes. In diese sammelt sich Schnee und Regenwasser, und weicht die Wände ein. Diesem Uebel kann nicht anders, als durch Ausfüllung der Kluft abgeholfen werden. Die übrigen Ursachen sind frisch getünchte und gekälkte Wände, nasses Linnen und Bettzeug, Kohlendämpfe, Dämpfe von kochendem Wasser, und Mauern von Backsteinen, die nicht fest genug gebrannt und getrocknet sind; überhaupt noch, wenn die Temperatur des Krankenzimmers kälter ist, als die der daran stoßenden offenstehenden Stube, so daß die Dünste aus der Stube in die Kammer ziehen, erkältet, und dadurch niedergeschlagen werden. In diesen Fällen, die kein Ausschwitzen, sondern mehr ein Anlaufen der Wände, gleich dem Anlaufen der Fensterscheiben ist, hilft nichts, als die Entfernung der Ursache. Sollte dieses aber nicht möglich seyn: so kann man dem Uebel durch einen Bretterverschlag abhelfen, zwischen welchem und der Mauer noch ein Zwischenraum bleiben muß, und der noch das Gute hat, daß man das Zimmer leichter erwärmen kann; auch helfen in diesem Falle Papiertapeten, da bekanntlich lockere Körper nicht so schnell erkälten, folglich sich auch nicht so leicht Dünste an sie ansetzen können. Ist aber vielleicht die ganze Atmosphäre feucht, und auch das Zimmer seiner Lage wegen feucht und dumpfig: so entzieht man der Luft die Feuchtigkeiten am besten dadurch, daß man ungelöschten Kalk in Stücken zerschlägt, und ihn in Schüsseln an verschiedenen Orten auf den

Fußboden hinsetzt; auch kann man denselben etwas dick mit trocknem Sande bestreuen.

Man hat auch verschiedene Räucherungen vorgeschlagen, um damit die Feuchtigkeit zu vertreiben: man hüte sich aber, sie bei schon bewohnten Zimmern anzuwenden, da ihre unmittelbare Folge Vermehrung des Dunstes und der Feuchtigkeit ist, und sie nur dadurch helfen, daß der dicke Dampf, den sie verursachen, die Dünste einschluckt, und ein starker Luftzug sie zusammen aus dem Zimmer heraustreibt. Will man aber ein frisch getünchtes und geweißtes Zimmer schnell trocken haben, um es bewohnen zu können: so verschließe man dasselbe sorgfältig, nachdem man einige Schüsseln mit ungelöschtem Kalk hinein gesetzt hat, wodurch die Feuchtigkeiten angezogen und vermindert werden, und lasse sie etwa eine Nacht über darin stehen. Hierauf räuchere man das Zimmer mit salzsauern Dämpfen tüchtig aus, und wenn man glaubt, daß sich die Dünste genug mit den Dämpfen vereinigt haben: so suche man einen starken Zug durch das Zimmer zu machen. Dieses Verfahren kann man den Umständen nach wiederholen.

Diese Mittel vertreiben die Nässe der Wände, die von den Dünsten im Zimmer selbst herkommt. Gegen das Durchschlagen der Wände von außen aber, das von schlechten Back- und Mauersteinen herkömmt, schlägt Hr. Dr. Monje' zu Wesel folgen-

gendes Verfahren vor: In den Fabriken einer mir unbekannten blauen Farbe in Amsterdam bedient man sich eines mir gleichfalls nicht bekannten Harzes. Wenn die Bereitung geschehen ist: so bleibt in den Kesseln ein mit Färbestoffen vermischtes harziges Wesen zurück, welches unter dem Namen Laminias bekannt ist. Dieser Masse, wovon an Ort und Stelle der Centner 14 Gulden holländisch zu stehen kommt, bedient man sich so: erstlich werden die Wände bis auf die Ziegeln oder Steine abgepickt und bis in die Fugen von Kalk gänzlich entblößt. Darauf läßt man fünf Pfund Laminias, mit einem halben Maaß Leinöl vermischt, in einem geräumigen Kessel schmelzen, bis die Masse zu sieden anfängt; sodann wird sie mit stumpfen groben Farbenbürsten heiß auf die von Kalk entblößten Wände getragen, wobei der Aufstreicher besonders darauf zu sehen hat, daß keine Fuge unbedeckt bleibt. Um noch sicherer zu gehen, könnte man noch einen zweiten Anstrich veranstalten: Zwei Tage nachher werden die Wände mit magerm Kalk überworfen und glatt gestrichen, nach Jahresfrist aber erst mit Weißkalk ohne Beimischung von Lakmus übertüncht. Zehn Pfund Laminias und ein Maaß Rüböl sind zum Ueberziehen einer Fläche von hundert Quadratfuß, wenn sie nicht sehr rauh ist, zureichend. Das gemeine Geigenharz (Colophonium) mit etwas mehr Oel könnte vielleicht die nämlichen Dienste thun.

Unzer räth in seinem Arzt, zur Vertreibung der

Feuchtigkeit Oel aus Nüssen zu kochen und damit die Mauern zu überstreichen. Diese Operation wird allemal nach drei Zwischentagen wiederholt, so daß die Mauer etwa zwei oder dreimal so überstrichen wird, nachdem der erste Anstrich trocken geworden ist. Hierauf läßt man die Wände mit Oelfarben malen. Diese Anstriche von siedendem Oele dringen in die Zwischenräume des Tünchs und verstopfen sie völlig, so daß die Feuchtigkeit unmöglich hindurch dringen kann, sondern in der Mauer bleiben muß. Wenn man es blos dabei bewenden lassen wollte, eine solche Mauer mit Oelfarbe zu malen, ohne sie vorher mit Nußöl zu bestreichen: so würde dieses zwar die Feuchtigkeit abhalten; allein da die Farbe auf der bloßen Mauer liegt, so setzt sich die Feuchtigkeit zwischen sie und die Mauer, löset die Farbenlagen ab, und macht, daß sie Risse bekömmt, wovon sie endlich schuppenweise abfällt und der Feuchtigkeit den Durchgang ganz von neuem verstattet.

Das zweite Erforderniß eines guten Krankenzimmers sind Vorrichtungen, die Luft leicht zu erfrischen und schnell zu wechseln. Diese Forderung ist desto nothwendiger, je mehr Menschen in dem Zimmer sind, und je kleiner die Luftschicht selbst ist, die dem Kranken für seinen eigenen Gebrauch übrig bleibt. Jedes Bette braucht einen Luftraum von sechs bis acht Fuß Länge, eben der Breite, und zwölf Fuß Höhe.

Die gewöhnlichsten Mittel, die Luft zu wechseln

und zu erneuern, sind die Ventilatoren, oder die Windräder in den Fenstern. Man hat ihnen verschiedene mal allen Nutzen abgesprochen, und es ist richtig, daß sie, so wie man sie meist anbringt, wenig oder keinen Einfluß auf den Luftwechsel haben. Will man sie aber mit Erfolg anwenden: so muß man sie nach folgenden Grundsätzen anbringen: jeder Ventilator, das Zimmer, dessen Luft er erneuern soll, mag auch noch so klein seyn, muß mit einem andern, oder wenigstens mit einem Zugloche, der ihm überstehenden Wand in Verbindung seyn, damit die Luft, die er in Bewegung setzt, sogleich fortgestoßen werden könne. Es ist dieses um so nothwendiger, wenn ein Sturm oder Windzug auf der Straße der dickern Luft im Zimmer, gleich dem Rauch aus dem Schornsteine, den Ausgang verwehrt, oder im Gegentheil der Schwaden im Zimmer der atmosphärischen Luft den Eingang versagt. Deswegen wird man auch weniger von den Ventilatoren verspüren, die man in zwei Fenster einer Wand anbringt, als wenn man den zweiten in eine andere Wand versetzt. Es ist aber eben nicht nothwendig, daß die Ventilatoren sich gerade entgegen gesetzt sind, sondern wie es die Lage des Zimmers erlaubt, wenn nur die Kommunikation mit der freyen Luft von zwei Seiten bewerkstelligt werden kann, als z. B. von dem Vorsaal oder dem Hausraum und der Straße.

Der zweite Grundsatz, den man zu befolgen

hat, ist der, daß man das gehörige Verhältniß des Ventilators zur Größe und Höhe des Zimmers finde. Die Höhe, in der diese Maschine am vortheilhaftesten wirkt, ist zwei Drittheile des Zimmers; weil hier die Dünste gleich einer Wolke schweben, und der Zug also unmittelbar auf sie geleitet wird. Ist das Zimmer also zwölf Fuß hoch: so muß der Ventilator in der Höhe von acht Fuß angebracht werden. Man wird aber dieses so ängstlich nicht zu berechnen brauchen und doch seinen Zweck erreichen, wenn man nur den Ventilator in die Mitte oder die untere Ecke des Oberflügels im Fenster anbringt, anstatt daß man sie jetzt gewöhnlich in die obere Ecke dieses Flügels einsetzt.

Drittens muß man das gehörige Verhältniß der Größe des Ventilators zur Größe des Zimmers in Obacht nehmen. Es ist ein sonderbares Unternehmen, wenn man mit zwei Ventilatoren, deren jeder höchstens drei Zoll im Durchmesser hat, einem Saale frische Luft verschaffen will, in dem vielleicht hundert ausdünstende Menschen, eine Menge Lichter, Speisen und Getränke sich befinden, wie dieses bei Gesellschaftssälen der Fall häufig ist. Man hat als das richtige Maaß fünf tausend Cubikfuß Raum des Zimmers zu zwei Ventilatoren, jeden zu fünf Zoll im Durchmesser, angegeben.

Noch hat man darauf gedacht, die Feuchtigkeit des Fußbodens und die fixe Luft, die sich meist an

demselben befindet, zu vertreiben, und dazu Luftzüge und Luftschlöte angelegt.

Die erstern sind gewöhnlich in großen Krankensälen gebräuchlich, wo der Moder von den Abfällen zwischen und unter den Betten, auch bei der sorgfältigsten Aufsicht leicht zu einer Luftverderbniß Gelegenheit geben könnte, und man hat da, wo ich sie zu sehen bekam, stets ihren Nutzen gerühmt. Man verfertigt von vier Bretern, die luftdicht verbunden sind, eine Röhre, die vier bis acht Zoll im Durchmesser hat, und mauert sie in der Wand nach der Straße zu so ein, daß die freie Luft durch sie herein treten kann; eine gleiche Röhre wird mit dem Vorsaale in Verbindung gesetzt. Beide liegen auf dem Fußboden mit ihren Mündungen gerade gegenüber, und können nöthigen Falls durch Schieber verschlossen werden. Ihre Länge ist sechs bis acht Fuß; und der Durchmesser richtet sich ebenfalls nach der Menge der Betten; sind doppelte Reihen derselben im Zimmer: so sind auch mehrere Röhren nöthig. Sie müssen allemal unter den Betten hinlaufen, und ihr Ende auch unter eins derselben zu liegen kommen. Nach der verschiedenen Stellung der Betten bringt man sie bald am Kopf, oder Fußende derselben an, oder läßt sie der Länge nach unter ihnen weglaufen.

Den Luftschlot bringt man da an, wo man die Luftröhren nicht anbringen kann oder will. Man

verfertiget zu dem Ende breterne Röhren von demselben Gehalt, wie obige, und führt sie perpendikular einen Fuß vom Fußboden abstehend, durch die Decke des Zimmers bis auf einen freien Platz oder den Dachboden.

Im Winter und bei kaltem Wetter, wo diese Vorrichtungen zu viel Wärme aus dem Zimmer führen würden, hat man vortreffliche Anstalten, um den Luftwechsel und die Vertreibung der übeln Dünste durch die Ofenwärme zu befördern. Ich will die vorzüglichern und die am leichtesten einzurichten sind, hier beschreiben, damit man Gelegenheit habe, nach der Anlage der Oefen sich die eine oder die andere zu wählen.

Man läßt eine Röhre von dem Kamin durch den Ofen in das Zimmer führen, daß dieselbe von dem Feuer mit der Flamme berührt werden kann. Die Röhre wird im Durchmesser vier Zoll weit von Lehm und Dachziegeln gemacht. Die Luft wird während des Durchgangs erwärmt und bringt die im Zimmer befindlichen Dünste eher in Bewegung.

Der verstorbene Leibarzt Lentin wurde durch die schlechte Wirkung der Ventilatoren im Waisenhause zu Clausthal bestimmt, auf ein anderes Mittel zu denken, die Luft in den Zimmern zu verbessern, wozu er ebenfalls die Ofenwärme benutzte. Er sagt: alle Abstufungen scrofulöser Zufälle, Augenkrankheiten, Ausschläge, Kachexien aller Art,

Scorbut, einigemal der Beinfras, ja sogar einmal die Lepra, blieben die beständigen Krankheiten des Waisenhauses zu Clausthal, das außer des Waisenvaters Familie aus 36 Kindern beiderlei Geschlechts bestand. Die sechs Luftmühlen schafften so wenig üble Luft weg, daß man den Nutzen ganz und gar nicht spüren konnte. Es schwamm immer ein ekelhaft süßlich riechender Schwadey in der mittlern Höhe des Zimmers. Ich sann also auf ein wirksames Reinigungsmittel, und suchte die anhaltende Ofenwärme zu meiner Absicht folgendermaßen zu nutzen: Ich ließ nämlich einen Cubum von anderthalb Fuß Eisenblech zusammenieten, der oben mit einer stumpfen Dachung und vorn mit einer einen Fuß weiten Thüre, in welcher unten eine runde Oeffnung von fünf Zoll im Durchmesser mit einem Schieber versehen war, mit der man nach Bedürfniß den Cubum öffnen oder schließen konnte. Diesen Kasten ließ ich auf zwei eiserne Unterlagen, von einem Zoll dick, auf die Platte des eisernen Ofens setzen, der etwa halb so hoch, als das Zimmer war. Aus dem hintern Theile des Daches des Cubus ließ ich eine Röhre von sechs Zoll im Durchmesser gerade über dem Zugloche durch die Brandmauer hindurchführen. Durch diese Vorrichtung suchte ich noch den Vortheil, daß man, da im Sommer bei üblem und regnichtem Wetter die Fenster nicht geöffnet werden können, ein großes Feuerbecken mit Kohlen in den Cubum setzen und den Luftwechsel dadurch beschleinigen kann.

Die ganze Vorrichtung ist nach den Principien geordnet, daß der Schwaden unreiner Luft sich weder unten noch oben im Zimmer, sondern immer wie eine Wolke in der mittlern Höhe des Zimmers aufhält. Dieser Schwaden, der sich nicht leicht mit der obern und untern Luft vermischt, ist am sichersten aus dem Zimmer zu entfernen, wenn der für ihn bestimmte Abzug auch in der mittlern Höhe des Zimmers angelegt wird. Diesem nun einen schnellern Strom zu geben, ward der bekannt gemachte und auf den eisernen Ofen angebrachte Cubus für das Zuträglichste gefunden. Die Höhe desselben war der mittlern Höhe des Zimmers genau gemäß. Er war aus der Ursache von vorbeschriebener Weite, damit man im Sommer bei schlechtem Wetter ein größeres Feuerbecken hineinsetzen und die Purefaction der Luft bewirken könnte. Er hatte ein Paar eiserne Stäbe zur Unterlage, damit die Hitze des Ofens sich auch dem Zimmer und nicht dem Cubus allein mittheilen konnte. Der Cubus hat also mit dem Ofen keinen unmittelbaren Zusammenhang, sondern ruht nur auf diesen beiden eisernen Stangen. Die Oberfläche des Ofens sowohl, als auch die untere des Cubus, bleiben also ganz und werden nicht durchbrochen. Die eisernen Stäbe liegen wohl am besten von vorn nach hinten.

Der Aspirateur = Luftsauger *) ist eine aus schwar-

*) Instruction sur les moyens d'eutrétenir le salubrité et de purifier d'air. 1794. 12.

schwarzem Blech verfertigte trompetenförmige Röhre, von dreyzehn Zoll Länge, unten an ihrem weitesten Theile ungefähr neun Zoll im Durchmesser, und oben an der Spitze nur drei Viertel Zoll weit. Der engere Theil wird in die Ofenröhre befestigt, der weitere Theil muß drei bis vier Schuh hoch über den Fußboden erhaben seyn, und der engere ungefähr anderthalb Zoll tief in die Ofenröhre hinein reichen. So wird die Zimmerluft herausgetrieben.

Dies waren die Mittel, die Luft zu wechseln und zu erneuern, die, wenn man sie gehörig anwendete, hinreichend seyn würden, um alle Klagen über die Verderbniß der Luft an Orten, wo sie am leichtesten verderben kann, abzustellen, daß man nicht mehr nöthig hätte, durch Räucherungen die schädliche Dünste einzuhüllen, und sie dem Geruch weniger bemerkbar zu machen, wodurch ihre schädlichen Eigenschaften nicht vermindert, sie vielmehr nur noch schädlicher gemacht werden, da man sie weniger fühlt, sie also auch weniger fürchtet und sich davor hütet.

Man räuchert aber in Krankenzimmern in dreierlei Absicht. Einmal um gewisse übelriechende Dünste zu vertreiben; zweitens, um die Luft mit gewissen, der Krankheit, z. B. der Schwindsucht, angemessenen Substanzen anzufüllen; und drittens, die ansteckenden Materien, womit der Dunstkreis ge-

schwängert ist, durch ihr entgegen wirkende Dinge zu zersetzen.

Man wird dadurch die Räucherungen aus einem weit wichtigern Gesichtspunkte ansehen lernen, als man sie gewöhnlich kennt. Der Gegenstand verdient wirklich immer größere Aufmerksamkeit, als man ihm seither widmete; daher fürchte ich auch nicht, daß die Erinnerungen, die ich bei einer so anscheinend geringfügigen Sache mache, am unrechten Orte seyn werden.

Man suche aber jede Räucherung, die nicht aus der Absicht geschieht, die Luft mit gewissen heilsamen Dünsten zu erfüllen, durch Verminderung der Ursache dazu, entbehrlich zu machen. Dieses geschieht, wenn man die Reinlichkeit in Obacht nimmt, und die oben angegebenen Regeln zur steten Erneuerung der Luft anwendet. Denn es ist ausgemacht, daß jede Räucherung ein anderes Verhältniß der Luft hervorbringen, und folglich schädlich seyn müsse, wenn es nicht in dem Heilplan des Arztes lag, eben dieses und kein anderes Verhältniß der Lufttheile zu haben. Alle die Räucherpulver und Kerzen bringen eine Menge von Kohlenstoff und empyreumatisches Wesen in die Atmosphäre, was auf einen reizbaren Körper nur schädlich, vielleicht betäubend, wirken muß. Denn diese Uebersüllung der Luft mit fremdartigen Stoffen muß nicht allein auf die Lungen wirken, und zu Krämpfen der-

selben, Stickflüssen und Husten reizen, sondern muß auch, wie jede schnelle Veränderung der Atmosphäre, das Gemeingefühl verstimmen, und im Fall es Schaden stiften kann, alle die Folgen nach sich ziehen, die die Krankheit oder die Anlage des Körpers befürchten lassen. Hauptsächlich aber hüte man sich vor zu öfterm oder starkem Räuchern bei Krämpfen und Convulsionen, bei Dilirien und Schlafsucht: weil auf diese, so wie überhaupt auf alle Nervenkrankheiten, die Räucherungen den größten Einfluß haben; da sie die Heilkräfte der Mittel in der feinsten Gestalt, als Dunst, in sich enthalten; es auch bekannt ist, daß manche Betrüger, um eine schnelle Heilung schwerer Krankheiten vorzuspiegeln, sich sehr häufig der Räucherungen bedienen, die denn auch meist eine schnelle Erleichterung der Krankheit zur Folge haben, die aber selten von langer Dauer ist.

Will man aber wirklich räuchern, es mag aus einer Ursache geschehen, aus welcher es wolle: so beobachte man folgende Regeln: Erstlich sehe man auf das Kohlenbecken selbst, und wähle kein größeres, als nicht eben für das Zimmer nöthig ist, um die Luft nicht zu sehr zu erhitzen und zu vielen Dampf zu verbreiten. Man nehme auch nur Kohlen, die ganz ausgebrannt sind, damit nicht Holztheile zu viel glimmen und rauchen, und gebrauche nie Stein- oder Schmiedekohlen dazu, weil auch diese noch zu viel harzige Theile bei sich haben. Kann man es möglich machen, auf einem heißen

Bleche, z. B. der Ofenröhre, zu räuchern: so wird man wohl daran thun; theils weil das Räucherpulver nicht auf einmal und schnell verkocht, folglich nicht so viele Dämpfe auf einmal entbunden werden, und man anderntheils die Nachtheile der Kohlen ganz gewiß vermindert. Man sehe drittens auf das Räucherpulver selbst, und wähle nur solches, das viel flüchtige und weniger harzige Stoffe enthält, leicht und schnell von der Hitze und dem Feuer aufgelößt wird und dabei wenig oder keine Kohlen zurückläßt. Denn je länger das Pulver noch nachglimmt, desto mehr werden empyreumatische Theile entwickelt, die den Wohlgeruch, den man zu verbreiten suchte, verzehren. Man wende also keine Chacarillrinde, keine Lavendelblüthen oder wohl gar Wachholderbeeren oder Wachholderreisig dazu an. Es ist in manchen Gegenden, zumal auf dem Walde, auch in Häusern, wo man es nicht vermuthen sollte, der abscheuliche Gebrauch, eine Hand voll Wachholderreisig anzubrennen, und die Stuben mit einem solchen Rauche anzufüllen, daß man sich kaum erkennen kann. Diese Sitte, die mit dem unbedeutenden Namen einen Rauch machen, belegt wird, wird in gesunden und kranken Tagen beobachtet, und man bekümmert sich dabei nicht viel um den Kranken, um dessenwillen es doch geschieht. Man untersuche vorher das Räucherpulver, ob nicht Geigenharz oder Holzspähne darunter sind, die keinen, oder einen schlechten Geruch und viel Dampf geben. Man vermeide alle Räucherpulver, die einen auf-

fallenden, z. B. moschusartigen, Geruch haben, und deswegen auch die Chaçarill, Rinde. Für die besten Räuchermittel zum gewöhnlichen Gebrauche in Krankenstuben halte ich die Räucherkerzen, den Königsrauch oder das blose Gummi Animä.

Bei dem Räuchern selbst richte man sich viertens genau nach dem Gefühl des Kranken und nicht nach seinem eigenen; weil es schon für den Kranken genug seyn kann, wenn wir erst den Geruch merken. Gemeiniglich überläßt man dieses Geschäft den Dienstboten, die nach eignem Gutdünken in einer kleinen Stube so viel Räucherpulver verbrauchen, als genug wäre, den größten Saal zu durchräuchern; billig sollte man ihnen also diese Verrichtung nicht überlassen. Man muß des Kranken wegen alles Dämpfen des Pulvers verhüten, und deswegen dasselbe nur in kleinen Portionen ausstreuen, und zwar so, daß man erst wieder etwas aufwirft, wenn die vorige Portion verdunstet ist. Man verrichte auch das Räuchern nicht so nahe am Krankenbette, daß der Kranke nicht die Dämpfe unmittelbar einathmen müsse.

Die Form unserer Räucherpfannen verdiente wohl eine Aenderung, und die Art, der man sich bei dem katholischen Gottesdienst bedient, vorgezogen zu werden, da sie die Dünste weit mehr zerstreut, als die unsrigen, von denen der Rauch

gerade in die Höhe steigt. Die englischen Miscellen IV Bd. 2. St. zeigen die Erfindung einer Räucherlampe für Krankenstuben von einem Arzt Smith, unter dem Namen Fumigations lamp, an, eine Beschreibung aber, die ohne Kupfer nicht verständlich seyn würde, mangelt. Um des Kohlendampfes beim Räuchern überhoben zu seyn, wäre es wohl am besten, sich einer Spirituslampe zu bedienen, deren Flamme ein ausgehöhltes Blech erhitzt, auf welches man das Räucherpulver streut oder den Lack streicht. Man würde durch diese Maschinen die Verrichtung den Umständen mehr anpassen können, als wenn man das Pulver in die offenen Kohlen streut.

Will man ein Zimmer durch das Räuchern mit gewissen Dünsten so anfüllen, daß dadurch zur Heilung einer Krankheit ein bestimmter Zweck erfüllt werde: so sehe man hauptsächlich darauf, alle Ingredienzien dazu in größter Reinheit zu bekommen, z. B. das Wachs, Harz und die Balsame; denn auf ihrer Aechtheit beruht meist der Erfolg des ganzen Unternehmens. Da diese Räucherungen gewöhnlich bei Krankheiten der Lungen veranstaltet werden: so muß man besonders auf die Kohlen sehen, wenn man sich der oben angegebenen Räucherpfanne nicht bedienen kann. Es ist bekannt, wie nachtheilig dem Athmen der Kohlendampf überhaupt ist, und daß nicht selten tödliche Folgen daher kommen, um desto schädlicher muß also auch das ge-

lindeste Kohlenfeuer kränklichen Lungen werden. Aus dieser Ursache ist es eben so nöthig, zu verhüten, daß die Harze und das Wachs durch zu starkes Feuer zu schnell erhitzt und dadurch brenzlicht werden. Die porcellanenen Gefäße sind dabei zur Schmelzung der Stoffe allen andern vorzuziehen, weil bei irdenen die Glasur leicht springen und sich auflösen, das in der Glasur aber enthaltene Bley verflüchtiget, der Dunst mitgetheilt und eingeathmet werden kann, wobei auf jeden Fall die Gefahr einer Vergiftung größer ist, als bei dem Gebrauch der Tisch- und Kochgeschirre. Der Geheime Rath Fritze rieth statt der Kolophonium- und Pech-Dämpfe, die man gewöhnlich zu benutzen pflegt, Folgendes an: Man nimmt ein Pfund gelbes Wachs — enthält es noch Honigtheile, desto besser — schmilzt dieses beinahe bis zum Kochen in einem irdenen oder porcellanenen Gefäß, in einem Zimmer, das nicht gar zu groß seyn darf, etwa eine halbe Stunde lang, und rührt es fleißig mit einem hölzernen Löffel um. Am besten thut es der Kranke selbst, damit er näher bei den balsamischen Dämpfen ist. Auch kann man nach Verhältniß funfzig bis mehrere Tropfen von dem peruvianischen Balsam während des Schmelzens hinzuthun. Diesen Versuch macht man täglich zweimal. Die zärtlichsten Personen haben von diesem Dunst nicht allein nicht gelitten, sondern vielmehr ihre Lungen sehr gestärkt gefühlt. Der Auswurf läßt nach, ohne Engbrüstigkeit zu verursachen. Man kann das Wachs öfter gebrauchen, und zwar so lan-

ge, als man das Empyreumatische nicht riecht. — Nach dieser Norm werden alle Räucherungen dieser Gattung angestellt.

Der dritte Hauptgrund, warum Krankenzimmer durchräuchert werden, ist, gewisse ansteckende Stoffe zu zersetzen, und dadurch für der Ansteckung zu sichern und die weitere Verbreitung der Krankheit zu hindern. Diese Räucherungen werden dem Grundsatze gemäß angestellt, daß der ansteckende Stoff etwas Amoniacalisches sey, welches durch Sauerstoff vernichtet werden könne. Schon seit den ältesten Zeiten wandte man bei Pesten und andern ansteckenden Krankheiten den Essig zu diesem Behufe an. Man sprengte damit die Zimmer aus, und ließ ihn auf heißen Steinen verdunsten. Seine Säure verbindet sich aber nicht leicht mit den contagieusen Stoffen, und seine Wirkung war daher nicht viel mehr, als den Geruch zu verstecken. Doch darf man sich von der concentrirten Essigsäure oder dem Radicalessig mehr Erfolg versprechen, als von dem gewöhnlichen ächten Weinessig. Dieser schickt sich nur für Sachen, die in ihn hineingetaucht und damit besprengt werden können. Er selbst besitzt, selbst mit Hülfe des Feuers, zu wenig Ausdehnbarkeit, um sich durch Räuchern zu verbreiten. Mit dem Radicalessig hingegen lassen sich ohne große Kosten keine bedeutende Räucherungen anstellen; doch macht seine schnelle und intensive Wirkung und sein penetranter Geruch ihn geschickt, die ihn zunächst umge-

bende Luft zu verändern und dadurch der Ansteckung zu widerstehen. Es ist also jedem, der zu ansteckenden Kranken kommt, zu widerrathen, sich stets damit zu versehen. Von größerer Wirkung hingegen war der Versuch mit Schwefelsäure das Contagium zu zerstören, indem man Stangenschwefel an ein glühendes Eisen strich und dadurch die Säure entband: allein diese Methode hat wegen des Schwefelstoffs, der zugleich mit frei wird, zu viel Nachtheile für den Kranken sowohl, als den Wärter. Der Schwefeldampf wirkt kräftig genug auf die Substanzen, die er erreichen kann; allein er verbreitet sich nicht weit genug, und ist in bewohnten Zimmern erstickend. Gegen inficirte Bett- und Leibwäsche, vorzüglich wenn sich ein festeres Miasma, z. B. Krätze und Blattern, hineingezogen hat, kann Schwefelräucherung mit Nutzen angewendet werden.

Die Erfindung eines Mittels, das unter allen Umständen jeden ansteckenden Stoff zerstörte, ohne irgend einen Nachtheil der vorbenannten Mittel zu haben, war unsern Zeiten aufgehoben. Man wußte zwar allgemein, daß die mineralischen Säuren antiseptisch sind, folglich auch die Ansteckungsstoffe zerstören; aber die Wirkungsart der verschiedenen Arten war so verschieden, zum Theil auch so gefährlich, daß man sie entweder als unnütz verwarf, oder ihre Wahl nach den jedesmaligen Umständen bestimmte. Man mußte also desto ernstlicher darauf

bedacht seyn, eine Verfahrungsart kennen zu lernen, die unter allen Umständen Hülfe leisten würde. Die Leichengewölbe der Hauptkirche zu Dijon gaben im Jahr 1773 Gelegenheit dazu. Der Todtengeruch war unerträglich, und schon bemerkte man in den nähern Häusern Spuren eines ansteckenden Fiebers; umsonst hatte man schon Salpeter verpuffen lassen, und mit Weinessig, wohlriechenden Kräutern und Harzen geräuchert. In dieser Gefahr schlug Guyton Morveau die Salzsäure als ein Mittel vor, die Ansteckung zu hindern; dessen sehr flüchtige Theile sich mit dem ammoniakalischen der Fäulniß verbinden sollten. Seine Theorie gründete sich auf zwei sehr ausgemachte Thatsachen, erstens daß jede faulige Zersetzung eine sehr große Menge Ammoniak hervorbringt, und daß zweitens die übersäuerte Salzsäure, mit dem Ammoniak in Dampfgestalt in Verbindung gebracht, augenblicklich ein Neutralsalz zusammensetzt. Unter allen Säuren wirkt nur die übersaure Salzsäure auf das kräftigste, da die Dämpfe der gemeinen Salzsäure, des Salpeters und des Essigs auf das kohlen- und schwefelstoffhaltige Wasserstoffgas nur sehr schwach wirken.

Man verrichtet aber die Räucherungen mit übersaurer Kochsalzsäure folgendermasen: Man vermischt acht Theile gewöhnliches trockenes Kochsalz mit drei Theilen gepülverten Braunstein und thut dieses in eine Tasse oder hessischen Schmelztiegel. Dann gießt man eine behutsam gemachte Mischung aus vier

Theilen Vitriolöl *) und eben so viel Wasser dazu **). Sogleich steigen dichte weiße Dämpfe auf, die sich im Zimmer verbreiten. Man fährt mit dem Zugießen der Schwefelsäure so lange fort, als noch Entwickelung von Dämpfen statt findet.

Die Größe des Zimmers und die Zahl der Betten machen natürlich ein Verhältniß mit der Menge der Dämpfe aus, die im Zimmer verbreitet werden müssen. Um einen gewissen Norm zu haben, will ich das Verhältniß der Ingredienzien für eine Krankenstube von sechs Betten hersetzen, zumal da bei

---

*) Vier Theile Vitriolöl im Verhältniß gegen das Salz und den Braunstein, also z. B. 2 Loth Salz, 3 Quenten Braunstein und 1 Loth Vitriolöl, und eben so viel Wasser. Die Mischung aus dem Vitriolöl und Wasser giebt die Vitriol- oder Schwefelsäure.

**) Am besten thut man, wenn man sich diese Schwefelsäure auf die oben angegebene Art in der Apotheke bereiten läßt, da es für Ungeübte immer riskant ist, sie selbst zu bereiten. Will man es aber selbst thun: so gieße man die angegebene Menge Wasser in ein festes Glas mit weiter Oeffnung, wie ein starkes Bier- oder Zucker-Glas, so daß noch über die Hälfte des Glases leer bleibt. Hierzu gieße man behutsam das Vitriolöl tropfenweise oder in kleinen Portionen, und gieße nicht eher wieder frisch ein, als bis das Zischen und Aufwallen vorbei und das Glas nicht mehr sehr heiß ist; sonst kann das Glas leicht springen.

dieser Vorschrift eine leichtere Art des Räucherns selbst angegeben ist. Man nimmt

gewöhnliches Küchensalz 3 Loth 1 Quente 5 Gran,
schwarzen Braunstein zwei und eine halbe Quente 8 Gran
Wasser ein und ein halb Loth 11 Gran
Schwefelsäure 2 Loth. Der Braunstein und das Salz werden zerstoßen, in eine Schaale gethan und gemengt. Man schlägt das Wasser darauf, rührt die Masse um, und gießt nach und nach die Schwefelsäure dazu.

Man thut wohl, wenn man die für die Größe des Zimmers berechnete Quantität in mehrere Theile auf dem Fußboden und den Tischen des Zimmers vertheilt, um dadurch die Dämpfe leichter zu verbreiten und sie den Umstehenden weniger unangenehm zu machen. Die Thüren, Fenster und Luftlöcher müssen während des Räucherns sorgfältig verschlossen, einige Stunden darauf aber geöffnet und ein Luftzug bewirkt werden, damit ganz frische Luft in das Zimmer treten kann.

Die Wiederholung dieser Räucherung hängt von der Krankheit und andern Umständen ab. Nie darf man aber die Wiederholung so lange versparen, bis die Luft merkbar mit schädlichen Dünsten angefüllt ist. In gewöhnlichen Fällen reicht eine Räucherung für einen bis zwei Tage hin, da in andern Fällen, und wenn mehrere Kranke in einem Zimmer bei-

sammen liegen, sie oft schon nach einigen Stunden wiederholt werden müssen.

Das Vorurtheil vieler Leute gegen die Räucherungen wird am besten durch den Erfolg widerlegt; am kürzesten aber kömmt man bei solchen Kranken zu seinem Zweck, wenn man die Materialien dazu ganz unbemerkt beischafft und die Räucherung anstellt, ohne ihnen vorher etwas zu sagen. Ist sie nur erst einmal geschehen, und haben sie ihre Wirkungen empfunden: so hat man gewiß keinen Widerstand mehr zu fürchten.

In Paris verfertigt der Apotheker Boullay nach Angabe und unter Aufsicht von Morveau zwei sehr einfache Vorrichtungen, wodurch jedermann in den Stand gesetzt wird, eine Reinigung der Luft an solchen Orten, wo sie nöthig ist, anzustellen. Die eine dieser Vorrichtungen, welche man Luftreinigungs-Behälter nennen könnte, ist bestimmt, an Orten von großem Umfange, als in Hospitälern, die Luft zu reinigen. Sie besteht aus einem Eimer von starkem Kristallglase, der durch einen vollkommen passenden eingeschliffenen Glasstöpsel vermittelst einer Druckschraube verschlossen wird. Es gehören zwei Flacons dazu, der eine mit Salpetersäure, der andere mit oxydirtem schwarzen Braunstein in gehörigem Verhältniß gefüllt. Wenn man davon Gebrauch machen will: so läßt man den Braunstein und die Salpetersäure in den Eimer und macht ihn fest zu. Nun braucht man ihn nur einige Minuten zu öff-

nen, und es erfolgt eine beträchtliche Entbindung heilsamer Dünste. Diese Entbindung, wenn man sie alle Tage mit Mäßigkeit wiederholt, dauert wenigstens ein Jahr. Nach dieser Zeit darf man nur die Materialien wieder verfertigen lassen. Die andere Vorrichtung zum täglichen und häuslichen Gebrauch ist noch einfacher. Es ist ein tragbarer Flacon in einem Futteral von sehr starkem Holze, welches mit einer Schraube von dem nämlichen Holze versehen ist, wodurch der Kristallstöpfel vollkommen fest im Halse gehalten wird. Dieser Flacon ist zum dritten Theil mit einer Mischung angefüllt, die eine Menge gasartiger Ausströmungen von immer gleichem Gehalt, selbst nach Verlauf von mehrern Jahren, giebt. Ist die Luft, die man athmet, verdächtig: so darf man den Flacon nur einige Augenblicke öffnen, und man ist in einer gasartigen Atmosphäre, die die Eigenschaft hat, die schädlichsten Miasmen zu vertreiben.

Obgleich diese Morveausche Räucherung in jedem Falle zureichend und genugthuend seyn wird, und sie fast leichter, als jede andere Art, zu bewerkstelligen ist: so stehe ich doch nicht an, einige Mittel, die man zur Reinigung der Luft und zum Schutz gegen die Ansteckung für dienlich hält, anzuführen, theils um ihre wirklichen Kräfte, theils um zu zeigen, wenn und wo ihr Gebrauch unnütz und schädlich ist.

Das kalte und warme Wasser ist allerdings ge-

schickt, den Ansteckungsstoff aus der Wäsche in sich aufzunehmen. Aber es kann ihn nicht zersetzen, sondern es spült ihn nur ab, verdünnt ihn nur und wird davon eben so imprägnirt, als vorher die Wäsche war. Das Wasser, was mit faulem Gas geschüttelt wird, nimmt den Geruch davon an, aber die Luft wird davon nicht reiner. Diesen Satz beweisen auch schon die Wäscherinnen, die unter allen Personen am leichtesten angesteckt werden, zumal wenn die Wäsche noch mit Seife gewaschen wird. Man sieht also daraus, daß dieses Mittel, und selbst das Hin- und hergießen von kochendem Wasser, womit man die Luft auch hat reinigen wollen, theils weit mühseeliger ist, theils doch nur eine Versteckung des Geruchs bewirkt, ohne die schädlichen Dünste zu zersetzen.

Man sollte also alle angesteckte Sachen nie eher mit warmen oder kaltem Wasser reinigen, bevor sie nicht ganz mit salzsauern Dämpfen, oder mit Schwefel durchräuchert und der Ansteckungsstoff vertilgt wäre, und dann erst die Seife zum Waschen anwenden, um den flüchtigen Schmuz der Wäsche aufzulösen und abzuspülen; da die Seife der geschickteste Leiter des Ansteckungsstoffes selbst ist. Bei Volksseuchen sollte man auf Befolgung dieser Regel auf das strengste sehen: da es sonst unmöglich ist, der Ansteckung vorzubauen; und eben Personen, wie Hebammen und Wäscherinnen, Krankenwärterinnen, die vermöge ihres Berufs in viele Häuser kommen,

die Verbreiter der Seuche werden können, ehe sie selbst für ihre Unvorsichtigkeit büßen müssen.

Das Feuer an sich hat gar keinen Einfluß auf die mephitische Luft. Das einzige, was es thut, ist, daß es die Luft verdünnt und unter den oben angegebenen Umständen zum Luftwechsel beitragen kann. Nur dann können die faulen und schädlichen Ausdünstungen zunächst des Feuers zersetzt werden, wenn dasselbe nach Verhältniß des Raums vom Zimmer größer ist, welches aber wieder den Kranken schaden kann.

Vorzüglicher ist der lebende Kalch oder auch die gebrannte Pottasche um schädliche Ausdünstungen zu vermindern. Sie schlucken die Kohlensäure oder fixe Luft ein und zerfließen. Deswegen ist das oben angegebene Mittel, zerschlagenen Kalk in das Zimmer zu setzen, so heilsam; und eben so wirksam ist, ein in frisches Kalkwasser getauchtes leinenes Tuch in das Zimmer zu hängen und trocken werden zu lassen. Dieses wird so lange wiederholt, als man Ausdünstungen im Zimmer bemerkt; oder so lange man sich nicht entschließen kann, die kräftigen Morveauschen Räucherungen anzustellen.

Die Wohlgerüche, die aromatischen Substanzen und alles, was man auf Kohlen wirft, der Zinnober, das Schießpulver, das Antimonium, das Pech, der Epheu, Wachholder, Anies, Fenchel, Zucker, Lorbeerblätter, Thymian und Lavendel geben

nur

nur den Schein von Sicherheit. Ihre Dämpfe ändern die Luft nicht, sie verstecken nur die Ansteckungsstoffe, ohne sie zu vernichten, und dienen blos in leichten Fällen, einen andern Geruch in das Zimmer zu bringen.

Das Schießpulver, das man abbrennt, um eine verpestete Luft zu entfernen, und worauf man so großes Vertrauen setzt, wirkt blos mechanisch durch seine Explosion und Erschütterung der Luft. Die Explosion kann nur einen Theil der Luft in Bewegung setzen und die riechenden Körper zerstreuen, oder wenn sie stark und freier Luftzug da ist, einen Theil davon entfernen. Schädlich ist aber der häufige Gebrauch des Schießpulvers, da sich bei seinem Verbrennen Stick- und Kohlenstoffe in großer Menge, Schwefelsäure aber sich nur sehr wenig entwickelt.

Das Verbrennen des Stangenschwefels mittelst eines glühenden Eisens wird man in Fällen, wo die Dämpfe den angesteckten Körper unmittelbar berühren, stets mit Glück anwenden. Das Verbrennen des Schwefels ist dem Benetzen und der Verdünstung der Schwefelsäure sogar vorzuziehen, und hievon ist keine andere Ursache, als die Hitze, die durch das Verbrennen des Schwefels hervorgebracht wird, zumal da dann die Säure unvermischt ist. Deshalb darf man aber nicht glauben, daß man mit demselben Nutzen Räucherpulver anwenden könne, unter denen er enthalten ist, weil vielleicht

unter zwölf Theilen harziger und aromatischer Substanzen, die beim Verbrennen Kohlensäure liefern, erst ein Theil Schwefel enthalten ist, der also gegen das Verhältniß der andern Substanzen ganz unwirksam wird.

Man gebraucht in England zur Reinigung der Zimmer eine Art Besen, die sehr zu empfehlen sind, weil sie hindern, daß der Staub nicht in die Höhe fliegt und beschwerlich wird. Es ist eine große ungefähr sechs Zoll lange und dicke Quaste von Wolle oder Pferdehaaren, die in eine hölzerne Hülse befestigt ist und beim Gebrauch an einen langen hölzernen Stiel gesteckt wird. Diese Quaste taucht derjenige, der ein Zimmer reinigen will, in einen Zuber mit Wasser, dreht sie schnell um, daß alles überflüssige Wasser abläuft und die Quaste blos feucht bleibt, und kehrt nun das Zimmer, indem er sie auf dem Fußboden drehend fortwälzt, aus. Aller Staub wickelt sich auf diese Art in die feuchte Quaste und bleibt daran hängen, wird nicht in die Höhe gejagt und so auf immer aus dem Zimmer geschafft. Bei dieser Art von Reinigung fällt das unangenehme und der Gesundheit so schädliche Scheuern von selbst weg. Krankenzimmer können damit in der größten Stille, und ohne den Kranken im mindesten zu beunruhigen, gesäubert, und wenn es nöthig ist, die Luft darin zu reinigen und zu erfrischen, die Quaste auch, statt in Wasser, in Weinessig getaucht, und so der Fußboden gereiniget werden.

Nächst der Sorge für die Reinheit der Luft, ist vielleicht nichts nothwendiger, als die Aufmerksamkeit auf die Erwärmung der Krankenzimmer; denn es giebt selten eine Krankheit, die nicht dadurch verlängert, vielleicht verschlimmert wurde, daß man die Erwärmung des Krankenzimmers ganz dem Ungefähr überließ. Es ist aber auch auf der andern Seite keine schwierigere Sache, als genau den Grad der Wärme zu bestimmen, der in jedem Zeitpunkte der Krankheit der passenste ist, und man fehlt noch weit mehr, wenn man den Punkt nach dem Wärmemesser ganz apodiktisch vorausbestimmt, bei welchem geheizt werden soll; als wenn man es dem, wenn gleich krankem Gefühl des Patienten überläßt. Da also der Natur der Sache nach keine bestimmte Norm gegeben werden kann, es aber durchaus nothwendig ist, einen Leitfaden zu haben, nach dem man sich richten kann, so berücksichtige man folgende Verhältnisse:

Die Stellung des Bettes gegen den Ofen, wovon schon oben gesprochen worden ist. Die Größe des Zimmers, die Lage, ob es die Sonne hat, die Zahl der Personen, und das öftere oder seltnere Oeffnen der Thüren und Fenster. Es versteht sich von selbst, daß in diesen Fällen, wenn das Zimmer klein ist und von mehrern Menschen bewohnt wird, weniger braucht geheizt zu werden, als im entgegengesetzten Falle. So verdient der Ofen selbst einige Rücksicht. Ein Blechofen, der mit einer prallen Gluth das Zimmer erhitzt, darf bei Krankheiten weniger

schnell geheizt werden, wenn man sich auch sonst gleich an diese schnelle fliegende Hitze gewöhnt hat.

Zweitens das Gefühl des Kranken selbst. Ist es ein Fieber, woran der Kranke liegt, wo öfters das Gefühl für Kälte und Wärme abwechselt, da gebe man dem Kranken weniger nach, und heize nicht stärker, wenn er es auch verlangen sollte. In diesen Fällen ist auch das Gefühl krank und empfindet so wenig richtig, als das Auge, das doppelt sieht. Ist es hingegen eine Krankheit, bei der keine Fieberbewegungen statt finden, und wo das Gefühl des Kranken nicht verändert ist, da darf man ihm mehr trauen, und die Temperatur nach seinem Verlangen einrichten. Dieser Fall tritt aber selten eher ein, als bis die Krankheit abnimmt und der Kranke sich bessert, wo dann das Gefühl der Wärme für ihn mehr belebend ist. Von dieser Regel machen aber die Krankheiten mit Entzündungen, Krämpfen, Blutwallungen und Blutflüssen, auch Hautkrankheiten, eine Ausnahme. Diese alle erfordern mehr eine kühle Temperatur. Je zärtlicher überhaupt der Kranke ist, desto weniger kann er die Wärme vertragen; daher Weiber und Wöchnerinnen oft mit Ohnmachten befallen werden, die ihren Grund in keiner andern Ursache, als der zu grossen Wärme haben.

Sollte man aber in irgend einem Falle wegen der Temperatur zweifelhaft werden: so ist es immer räthlicher, das Zimmer zu kühl, als zu warm zu halten. Der Kranke, der in Betten eingehüllt ist,

empfindet es nicht, und sein Körper gewöhnt sich ohne Schaden leichter an ein kühles, als warmes Zimmer.

Kann das Krankenbette nicht anders, als nahe an den Ofen gestellt werden: so muß man die Wärme durch Ofenschirme und spanische Wände abwehren. Steht aber das Bett in einer Nebenkammer, die durch den Stubenofen erwärmt werden muß: so ist es rathsamer, wenn die Kammer kalt und nicht leicht zu erwärmen ist, die Stube stark zu heizen, um dadurch eine wärmere Temperatur in der Kammer hervorzubringen, als durch Wärmtöpfe und Kohlenfeuer die Luft zu verderben, oder den Kranken durch heiße Steine und Wärmflaschen, die man ihm ins Bett giebt, zu erhitzen.

Ist das Zimmer so abgelegen, daß es nicht durch das daran stoßende erwärmt werden kann, die Kälte aber zu groß, oder erfordert die Krankheit selbst eine größere Wärme: so kann man sich entweder durch Windöfen, die zum Fenster hinaus geleitet werden, helfen, oder sich des von dem Prediger Müller zu Schwelen erfundenen tragbaren Ofens oder Feuerkorbs *) bedienen. Er ist in Form eines halben Eyes, wird von einem dreifüßigen eisernen Gestelle getragen, und ist mit zwei Handhaben versehen, vermittelst welcher man ihn einsetzen kann. Unter demselben befindet sich ein großes blechernes

---

*) Baumgärtners Magazin aller neuen Erfindungen, 4ten Bds. 1. St.

Gefäß zum Auffangen der Asche, welches ein- und ausgestoßen werden kann. Ueber dieser Zurichtung schwebt ein großer blecherner Trichter, welcher mit einer Zugröhre verbunden ist, die man gleich andern Ofenröhren nach Belieben leiten kann, nur ist sie nicht so weit, als diese. Man kann dergleichen Trichter und Züge in den Werkstätten der Wollkammer sehen, die sich dadurch des Kohlendampfes aus den Oefen, worin sie ihre Kämme haben, entledigen. die Masse, deren Gluth das Zimmer erwärmt, ist eine Zusammensetzung von Lehm und Kohlen. Der Lehm wird in Wasser eingeweicht, mit Kohlenstaub dicht vermengt, dann Kuchen davon gemacht, die im Schatten getrocknet werden. Statt des Steinkohlenstaubes kann man auch zerstoßene Holzkohlen dazu nehmen *). Um die Masse anzuzünden und in Gluth zu bringen, werden unten in den Feuerkorb einige dünne Holzspäne und auf diese ganze Stücke Holzkohlen und dann Stücke von der oben beschriebenen Masse gelegt. Ein Licht setzt hierauf das Ganze in Brand. Bis die Masse in Gluth ist, hängt man einen Mantel von Leinwand um den Trichter, damit sich im Anfange nicht Dampf in dem Zimmer verbreite. Diesen Mantel nimmt man nachher wieder weg, und die strahlende Hitze des Feuerkorbs verbreitet sich im Zimmer. Das Feuer brennt nicht so schnell, weil kein Luftstrom da ist, sondern wie in einem Kamine. Der Feuerkorb vertritt die

*) Letzteres ist zur Heilung bei Kranken vorzuziehen.

Stelle eines Rostes im Kamin, der Trichter die eines Rauchfanges und die Röhre die eines Schornsteines.

Da aber bei dem Windofen und dem Feuerkorbe es doch nicht vermieden werden kann, daß das Zimmer von Rauch und Dämpfen angefüllt wird, auch bei offenem Feuer mehr Gefahr zu befürchten ist: so möchte folgender Vorschlag des Apotheker Carette Sobies zu Lille in Flandern, ein Zimmer zwei Stunden lang ohne Feuer zu heizen und in gleicher Wärme zu erhalten, alle Aufmerksamkeit verdienen. Man nimmt eine zinnerne ?? Wärmflasche, deren Deckel genau aufgeschraubt werden kann, legt in diese einige Stücke ungelöschten Kalk, welcher vorher mit kaltem Wasser angefeuchtet worden ist, und verschließt sie genau. Zwei Minuten darauf wird man es brennend heiß finden.

Bei der Erleuchtung der Krankenzimmer muß man darauf sehen, erstlich, daß der Kranke, zumal wenn er schwach ist, nie die ganze Flamme des Lichtes im Gesichte, noch weniger aber, daß er das Licht nur auf einer Seite hat, besonders wenn er schläft oder erwacht; zweitens sehe man darauf, daß das Licht nicht zu sehr rauche und die Luft verderbe, was nur zu oft geschieht.

Die erste Forderung erfüllt man dadurch, daß man die Lichter mit einem grüntaffeten Schilde versieht, und der Kranke sich alles Lesens und Schreibens bei Lichte enthält. Das mit einem Schirme versehene Licht selbst darf aber auch dem Bette nicht zu nahe ste-

he stehen, weil sonst das von dem Schirme auf den Tisch reflectirte Licht zu grell gegen den Schatten absticht, und den Kranken mehr reizen würde, als das Licht selbst. Deswegen sind auch die taffeten Schirme denen von lakirter Pappe verfertigten und überall bekannten Lichtschirmen weit vorzuziehen, weil erstere zwar den Lichtstrahlen den Durchgang verstatten, sie aber schwächen, letztere hingegen auf der lakirten Oberfläche das Licht reflectiren und es nach der Stellung desselben auf den Tisch zurück werfen.

Für schwache Kranke ist ein schwaches Licht besser, als ein helles; und so ist es auch bei den Schlafenden. Der Augenarzt Beer in Wien rieth deshalb an, die Nachtlichter in der Mitte des Zimmers aufzuhängen, wo sie dem Auge des Erwachenden oder Schlafenden am wenigsten beschwerlich fallen.

Unter allen Nachtlichtern verdienen die aus reinem weißen Wachs gegossenen dicken, aber mit einem dünnen Dochte versehenen Lichter den Vorzug. Man setzt sie in ein alabasternes oder von weißen halbdurchsichtigem Glase verfertigtes Lampengeschirr, das man entweder in einen Winkel des Zimmers stellt oder an die Decke aufhängt. Man hat auch eine Art von langen dünnen Kerzen, deren Masse wahrscheinlich mit aus Wallrath besteht, die den obigen an Güte ganz beikommen. Man steckt sie auf einen ganz niedrigen Leuchter, und stellt diesen in einen Top der so hoch, wie das Licht und der Leuchter ist. Für diejenigen, die keine Gelegenheit haben,

sich Wachs oder Wallrathkerzen anzuschaffen, empfehle ich eine andere Gattung von Nachtlampen, die wohlfeiler, als jede Oellampe ist, und die allen Forderungen entspricht, die man von Wachs- oder andern Nachtlichtern erwarten darf. Man nimmt dazu ein gewöhnliches Bierglas, das ungefähr ein Nösel enthält, füllt es zwei Drittheile mit feinem weißen Sande an, den man mit Wasser befeuchtet hat, daß er eine ziemliche feste Masse bildet, und läßt dann das Wasser höchstens eine Linie hoch den Sand bedecken. Den übrigen Raum des Glases füllt man mit geschmolzenem Schweinefett, und steckt, wenn es geschmolzen ist, einen dünnen Docht durch, welcher unten im Sande fest steht. Den Docht verfertigt man aus einem Sprößchen weichem Holze, z. B. Weidenholze, das von der Schaale befreit, getrocknet, mit Baumwolle überzogen und etwas in Wachs getränkt ist.

Zehntes Kapitel.

Von Betten, Stühlen und Tischen für Kranke.

Ein bequemes Bette ist das Haupterforderniß in jeder Krankheit, und seine zwekmäßige Einrichtung, die schon lange der Gegenstand des ernsten Nachdenkens vieler Menschenfreunde war, gereicht dem Kranken und seinen Wärtern zu größerm oder geringerm Nutzen, je nachdem reife Einsicht oder blose Tändelei und die Sucht, etwas Neues zu erfinden, dem Künstler die Hand boten.

Alle Krankenbetten, die schon erfunden sind oder noch erfunden werden können, lassen sich füglich in zwei Abtheilungen bringen. Entweder ihr Bau verstattet eine Veränderung des Bettbodens, und man kann dem Kranken durch eine leichte Vorrichtung eine sitzende Lage geben; oder ihr Bau ist keiner temporären Veränderung fähig, und die Betten ruhen fest auf dem Bettboden.

Beide Arten dieser Betten haben zwar ihr Gutes: man hat aber alle Vortheile, die man von einem guten Bette genießen kann, bei der Erfindung des beweglichen Bettbodens vereinigen wollen; doch

mögen einige Vortheile, die man sich von denselben verspricht, mehr in der Einbildung als, in der Wirklichkeit ihren Grund haben. Die mit feststehendem Bettboden versehenen Sponden eignen sich mehr für große Krankenanstalten, wo schon die Ersparung der Kosten, welche die Reparatur jener beweglichen, bei dem steten Gebrauche oft wandelbaren Betten, verursachen würde, die Zinsen eines nicht unbeträchtlichen Kapitals sind, die man der Anschaffung anderer Bequemlichkeiten widmen kann. Bei chirurgischen Krankheiten der untern Extremitäten, als Beinbrüchen, wo eine ruhige unveränderte Lage durchaus erforderlich ist, und bei unruhigen und tobsüchtigen Kranken sind die beweglichen Betten entweder ganz unbrauchbar oder nicht leicht anzuwenden. Den größten Nutzen mögen sie in langwierigen Krankheiten, außerdem aber bei Krankheiten des Kopfes, des Halses und der Brust, und dann bei Schwind- und Wassersuchten, haben, wo eine erhöhte Lage des Körpers dem Kranken, dem vermöge seiner Schwäche oder aus andern Ursachen, das Aufsitzen außer dem Bette verboten ist, Erleichterung verschafft. Jedem andern Kranken, vorzüglich aber dem wiedergenesenden, würde ich einen guten Armstuhl statt des besten patentisirten Krankenbettes anrathen.

Ihre Unbequemlichkeiten und Mängel, die man bei ihrer Anpreisung ganz vergessen zu haben scheint, entstehen aus dem mehr oder weniger zusammengesetzten Bau, wodurch einzelne Stücke öfters wandelbar werden müssen. Wie verdrüßlich dieses wäh-

rend des Gebrauches seyn müsse, wird jeder selbst abnehmen, zugleich aber auch einsehen, welche wirkliche Gefahr und Schrecken daraus entstehen können, wenn plötzlich ein Gewinde springen oder ein Gurt zerreißen sollte. Es wird daher nöthig seyn, die besten Materialien zu ihrem Baue zu verwenden, und bei jedesmaligem Gebrauch sie auf das genaueste untersuchen zu lassen, um nicht durch Leichtsinn sich und seinen Verwandten Schrecken und Gefahr zuzubereiten. Die zweite Unbequemlichkeit, die ihr Bau mit sich führt, ist, daß die gewöhnlich nur auf der rechten Seite befindliche Vorrichtung zum Auf- und Niederwinden des Bettbodens, es nicht zuläßt, das Bett an jede Stelle der Stube zu sezzen. Dieses ist die geringste Unbequemlichkeit, der man leicht dadurch abhelfen kann, daß man die Vorrichtung an jeder Seite anbringen läßt, so daß man nur die Handhaben zum Gewinde von einer Seite abnehmen und an die andere befestigen kann.

Die größte Unbequemlichkeit aber verursacht das Auf- und Niederwinden des Bettbodens selbst. Im Modell ist nichts leichter, als dieses. Aber man lege das Bett voll Matratzen, und auf diese einen schweren unbehülflichen Kranken, und sehe nun zu, wie viel von der gerühmten Bequemlichkeit für Kranke und Wärter übrig bleibt. Kein Kissen und keine Matratze paßt nun mehr, wenn der Kranke in die Höhe gewunden wird. Hier giebt es Falten und dort Blösen; die Kissen und Betttücher, wenn sie nicht ganz genau für das Bett gearbeitet sind, müs-

sen sich bei dem Auf- und Niederwinden zwischen dem Bettboden und den Seitenbretern klemmen, und die Unruhe, die dem Kranken verursacht wird, wenn die Matratzen und Kissen wieder in Ordnung gebracht werden müssen, verbietet ihm das Aufsitzen auf eine lange Zeit.

Die vorzüglichern unter den Betten mit festen Bettboden sind:

1. Das Thilowsche Tragbett, beschrieben und abgebildet in Hufelands Journal, 7ter Bd. 1. St. Es gleicht einem Sofa, dessen untere Armlehne fehlt, die obere fest und gepolstert ist, und durch Streben höher und niedriger gerichtet werden kann. Am Fußende sind zwei Streben angebracht, die mit den Fußbretern der Gebärstühle einen Zweck, aber verschiedene Form haben, und weiter herauf oder herunter geschraubt werden können. Am Kopf und Fußboden sind noch Handhaben, um einen auf der Strasse verunglückten transportiren zu können.

Brauchbarer, als das Thilowsche, ist das von dem Oberwundarzt Braun erfundene und von Adam Schmidt beschriebene Bett *) Fig. 5 — 8.

Es ist vorzüglich nützlich bei Ruhren und bei Kranken, denen Koth und Urin unbewußt abgeht, so wie beim Durchliegen derselben. In den ersten Fällen werden die Betten nicht beschmuzt, und in den andern kann der Kranke ohne viele Hinder-

*) Bemerkungen über die Krankenbetten und Beschreibung eines neuen vom Prof. Adam Schmidt. Wien 1791.

nisse in der Rücklage verbunden und die Betten gewechselt werden.

Einen großen Vorzug hat dasselbe auch bei Brüchen des Schenkelbeinhalses und des Schenkelknochens. Diese Brüche, die vorzüglich eine ruhige und unveränderte Lage erfordern, drohen dem Kranken am mehrsten mit dem brandigen Durchliegen. Dies kann durch öftern Wechsel der Betten und des Leinenzeugs vermieden werden, was bei diesem Bette bewerkstelligt werden kann, ohne den Kranken zu belästigen.

Es besteht, wie man aus Fig. 5 ersehen wird, aus einer Art von Sofagestelle, das einen bretternen Boden hat, der in der Mitte durchschnitten ist. Auf diesen kömmt eine Stroh- oder Haarmatratze, die in der Mitte eben so genau durchbrochen ist, als der Boden. Diese Oeffnung in der Matratze füllt eine runde aus verzinntem Kupfer oder Blech verfertigte Platte aus siehe, Fig. 6., die zwei Schuhe im Durchmesser hat, aber gegen das Centrum so verloren ausgehöhlt seyn muß, daß die stärkste Aushöhlung nur $1\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Die Ränder derselben dürfen nicht sehr hervorragend seyn, um das Durchziehen der Cylindermatratzen nicht zu hindern. In der Mitte dieser Platte ist eine zwei Zoll weite Oeffnung *), von welcher ein gleich weiter und zwei Zoll langer Tubus ausgehet, Fig. 6. *i.*, der

*) Sollte das nicht etwa zu eng seyn?

mit einem ähnlichen zehn Zoll langen Tubus vereiniget wird, der in das untergesetzte Gefäß reicht. Die wesentlichsten Stücke des Braunschen Bettes sind die Cylindermatratzen, siehe Fig. 7. Sie werden auf folgende Art bereitet: Man schneidet ein Stück Cannevas oder Zwillich in 24 bis 26 Stücken; jedes Stück soll in der Länge drei und in der Breite einen Schuh betragen. Ein jedes wird nach seiner ganzen Länge zusammengelegt, und dann in gerader Linie zusammengenäht, so daß daraus ein langer, beinahe einen halben Schuh breiter, auf beiden Seiten offener, cylindrischer Sack entsteht. An beide Endtheile dieses Sackes wird ein sogenannter hohler Saum gemacht, durch welchen alsdann ein einen Finger breites Band gezogen wird, womit ein Ende zusammengebunden wird. Durch das offene Ende aber werden 26 bis 28 Loth Roßhaare eingefüllt und dann zugebunden. Von dieser Art werden 24 bis 26 Matratzen verfertigt, um noch einige zum Wechsel übrig zu haben. Statt der Roßhaare kann man auch Kühhaare oder Moos nehmen. Diese Matratzen werden nun ganz gedrängt auf die Strohmatratze gelegt, so daß die Platte und die Oeffnung verdeckt ist, wozu für ein Bett eines erwachsenen Menschen 20 bis 21 Cylinder erforderlich sind. Zur Kopflage braucht man dann noch zwei gewöhnliche Kopfkissen. Wenn die zwei metallenen Cylinder zusammen gesteckt sind: so wird ein mit einem genau passenden Deckel versehener Nachttopf untergesetzt. Der Deckel dieses Topfes muß eine Oeffnung haben,

daß der untere Cylinder genau darein paßt. Will sich nun der Kranke erleichtern oder wegen anderer Ursachen mit dem Kreuze hohl legen: so werden nach Verhältniß zwei und mehrere Matratzen, z. B. Nro. 6 bis 11, heraus gezogen. Um diese Cylinder aber leicht wieder unterziehen zu können, bedient man sich eines $5\frac{1}{2}$ Schuh langen Stäbchens mit stumpfer eiserner Spitze, Fig. 8, welches man unter dem Kranken hinschiebt, den Cylinder anhakt und unterzieht. Das Ganze wird aus der Abbildung deutlich.

Dieses Braunsche Bette liegt auch der Erfindung des Leibarzt Thom zu Grunde *). Seine Vorrichtung besteht aus einem hölzernen Rahmen, der mit linnenem Tuch und Gurten beschlagen ist, und auf einer gewöhnlichen Bettlade, allenfalls auf einem Tische oder zwei Stühlen ruhen kann. In demselben befindet sich eine ovalrunde Oeffnung, die mit Leder eingefaßt und ausgepolstert ist. An den vier Winkeln des Rahmens sind starke gleich lange Stricke befestigt, welche an ihren Enden mit Oehren versehen sind. Die Stelle des Rahmens, wo das Kreuz des Kranken zu liegen kommt, muß mit Roßhaaren ausgepolstert und mit linnenem Tuche überzogen seyn, worüber man eine Rehhaut legt. An die Decke des Zimmers wird ein Flaschenzug mit einem Haken ein-

*) Erfahrungen aus der Arznei- und Wundarzneikunst. Frankfurt am Mayn, bei Varrentropp 1799.

eingeschraubt, an welchen die Stricke des Lagerbetts mit ihren Oehren eingehängt werden, so daß das Bett auf diese Art mit Hülfe des Flaschenzugs in die Höhe gezogen werden kann. Letzteres ist aber unnöthig, wenn man sich des von dem Verf. vorgeschlagenen Bettschragens bedient, der mit einer Schubslade, in welcher der Nachttopf steht, versehen ist.

Die Bemerkung, daß drei Wundärzte, Braun, Adam Schmidt und Thom, deren Stimmen vollgültig sind, sich für die Betten mit festem Boden erklären, scheint diesen den Vorzug der praktischen Brauchbarkeit vor den andern zu sichern. Sie verlangen nur Bequemlichkeit, Reinlichkeit und feste, doch nicht warme Lage von ihren Betten, und verhüten durch lezteres das Durchliegen und den Ueberdruß bei einerlei Lage gewiß sicherer, als durch alle beweglichen Betten.

Unter den Betten mit beweglichem Boden will ich zuerst die neueste Erfindung des Hrn. Hofrath Faust anführen. Noch habe ich zwar keine Zeichnung oder Modell davon gesehen, und zweifele, ob eine solche existirt, da er sich das Verbreiten der Modelle verbeten hat. Es hat dasselbe den weiter unten zu beschreibenden beweglichen Boden zur Grundlage, aber dabei noch die Eigenheit, daß es mittelst einer an der Decke des Zimmers befindlichen Stahlfeder in einer Schwebe hängt, wodurch eine schwingende Bewegung hervorgebracht wird,

die man noch durch einen an der Seitenwand befestigten Strick erleichtern kann *).

Als den Erfinder der beweglichen Betten sieht man einen Sachsen aus Hennersdorf, Namens Hohlfeld, an. Er erfand zuerst ein Bette, in dem man den Kranken leicht in eine sitzende Lage bringen konnte; mit diesem verband man bald Nachtstühle, versah sie mit Rädern und richtete sie endlich auch zu Entbindungsbetten ein.

Als das einfachste und bequemste dieser Art kann man das Stöckelsche empfehlen, siehe Fig. 9 — bis 16 **)

Fig. 9 zeigt das Bett von der Seite. Bei b.b. gehen die Wellen zum Auf- und Niederwinden durch, wo, wie Fig. 10. c. zeigt, auf der nach außen stehenden Seite ein eisernes Zahnrad und eine Feder die Welle festhält. Fig. 11 d. ist die Handhabe, durch welche die Welle e. in Bewegung gesetzt wird. Am Stege l. sind die Gurten f f. angemacht, welche sich auf die Welle e aufrollen.

Fig. 12. zeigt g. und i., wie durch Gurte Haupt und Füße erhöht und erniedrigt werden können.

Fig. 13 sind drei Rahmen G. H. J., welche mit Gurt überspannt sind, und statt des Bettbodens dienen. Der Rahmen H, der in der Mitte ist, wird

---

*) Siehe Hufelands Journal 15. Bd. 3tes Stück.

**) Stöckels Beschreibung einer ganz bequemen Bettstätte für Kranke, besonders Podagristen, m. 1 K. 8. 6 gl. Nürnberg bei Stein 1802.

an dem Bette festgemacht; G. kann fallend herunter gelassen werden, I. hingegen läßt sich in die Höhe ziehen; siehe Fig. 12.

Fig. 15. O. zeigt das Tischplatt, welches sich zurückschlagen läßt. Zur Bequemlichkeit kann man noch Armlehnen anbringen lassen, Fig. 9. S., und es mit Schwungbretern versehen, Fig. 14.

Man kann einen Nachtstuhl sehr leicht damit verbinden, wenn man den mittlern Rahmen durchbrochen polstern läßt, und einen genau passenden Deckel auf diese Oeffnung setzt. Zu diesem Bette kann man weder Stroh noch Federbetten, sondern blos Strohsäcke und Matratzen gebrauchen, die in der Mitte auch durchbrochen seyn müssen.

Ihm gleicht das vom Dr. Pfähler erfundene Kranken-Sofa, Fig. 17. 18. 19., das leicht in ein Bett verwandelt werden kann. Es zeichnet sich durch seine Eleganz und Brauchbarkeit als Sofa und Bett aus, und kann Personen, die in kleinen Zimmern nicht Raum für beide haben, sehr empfohlen werden. Fig. 19. sind Seitenbreter zum Einsetzen.

Mit englischer Simplicität und Festigkeit ist das von Dr. Baugheim angegebene Krankenbett bearbeitet, Fig. 20. Das Ganze ist von Eisen und nur der obere Drittheil des Bodens läßt sich in die Höhe winden. Die Vorrichtung dazu ist an dem Kopfende angebracht, und besteht aus einem Triebrad, einem gezahnten Rad und einem Sperrhaken. a. ist der obere Theil, der sich in der Angel b bewegt; ei-

ne ähnliche ist auf der andern Seite; c. ein Stück eines gezahnten Rades; auf der andern Seite ist dasselbe; d. ist die Kurbel zum Aufwinden; e. das mit einem Getrieb versehene Sperr-Rad mit zwölf Zacken; f. der Sperrhaken.

Das neueste ist Trautmanns Krankenbette, Fig. 21 — 43, siehe Magazin aller neuen Erfindungen, von Baumgärtner, 4. B. III. St. Es bildet auch einen Lehn- und Geburtsstuhl, und kann bis auf die Erde nieder gelassen werden.

Fig. 21. zeigt das Bette auf die Erde nieder-gelassen. Die Pfosten sind zu dem Ende ausgehöhlt, und es geschieht durch die Schrauben a a. b. zeigt, wie das Kopf- oder Seitenbret zurückgeschoben werden kann, um dem Kranken die Kopfkissen bequemer zu legen; c. ist der Sitz für den Geburtshelfer; d. ein eiserner Ring zum Aufheben des Bettes; e. eine kleine Schraube, um die in den Bettwänden befindlichen Fußbreter für Gebährende, welche man bei f. im Umriß sieht, fest zu halten.

Fig. 22. Das Bett ist so hoch, wie möglich; das Kopfende in die Höhe gehoben und das Fußende niedergelassen. d. ist der Tisch, der in der punktirten Linie zurück geschlagen wird.

Fig. 23. giebt die Ansicht des Bettbodens von oben. e e. sind die Aushöhlungen für die Fußbreter; f. der Sitz für den Geburtshelfer; g g. und h h. die bewegliche Eintheilung des Bettbodens.

Fig. 24. ist der Bettboden von unten; a a. zwei Riemen zur Befestigung des untern Theils; b. ein

Stück Holz mit einem Gelenke c. versehen, zur Erhöhung des Kopfendes; dddd. zwei Riemen, welche durch die untern Pfosten gehen, zur Befestigung des Fußendes; e. die Oeffnung für das Nachtgeschirr.

Fig. 25. ist der Durchschnitt des Bettes von der linken Hälfte; a. die Welle; b. die Stütze mit der Welle; f. der Riemen um die Welle; d. derselbe am Fußbret; e. das untere Ende des Bettbodens erhöht, z. B. bei Beinbrüchen und Amputationen.

Fig. 26. ist derselbe Durchschnitt; aa. eiserne Ringe zur Fortschaffung des Bettes; f. das Fußbret; g. der Sitz für die Hebamme, der niedergelassen werden kann. Fig. 27. ist die Matratze für das Bette.

Fig. 28 ist das untere Ende des Bettes von oben mit niedergeschlagenem Sitz für die Hebamme. Die punktirte Linie zeigt, wie weit der Tisch hervorgeht, wenn er niedergeschlagen ist.

Fig. 29. 30. ist das Fußbret; 29. wie es aus einander und zusammengelegt werden kann. 30. der Stiel wird durch die Schraube e., Fig. 21., festgehalten. Fig. 31. ist ein Stab, um es damit hervor zu ziehen.

Fig. 32. zeigt das Kopfende des Bettes von hinten. Das Bett kann noch bis aa. herauf geschoben werden. Man sieht die Stellschrauben bb., die eisernen Ringe cc., die Welle d. mit dem Riemen e., das Rad f. und die Kurbel g.

Fig.. 33. das Fußende des Bettes. Man sieht bei aa. die Befestigung des Sitzes b., der nach innen niedergeschlagen wird. Um dies zu zeigen, ist

der Tisch in der punktirten Linie in die Höhe geschlagen, der eigentlich über den Sitz herabhängt und ihn verdeckt.

Fig. 34. zeigt die Welle a, die Kurbel b., das Rad c. und einen Riegel d. Dieser Riegel dient dazu, die Welle zu befestigen, wenn das obere Ende des Bettbodens in die Höhe gewunden ist, damit derselbe nicht niedergedrückt wird. Zu dem Ende wird der Riegel bis e. vorgeschoben. Will man nun das Kopfende niederlassen: so muß erst der Riegel bis f zurückgeschoben werden.

Fig. 35 bis 42. zeigt die Pfosten des Bettes einzeln. 35 ist die Ansicht im Durchschnitte des obern Pfostens und zwar der hintern Seite von innen gezeichnet; 36. der Grund des Bettpfostens; 38. gleichfalls der Grund, mit Angabe eines Theils der Seitenwand durch die punktirten Linien; Fig. 40. die entgegengesetzte Seite.

Fig. 43. ist die Stellschraube, nämlich a. die Schraube, b. Schraubenmutter; c. zeigt, wie diese an der innern Seite eines jeden Bettpfostens befestigt, und wie die Schraube, mit derselben verbunden ist; d. ist ein Stück Bettwand von oben gezeichnet.

Nach einem ungefähren Anschlag kömmt dieses Bette auf 40 Thaler.

Außer diesen Betten verdienen noch folgende einer Erwähnung:

1. Die innere Form ist da, wo der Kranke liegt, rund und wie eine Mulde. In dieser Rundung zum Haupte ist ein gleichfalls rund ausgehöhltes Hebe-

bret angebracht, welches in der Mitte des innern Bettes durch zwei gegenüberstehende Zapfen beweglich gemacht wird. An diesem Hebebrete ist unten eine Handhabe, die durch das obere Kopfbret herausgeht, an welcher eine Person den Kranken bis zum Sitzen aufrichten, und ganz sanft ohne sonderliche Bewegung wieder niederlassen kann. Unter diesem Kopfbrete ist ein Viertel Zirkelbogen mit eingeschnittenen Kämmen befestiget, in welche Kämme ein mit einer Feder versehener Fußtritt eingreift. So bald man mit dem Fuße auf selbigen tritt, hebt er sich aus dem Kamme heraus; da dann der Kranke mit der Handhabe ganz sanft wieder herabgelassen werden kann. Das innere hohle Bett hat unten und oben Zapfen, die in der äußern Bettpfoste laufen, um das innere Bette, welches herausgenommen werden kann, beweglich zu machen. Oben an dem Kopfbrete, welches einen halben Zirkel formirt, sind eine willkührliche Anzahl Kämme, jedoch regelmäßig eingeschnitten, über welchen eine Schraube ohne Ende angebracht ist, die in die Zähne eingreift. An der Seite des Bettes ist eine Kurbel, wodurch es in Bewegung gebracht wird. Verlangt der Kranke, auf der linken Seite zu liegen; so drehet man rechts; will er aber auf der rechten Seite lingen, links. Das Modell ist zu sehen im Leipziger Intelligenz-Comptoir. Siehe auch Leipz. Intellig. Blatt 1771. S. 402.

Eben daselbst wird eine Bettstätte beschrieben, mit einem geflochtenen Netze, worin man sehr weich

liegt, und durch Schrauben das Netz anziehen und locker machen kann.

2. Ihm scheint das vom Mechanikus Mathieu erfundene Bett ähnlich zu seyn. Man kann den Kranken leicht in eine sitzende Bewegung bringen, auch auf die rechte und linke Seite legen, vornehmlich aber ihm das Bette machen, und frische Matratzen unterlegen, ohne ihn zu bewegen. Fritze, mediz. Annalen, 1. B.

Mit Vorbedacht lieferte ich erst die Beschreibung der vorzüglichern Krankenbetten, um dadurch den Leser eher in den Stand zu setzen, die Erfordernisse eines guten Krankenbettes selbst aufzufinden und die Mängel derselben zu entdecken.

Das Material einer guten Bettstelle ist am besten Eisen *), wer aber die Kosten daran nicht wen-

---

*) Zu einer eisern Bettstelle (in den Altenburgischen Armenhäusern) waren erforderlich 46 Pfund, das Pfund verarbeitet à 4 gl. beträgt 7 rthlr. 15 gr.

Staffirung der eisernen Bettstelle.

Den Mittelstab mit Leder zu überziehen	1	—	—	
18 Ellen gezwirnten Gurt, à 1 gl.	—	—	18	—
12 Stück Eisenschnallen, à 3 pf.	—	—	3	—
12 Stück Gurt mit Struppen und Lederfutter zu besetzen und anzustechen, à 2 gl. 6 pf.	1	—	6	—
Für das Anstreichen mit brauner Oelfarbe	—	—	8	—
	2	—	12	—
Eiserne Bettstellen	7	—	15	—
	10	—	3	—

den will, der lasse es sich von festem Holze machen, obwohl das feste dem leichtern Transport nicht so günstig ist, als weiches. Die Breite des Bettes darf nicht über anderthalb Ellen seyn, da bei einer grössern Breite das Lager weniger fest ist; auf keinen Fall aber darf es breiter, als die Thür des Zimmers seyn, in dem es stehen soll, sondern muß wenigstens zwei gute Zoll schmäler, als dieselbe gemacht werden. Die Länge des Bettes dagegen ist gleichgültiger. Der Bettkasten darf höchstens nur acht Zoll von dem Fußboden abstehen, eine größere Höhe erschwert das Heraus- und Hineinheben des Kranken, und den Kasten selbst macht man sechs Zoll tief. In diesen Kasten kömmt ein Rahmen zu liegen, der in drei gleiche Theile getheilt ist, und den Matratzen zur Unterlage dient. Das obere Drittheil, das mit dem zweiten durch ein Scharnier, welches eine Bewegung nach oben erlaubt, verbunden ist, ist mit Gurten beschlagen; das zweite Drittheil, das an das dritte und zu den Füßen liegende geleimt ist, muß von Bret, und mit Roßhaaren so hoch gepolstert seyn, daß es mit den andern Betten oder Matratzen gleiche Höhe hält. In der Mitte wird dieses Bret rund ausgeschnitten, doch darf die Brille nicht zu groß seyn, damit der Kranke nicht zu tief einsinken kann; sechs Zoll im Durchmesser würde daher die gehörige Weite seyn. Diese Oeffnung wird durch einen genau passenden und gepolsterten Deckel verschlossen, der durch ein Gelenke so an die untere Fläche des Bettbodens befestigt ist, daß er sich nach

unten zurück schlägt, damit man die Brille öffnen kann, ohne den Kranken erst zu heben oder zu wenden. Dem Gelenke gegenüber ist an dem Deckel eine Haspe befindlich, deren dazu gehöriger Haken in dem Bettboden eingeschlagen ist, um den zurück geschlagenen Deckel daran zu befestigen, damit er nicht durch Koth und Urin verunreinigt werde.

Der dritte Abschnitt des Bettbodens ist wieder mit Gurt überspannt und keiner Bewegung fähig. Denn ich halte Beweglichkeit des Fußendes für unnütz und unbequem. Für unnütz, weil die Bequemlichkeit, die der Kranke hat, seine Schenkel herunter zu hängen, äußerst gering ist, und man einem Kranken, der bei einer allgemeinen Krankheit des Körpers noch so viel Kräfte hat, um sitzen zu können, lieber einen Stuhl, als ein Bett anrathen muß; chirurgische Kranke aber, besonders die an Knochenbrüchen und großen Wunden leiden, wenn sie einmal das Bett hüten, auch eine feste Lage behalten müssen. Für unbequem halte ich es, weil bei dem angegebenen Bau, z. B. des Stöckelschen Bettes, nicht verhindert werden kann, daß sich die Matrazzen nicht verrücken, und dadurch der Kranke eine unbequeme Lage bekommt; über dieses hat er auch keinen Fußtritt, und wird sich nur mit Mühe in der Lage erhalten können. Aber selbst wenn Fußtritte angebracht wären *): so würden doch viele Kranke,

---

*) Wenn ein Queerbret, das den Fußtritt vorstellt, angebracht werden soll: so muß nothwendig die Betts

besonders Podagristen, denen Hr. Stöckel ein Geschenk mit seinem Bette hatte machen wollen, davon keinen Gebrauch machen können, weil es ihnen zu viel Schmerzen verursachen würde. Endlich muß aber das Aufwinden des Bettbodens, besonders bei schweren Kranken, oder solchen, die eben an den untern Extremitäten leiden, sehr beschwerlich seyn.

Das Queerbret des Kopfendes muß am obern Ende der beiden Bettpfosten zur Aufnahme einer Rolle durchbrochen seyn, deren Zapfen durch beide Bettpfosten durchgehen. Diese Rolle hat zwei gezähnte Räder, in die ein Sperrhaken, der an der äußern Seite des Queerbretes befestigt ist, paßt. Ueber die Rolle laufen Gurte zum Aufheben des Bettbodens; die Rolle selbst wird durch eine Handhabe, die an den rechten und linken Zapfen angebracht werden kann, umgedreht.

An den sechs Zoll hohen Seitenbretern wird noch ein vier Zoll hohes Bret durch ein Scharnier befestigt. Ein Viertel dieses Bretes am Kopfende kann festgemacht seyn, und dient zum Kopfbret; die andere Hälfte wird niedergeschlagen, kann aber durch Haspen an dem Kopfbrete und dem untern Bettpfosten befestigt werden. An der äußern Seite dieses beweglichen Bretes werden einige Knöpfe befestigt, um, wenn das Bret aufgeschlagen ist, durch Gurte, die über das Deckbette weggezogen und an

---

sponde um so viel länger seyn, als der Bettboden, als so hoch das Queerbret ist.

den entgegengesetzten Knöpfen angeschlungen werden, einen unruhigen Kranken zu verhindern, die Decke abzuwerfen. Auch dienen diese aufgeschlagenen Bretter zu einer desto sichern Lage bei dem etwanigen Transport des Kranken. Das Queerbret am Fußende muß niedrig und gerade, ohne Bogen und Verzierungen seyn, um den Wundarzt bei dem Verbande nicht zu hindern.

Dem Ungeziefer, besonders den Wanzen, das sich bei viel gebrauchten Betten leicht einnistet, wehrt man am besten, wenn man altes ganz ausgetrocknetes Holz zur Bettstelle nimmt, und alle Fugen und Spalten vermeiden läßt. Man kann über dieses das ganze Bett auf der innern und äußern Seite, selbst die Zapfen und Fugen, mit einem Firniß überstreichen, dessen Oel vorher mit Wermuth und Pferde-Aloe gekocht ist. So oft man kann, muß die Bettstelle auch mit einer Abkochung von Wermuth abgewaschen werden.

Sollte sich aber demungeachtet Ungeziefer, von welcher Art es auch sey, einnisten: so wäscht man die Bettstelle und Fugen mit Schwefelsäure aus; oder wenn man vorsichtig genug ist, kann man es auch mit einer Auflösung von ätzendem Queckfilbersublimat thun. Diese Mittel tödten gewiß die Eier des Ungeziefers, und sind mächtig genug, um selbst durch den Panzer der Wanzen zu dringen. Wenn das Ungeziefer auch in die Matratzen, Gardinen und Ueberzüge gekommen seyn sollte: so bleibt kein Mittel übrig, als alles mit kochendem Wasser mehr-

mal abzubrühen, und dann mit einer harten Bürste und Seifensiederlauge zu bürsten, das Stroh und Moos aber zu erneuern. Wo dieses nicht gut angeht, müssen die Betten und Gardinen in einem Backofen erhitzt und so das Ungeziefer zerstört werden. Nach dem Gebrauche obiger Mittel müssen die Ritzen und Fugen im Bette und Zimmer sorgfältig wieder verstrichen werden *).

Die Betten und Matratzen selbst müssen wieder in so viel Theile, als der Bettboden, getheilt werden. Dieses erleichtert nicht allein das Auf- und Niederwinden des Kranken, sondern gewährt auch ein bequemes Lager und erleichtert zugleich die Umwechselung des Kranken. Die Seiten dieser Matratzen müssen dicht gepolstert, und die Nähte nach innen geschlagen seyn, damit sie leichter die Form des Bettes annehmen. Besser ist es, wenn man für

---

*) Reichsanzeiger 1796. Nro. 261. Man soll das Ungeziefer mit einer Auflösung von Vitriol vertreiben. Auch kann man einige Coloquinten-Aepfel in Wasser abkochen und dann den Vitriol darin auflösen. Dresdner gemeinnütziger Anzeiger 27. Stück 1804. versichert jemand, er habe die Flöhe und Wanzen durch ein Paar frische recht stark riechende Böcklinge vertrieben, die er in Stücken zerschnitten und theils unter den Strohsack theils über den Betthimmel gelegt habe. Der Saft der Zeitlosen Blume (Colchicum autumnale) soll auch Wanzen vertreiben. Die gequetschten Blumen werden in die Fugen gestopft. Reichsanzeiger Nro. 129. 1804.

jedes Bett doppelte Matratzen oder Federkissen hat. So kann man auch die mittlere Matratze, worauf das Kreuz liegt, wechseln, wenn man die Brille mit einem Kranz polstern und die Matratze am gehörigen Orte ausschneiden läßt. Auf diese mittlere Matratze wird ein gleichfalls ausgeschnittenes Wachstuch gelegt, welches die Erhitzung des Kreuzes und das Wundliegen verhütet.

Was das Material zur Fütterung der Matratzen betrifft: so kann man zwar alles Gebräuchliche, als Federn, Haare, Wolle und Stroh dazu nehmen; nur verursachen die Federn und Wolle zu viel Hitze und geben kein festes Lager; dem Stroh ist aber auf jeden Fall das Moos vorzuziehen, weil es wohlfeiler und dauerhafter ist. Man läßt es im August und September sammeln, trocknet es im Schatten, klopft es mit schwanken Ruthen auf Horden, damit das unreine abgesondert werde. Man bedient sich auch der abgestreiften Kolben, die oben an dem Rohre, das in den Teichen wächst, befindlich sind. Man muß diese abgestreiften Kolben aber vorher in einem Siebe recht trocken werden lassen und auflockern. Arme Leute bedienen sich auch statt der Federn des ausgekochten und an der Sonne getrockneten Hopfens.

An der innern Seite der vier Bettpfosten werden vier eiserne Ringe eingeschraubt, durch welche zwei starke Stangen gesteckt werden, die drei Schuh länger, als das Bett seyn müssen, um den Kranken in seinem Bette transportiren zu können.

Die pneumatischen oder mit Luft gefüllten Betten sind in aller Absicht viel weicher, bequemer und gesünder, als unsere besten Federbetten, ohne jedoch mehr Kosten zu verursachen, und werden auf folgende Art verfertigt: Man bläst Schweins- oder anderer Thiere Blasen auf, wenn sie noch frisch sind, doch aber nicht zu stramm. Alsdann überstreicht man sie mit Alaunwasser und nachher mit Thran, um sie dadurch biegsam zu machen. Diese zubereiteten Blasen muß man mit Kleyen wohl abreiben, um das Oel herunter zu bringen; dann reibt man sie mit etwas Wohlriechendem. Wenn sie gehörig aufgeblasen sind, verschließt man die Oeffnungen sorgfältig mit Bindfaden. Nachher wickelt man jede dieser Blasen in einen Beutel oder in Decken von Zwillich ein. Um diesen Beuteln die Gestalt der Blasen zu geben, werden sie in Stücke, wie Melonenschnitte, oder wie die Streifen zur Bekleidung eines Balles, geschnitten. Diese Streifen Zwillich befestigt man an einander, indem man sie mit starkem Zwirn durch eine doppelte Naht zusammen näht. Wenn man mit dem Ueberzuge der Blasen fertig ist, legt man sie neben einander, so groß, als man das Bette haben will; und wenn sie auf diese Art neben einander liegen, nähet man nochmals die zwillichnen Bettzüge da, wo sie einander berühren, recht fest zusammen, damit sie sich nicht verrücken können. Wenn man die erste Lage fertig hat, legt man die zweite auf eben die Art darüber, so daß die Blasen der zweiten Lage in die Zwischenräume der ersten

passen. Dieses Bette bedeckt man sowohl oben, als unten mit einem Tuche von reinem und feinem Zwillich, und befestigt beide so, daß die Blasen sich nicht verschieben können. Ein dergleichen Bette wird funfzehn Zoll hoch in seiner Bettstelle liegen, und nebst einem Kopfkissen von derselben Sorte zu einem guten und weichen Lager hinlänglich seyn, zu welchem weiter nichts, als ein Lacken und ein Deckbette nöthig wird, um ein aufstehendes Bette vorzustellen.

Noch besser wird ein solches Bette, wenn man den Bezügen der Blasen eine würflichte viereckige Form giebt, und sie nur so hoch macht, daß die darin steckenden Blasen nicht ganz mit Wind gefüllt werden können; wenn man alsdann die unaufgeblasene Blase in den viereckigten Beutel steckt, und sie nachher erst aufbläst: so bequemt sie sich nach der viereckigten Gestalt desselben.

Zu einem sehr vollständigen Bette werden etwa 250 bis 300 Blasen und zu diesen und den beiden Einfassungsdecken oder dem Indelt 40 Ellen Zwillich erfordert.

Hr. Kaufmann Bianchi *) zu Rudolstadt macht in der Akademie d. W. zu Erfurt am 5ten April 1806 sein erfundenes Krankenbett bekannt, welches von ähnlichen andern sehr abweicht, nicht kostspielig ist und mehr leistet. Das fertige Bett kostet 18 bis

*) Intelligenz-Blatt der allgem. Hallischen Litteratur-Zeitung. Nro. 68. 1806.

24 Rthlr. sächßl. Die nähere Beschreibung ist noch zu erwarten.

Soll man die Betten mit Vorhängen versehen? Im Allgemeinen antworte ich mit Nein; denn es ist besser, wenn der Kranke die völlige Einwirkung der Hellung und der freien Luft genießt. Es kömmt überhaupt bei der Bestimmung ihrer Anwendbarkeit blos auf die Natur der Krankheit an. Entstand sie nach vermehrten heftigen und reizenden Einflüssen; sind heftige Schmerzen und Krämpfe dabei; nähert sie sich mehr den entzündlichen Krankheiten; ist der Kranke unruhig und phantasirt: so ist es besser, ihn durch Bettvorhänge der Einwirkung des Lichts zu entziehen. Ist die Krankheit hingegen langwierig und von Schwäche entstanden oder begleitet, der Kranke hinfällig und zu Ohnmachten geneigt: so ist es besser, ihn ohne Vorhänge zu lassen, und ihn der Einwirkung der Hellung und des Lichtes auszusetzen. So ist auch die Farbe der Vorhänge und der Ueberzüge nichts weniger, als gleichgültig. Eine helle Farbe reizt offenbar, und kann einen schon gereizten Kranken noch mehr reizen; eben so, wenn die Vorhänge gedruckt sind und Blumen oder Bilder enthalten, welches sehr auf die Phantasie des Kranken wirkt und Irrereden verursacht. Am besten wählt man daher ganz einfache grün gefärbte Zeuche, deren Farbe auch in einem zweifelhaften Falle nicht schaden, sondern nützen kann. Die weitere Auseinandersetzung dieser wichtigen und oft überse-

henen Sache behalte ich mir für die specielle Krankenpflege vor.

Noch muß man bei jeder Bettstelle auf einige Reife und Sprengel bedacht seyn, die man an die Seitenbreter befestigt, um durch ein darüber gelegtes Tuch den Kranken bei einem Transporte gegen Wind und Nässe schützen zu können. Bei Kindern ist dieses gewöhnlich, deren Wiegen man damit versieht, um durch ein Fliegentuch sie im Sommer für Insekten zu schützen. Man lasse sich nicht durch die Vorstellung, daß die Nothwendigkeit des Transports nicht eintreten werde, davon abhalten, sie sich anzuschaffen; denn ihr Gebrauch sollte allgemein, ja allgemeiner, als der unserer Federdecken seyn. Der tägliche Gebrauch macht es unbemerkbar, wie schwer selbst eine leichte Decke sey, und was sie für einen Druck auf den ganzen Körper mache; und wir denken daher nicht daran, wie es bei Krankheiten empfunden werden könne. Aber man frage einen Engbrüstigen, wie zentnerschwer die sonst federleichte Decke ihm die Brust drücke, und sehe, wie schnell er sie abwirft, wenn es nicht ersticken will. Wie oft sagen gichtische Personen, sie könnten auf keiner Feder ruhen; und es ist nicht das Federbett oder die Wärme, sondern allein der Druck der Decke auf die empfindlichen Gelenke daran Schuld. Vorzüglich aber wird man den Nutzen dieser Vorrichtung bei fieberhaften Ausschlägen, als Blattern und Scharlach, wahrnehmen können: denn bei der allgemeinen Entzündung der ganzen Haut, bei der erhöhten Ems

pfindlichkeit derselben, muß der allgemeine und anhaltende Druck der Decke nicht nur schädlich seyn und die Krankheit verschlimmern, sondern er allein kann bei der besten Wartung und aller Sorgfalt des Arztes einem schwachen Kranken den Tod verursachen.

Wenn daher Fieberkranke aus zu großer Hitze das Bett immer wegwerfen und sich entblösen; wenn sie durch zu starke Schweiße ermattet werden: so greife man bald nach diesem Erleichterungsmittel. Man kann sich desselben auch in jeder Art der Wassersucht, bei Entzündungen und Krämpfen der Brust und des Unterleibes, hauptsächlich aber bei allen äußern Krankheiten, wie Podagra und Ausschlägen, bedienen.

Man wählt dazu, nach Verhältniß des Bettes, drei bis vier fischbeinerne Reife, die durch eiserne, an den Seitenbretern befestigte Ringe gesteckt werden, daß sie über dem Bette einen Bogen bilden. Die Bögen dürfen aber nicht zu weit von einander stehen, weil sich sonst die darüber gelegte Matratze zwischen ihnen hinab senkt und den Kranken beschwert, und nicht höher, als eine Hand breit von dem Leibe des Kranken abstehen. Die übergelegte Matratze muß leicht seyn, damit das Fußende auf den Bettstollen und nicht auf den Füßen des Kranken ruhe. Hierdurch vermeidet man jeden lästigen Druck; der Kranke liegt ruhig in einem Dampfbade, und man glaubt kaum, wie leicht alle Beschwerden gehoben werden.

Auf die Beschreibung der Krankenbetten mag

die der Krankenstühle folgen. Ihr Gebrauch und ihr Nutzen sind, als von Meublen eigner Art, größer, als der der Betten; da sie in mehrern Krankheiten angewandt werden können, ihr Bau auch über dieses den Kranken, die nicht so schwer darnieder liegen, mancherlei Beschäftigung erlaubt.

Die allgemeine Form der Krankenstühle ist die der Arm, oder sogenannten Großvater, Stühle. Man scheint das Bedürfniß eines bequemen Stuhls für Matte und Wiedergenesende früher gefühlt zu haben, als das eines guten Bettes für wirkliche Kranke, die ihre Schwäche für manche Unbequemlichkeit der Betten fühllos und auch das schlechteste Bett wünschenswerth macht. Die erste Veränderung der Armstühle, die man zum Behuf der Kranken machte, war, daß man ihnen bewegliche Rücklehnen gab; denn wirklich sieht man Stühle der Art, deren Alter für das der Erfindung deutlich spricht. Man versah sie dann mit Rädern, um den Kranken leicht bewegen zu können. Aber da diese Stühle auch in gesunden Tagen der Sitz der Bequemlichkeit sind: so werden sie leicht wandelbar, und am ersten laufen die Räder aus. Die Folge davon ist, daß es nun einer weit kleinern Gewalt bedarf, um sie fortzubewegen; und sie können dann eben zu der Zeit, wo man es am wenigsten wünscht, sehr flüchtig seyn. Wer sich also seinen Stuhl auf Räder setzen lassen will, der thut wohl, wenn er neben das Loch für die Axe des Rades noch eins durch den Stuhlpfo-

ften und das Rad bohren läßt, um es durch einen Stift hemmen zu können.

Für einen der bessern halte ich den von White erfundenen und von Höfer verbesserten Krankenstuhl, Fig. 44. Der Stuhl hat ein Fußbret, das nach Gefallen erhöht und erniedrigt, die Rücklehne aber so verändert werden kann, daß aus diesem Stuhle ein Bett wird. Der Stuhl steht auf Rädern, um ihn leicht fort zu bewegen. In dem gepolsterten Sitzbret ist eine ovale Oeffnung, die durch einen ebenfalls gepolsterten Deckel verschlossen werden kann. Dieser Deckel schlägt sich nach unten und zwar nach hinten zurück, und ist an seiner vordern Seite mit zwei Haspen versehen, wodurch man den Stuhl verschließen und öffnen kann, so daß er auch einen gewöhnlichen Sorgestuhl abgiebt. Die Fußbank, die durch ein Gelenk an das Sitzbret geschlossen ist, hat gleichfalls zwei Räder, und ist durch Schnuren, die über Rollen, welche an den Armen des Stuhls befestigt sind, laufen, mit dem Rücken des Stuhls so verbunden, daß wenn die Rücklehne zurückgeschlagen wird, sich auch das Fußbret aufzieht. Die Rücklehne ist beweglich, und an ihren beiden Seiten sind zwei gezähnte, etwas gekrümmte Haken befestigt, die verhindern, daß die Rücklehne nicht tiefer sinken kann. An den Armlehnen sind eiserne überfirnisste Stangen, an denen ein Tischblatt angebracht werden kann.

Ungers Krankenstuhl, beschrieben in Richters chirurgischer Bibliothek, 6. Band, S. 520. Der

Stadtchirurgus Unger erfand diesen Stuhl, um Brüche des Oberschenkels leichter und auf eine den Kranken weniger angreifende Art heilen zu können. Er hat das Eigene, daß das Sitzbret nicht fest zwischen den Pfosten ruht, sondern durch Pflöcke erhöht und erniedrigt werden kann. Auch muß dasselbe tiefer seyn, als eines erwachsenen Mannes Oberschenkel lang ist. Die Armlehnen können auch herabgelassen werden. Alles übrige verhält sich, wie bei dem vorigen.

Ueber seinen Nutzen bei Knochenbrüchen schweigt die Erfahrung gänzlich, und ich zweifle, ob noch ein Patient in einem solchen Stuhle geheilt worden ist. Man will durch diesen Stuhl die Muskeln erschlaffen, und dem kranken Gliede eine gebogene Lage geben, ohne den Kranken der beschwerlichen Pottschen Seitenlage auszusetzen. Allein die Muskeln sind doch keine Gurte, deren Kontraktionskraft man die Kurzeit über aufheben kann; und wenn es auch möglich wäre, die Muskeln des Schenkels, die die untere Hälfte des zerbrochenen Gliedes verziehen könnten, zu erschlaffen: so werden doch die Muskeln, die sich an den obern Theil des Knochens ansetzen, als der Muscul. Psoas, der iliacus, die Glutaei und Gemius ihre Wirkung auf den Knochen um so mehr äußern, da sie durch jede Bewegung des Beckens dazu gereizt werden. Dazu kömmt auch noch, daß der zerbrochene Knochen mehr oder weniger der Stützungspunkt des Körpers bleibt, je weniger der gesunde Schenkel die ganze Schwere des Körpers zu tragen

vermag. Beide Einwürfe mag Hr. Unger auch recht gut gefühlt haben, wenn er darauf aufmerksam macht, daß der Kranke gerade aufsteigen, den Hintern nicht etwa rechts oder links bewegen, und auf dem einen Schenkel etwa mehr aufsitzen möge, als auf dem andern.

Thadens Krankenstuhl *). Ich folge der Beschreibung des Autors. Der Stuhl versieht die Dienste 1) eines gewöhnlichen Bettes; 2) eines Armstuhls; 3) eines Geburtsbettes und Stuhls; und endlich kann eine Gliederschwebe und ein Tisch, der an die Armstrebe befestigt wird, damit verbunden werden. Ich hebe aus der Beschreibung nur dasjenige aus, wodurch er sich von dem Whiteschen unterscheidet. Die Rücklehne kann ganz niedergelassen werden, und zerfällt in zwei Theile, in den obern kleinern, und den untern größern Theil, welche durch Gelenke mit einander verbunden sind. Hierdurch bewerkstelligt man, daß, wenn man den Stuhl als Bette gebrauchen will, der obere und kleinere Theil gleichsam als Kopfkissen dem Haupte zur Stütze dient, und man also kein Kissen unterzulegen braucht. Der obere Theil wird durch zwei krumme Stäbe, die gezahnt sind, an den Seiten zu dem obern Abschnitt herabgehen, und an die

---

*) Novae sellae aegrotantium una cum capsa pro pedefracto pendula, Descriptio. Dissert. inaugural auctore Thaden. Erlangae 1798. c. Tabul. aenea.

Knöpfe, die hier eingeschlagen sind, gehängt werden, in der Höhe erhalten. Wenn man den Stuhl als Geburtsbett gebrauchen will: so wird der Kopf der Kreisenden dadurch in der Höhe erhalten. Damit aber dieses Hauptbret, wenn die Rücklehne aufgerichtet ist, nicht von selbst zurückfallen könne: so ist es an der hintern Seite durch einen Riegel mit drei Krampen, von denen zwei in dem obern und der dritte in dem untern Theile ist, befestiget. Der untere Abschnitt der zurückgeschlagenen Rücklehne ruht auf zwei Füßen, die an ihn befestigt sind, und die, um fest stehen zu können, mit Stacheln versehen sind. Wenn man diese Füße nicht nöthig hat: so können sie an die Lehnen gebunden werden.

Damit aber die Rücklehne auch aufrecht könne erhalten werden: so reichen von ihr zwei gezahnte Haken zu den Armlehnen herab, die nach vorn zu dicker gearbeitet werden, damit sie besser nach vorn fallen. Das Sitzbrett ist in der Mitte rund ausgeschnitten, welche Oeffnung durch einen genau passenden gepolsterten Deckel verschlossen wird. Dieser Deckel ist durch ein Scharnier an die rechte Seite der untern Fläche des Sitzbrets geschlossen und wird durch einen Riegel festgehalten, durch den man auch, wenn er zurückgezogen wird, den Deckel zurückschlagen und von der linken Seite ein Nachtgeschirr untersetzen kann.

Von jener runden Oeffnung geht noch ein Ausschnitt nach vorn. In diesem Ausschnitt ist noch ein Einschub. Wenn dieser herausgenommen wird:

so kann man den Stuhl in einen Gebährstuhl verwandeln. Noch ist zu bemerken, daß in dem vordern Ende der Armlehnen ein viereckiges Loch seyn müsse, um die Handhaben für den Geburtsstuhl oder ein Tischblatt darin zu befestigen. Die Fußplatten des Stuhls sind mit Eisenblech belegt; so wie auch die innere und hintere Fläche der Vorder, und die vordere Fläche der Hinterfüße. Diese Platten endigen sich oben in Ringe, welche die Haken der Fußstreben für die Kreisenden aufnehmen. Das Fußbret für Kranke hingegen ist an das Sitzbret beweglich angebracht. An das Fußbret wird noch ein Queerbret angebracht, welches letztere nach der Größe des Kranken höher oder niedriger gesteckt werden kann. Dieses Fußbret hat noch zwei Spitzen, die es im Boden befestigen.

Der neueste und vollkommenste Krankenstuhl, den wir besitzen, ist der vom Hrn. Dr. Aranson zu Berlin erfundene und im Hufelandischen Journale, 23. Band 4. Stück beschriebene und abgebildete Stuhl. Ich mußte befürchten, eine zu bedeutende Lücke in meinem Buche zu lassen, wenn ich dessen Beschreibung und Abbildung demselben nicht hätte beifügen wollen; zumal da nicht allen meinen Lesern das Hufelandische Journal zur Hand seyn wird, um daselbst die Beschreibung dieses brauchbaren Meubles nachzulesen.

In seinem Aeußern kömmt unser Krankenstuhl mit dem Whiteschen überein. Wie dieser, hat der unsrige die Form eines gewöhnlichen Großvatersstuhls

(Fig. 7.) mit breiten Backen oder Drillons (Fig. 1. B. B. C. C. und Fig. 7. B. B. C. C.), nur daß unsere nicht in unnütze Seitenbreter, wie die Whiteschen, übergehen, sondern bei C. C. (Fig. 7.) in der Tiefe eines Zolles ausgeschweift sind. Die Rücklehne (Fig. 7. A.) ist einfach, mit guten gesottenen Pferdehaaren ausgepolstert, an dem Sitze (Fig. 7. F. F. E. E.) durch zwei Gewinde (eins auf jeder Seite, Fig. 1. R.) beweglich befestigt, welches aus zwei eisernen Bändern besteht, deren oberstes über dem untern Rande der hintern Fläche der Rücklehne mit Nägeln festsitzt, zu beiden Seiten seines vordern Randes ausgeschnitten, in dessen Mitte aber in eine Kramme (den Mönch) umgebogen ist. Das zweite ist an der Hinterfläche des Sitzbrets angenagelt, an seinem obern Rande in der Mitte ausgeschnitten, und zu beiden Seiten, dieses Ausschnitts in zwei Krammen (die Nonne) umgebogen. Die Kramme des Rücklehnenbandes wird in den Ausschnitt des Sitzbretbandes eingeschoben. Durch alle drei Krammen wird von einer Seite ein hinlänglich großer eiserner Stift (Fig. 6.), der sich von außen in einen Ring verliert, eingesteckt, und die Rücklehne dadurch mit dem Sitzbrete verbunden. Durch den Ring des Stiftes wird eine kleine eiserne Kette (Fig. 1. O.) gezogen, die an ihrem andern Ende über dem obern Seitenende des hintern Fußes ihrer Seite mit einer Schraube festgemacht ist, so daß der Stift hier an der Kette hängen bleibt, wenn er aus den Krammen ausgezogen ist. Man kann

nun die Rücklehne mit dem Sitzbrete durch ein einziges großes Gewinde, oder besser und sicherer durch zwei kleinere, von denen an jeder Seite des Stuhls eins festgemacht wird, verbinden. Im letztern Falle sind dann auch zwei Stifte mit ihren Ketten, einer auf jeder Seite des Stuhls, nöthig.

Ungefähr in der Mitte jedes Seitenrandes der Rücklehne ist ein eisernes, an seiner Concavität mit acht großen, schräg gerichteten, und mit umgebogenen Köpfen versehenen Zähnen durchschnittenes Horn (Fig. 1. L.) (das zugleich das unwillkührliche Zurückgehen der Rücklehne beim Auftreten auf das Fußbret verhindern soll) durch einen mit einem flachen Kopfe versehenen Stift oder eine Schraube (Fig. 1. l.) beweglich befestigt. Die Zähne eines jeden Horns greifen in einen ähnlich größern, in der Seite seines hintern Trägers der Armlehnen befindlichen Stift oder eine dergleichen Schraube (Fig. 1. das l. links) ein, deren Stiel aber groß genug seyn muß, daß die Hälfte seines Körpers aus den hintern Trägern der Armlehnen hervorragen kann.

An jeden der beiden hintern Seitenrändern der Rücklehne (Fig. 1. und 2. E. E.), ungefähr in der Mitte der Gegend, wo an der vordern die Seitenbacken oder Drillons sitzen, ist eine hölzerne backenförmige Halfter oder Angel (ein fast birnförmiges langes breites Holz mit einer kleinen runden Oeffnung in seiner Mitte) mit zwei eisernen oder hölzernen Schrauben angesetzt, durch welche die etwas

verbesserte Wolffsohnsche Stütze (Fig. 1. F.F. und Fig. 2.) eingezapft wird. Diese besteht aus einem doppelten hölzernen Rahmen, einem größern und einem kleinern. Jener (Fig. 1. F.F.F. und Fig. 2. C.C.C.) ist aus einem obern wagerechten, breiten Queerholze (oder halben Bogen), das an jeder Seite einen in seine Oeffnung der eben erwähnten Halfter beweglich eingepaßten länglichrunden Zapfen hat, und zwei langen, breiten, senkrecht herunterhängenden Seitenhölzern, mit runden Löchern an ihrem obern Ende, in denen die Zapfen des obern Queerholzes (oder halben Bogens) mit der Hälfte ihres Körpers fest eingefugt sind, zusammengesetzt. Unten ist dieser Rahmen durch ein zweites Queerholz verbunden. Der zweite Stützrahmen (Fig. 1. G.G.G. und Fig. 2. f.f.f.) ist um die Hälfte kleiner, als der erstere; er besteht aus zwei senkrecht herabhängenden Seitenhölzern, die eben so breit sind, als die des erstern, auf ihrer vordern Fläche (Fig. 2. G.G.) eine von zwei Rändern eingeschlossene tiefe Rinne mit acht bis zwölf schrägen Queereinschnitten, einen über den andern, haben, und von oben durch ein schmales Queerholz (Fig. 1. das obere G. und Fig. 2. das obere f.) verbunden sind. Ihre untern Enden sind in zwei halbmondförmige Stützen oder gabelförmige Füße, deren breite Zacken nach unten zu gehen (Fig. 1. K.K. und Fig. 2. H.H.) eingezapft. Unten ist der kleinere Rahmen offen. Beide Rahmen werden auf jeder Seite durch eine große, weite, dreiseitige, an der Hinterseite offene

messingene Büchse (Fig. 1. H. H. und Fig. 2. I. I. I. I.) zusammen gehalten, welche an jeder der beiden Seitenflächen der senkrechten Theile des obern größern Rahmens etwas oberhalb ihres untern Endes durch drei eiserne Schraubenstifte befestigt sind. Sie müssen an ihren vordern Flächen weit genug hervorstehen, um den Seitenhölzern des untern kleinern Rahmens einen freien Durchgang durch sich zu gestatten. Aehnliche, jedoch kleinere, und an ihren innern Seitenflächen durchlöcherte, messingene Büchsen befinden sich etwas unterhalb des obern Endes beider Seitenhölzer des untern kleinern Rahmens (Fig. 1. das untere H. und Fig. 2. die untern I. I.); die beiden obern halten auf jeder Seite zugleich eine unten mit einem doppelten Widerhaken versehene eiserne Feder fest, die an ihrer vordern Fläche (Fig. 1. I. und Fig. 2. L. L.) eiserne hervorstehende Ringe haben, durch welche eine eiserne Axe oder liegende bewegliche Welle (Fig. 2. M. M.) durchgesteckt ist. Zieht man mit der einen Hand die eiserne Axe in der Mitte an sich, während man mit den Schultern derselben Seitenwand den obern hintern Theil der Lehne, und mit der andern Hand an das untere Queerholz des untern kleinern Rahmens andrückt: so verlassen beide Doppelhaken zugleich beide Einschnitte der Rinnen auf den vordern Flächen des letztern, in die sie vorher eingegriffen haben; man kann ihn dann nach Willkühr höher oder niedriger schieben, die Axe oder liegende Welle loslassen, und dadurch die Doppelhaken in andere Einschnitte eingreifen

machen, die ganze Stütze selbst aber verkleinern oder vergrößern.

Der Sitz besteht aus einem viereckigen Rahmen (Fig. 4., welche ihn von unten darstellt, U.U. T.T. U.U. T.T), dessen vier Seiten von innen einen breiten Falz haben, von unten (Fig. 1. Q Q) durch Queerleisten verbunden sind, und auf vier geraden, hinten ausgeschweiften viereckigen Füßen (Fig. 1. *a. a. a.* und Fig. 2. O.O.) ruhen. In die Falzen des Sitzrahmens wird ein gleichmäßig mit gesottenen Pferdehaaren ausgepolstertes Sitzbret (Fig. 7. E.E.) eingelegt, das in der Mitte eine runde Oeffnung (Fig. 4. A. und Fig. 7. F.), wie ein Leibstuhl, und an deren vordern Rande einen halbrunden Ausschnitt (Fig. 4. B. und Fig. 7. G) hat, der so groß ist, daß er einem starken männlichen Gliede hinlänglichen Raum gewährt, wenn es auch einen Hodensack-Bruch hätte. In diesen Ausschnitt, welcher von oben mit Blech überzogen ist, ist eine breite, mit Blech beschlagene Rinne zum reinlichen Abflusse des Harns schräg eingefugt.

An den vordern und hintern Winkeln des Sitzrahmens, da, wo die Füße in selbige eingefugt (Fig. 1. R. R.) sind, befinden sich, durch diese durchgehend, tiefe, runde Oeffnungen. In diese werden vier Träger der Armlehnen (Fig. 7. L. L.) durch große, länglichrunde Zapfen an deren unterm Ende so eingesteckt, daß sie nicht eingeleimt sind, sondern sich heraus ziehen lassen. An ihren obern Enden haben diese Träger Nieten, die mit zwei kleinen Lö-

chern durchbohrt sind. Die Armlehnen (Fig. 1. M. M. M. M und Fig. 7. K. K.) bestehen aus vier Leisten, die dergestalt viereckig an einander gefugt sind, daß sie durch ihre ganze Länge einen länglichen, viereckigen, leeren Zwischenraum (Fig. 7. bei L.) behalten. An der innern Seite sind die Armlehnen gefalzt, an der untern, mit der sie auf den Trägern aufliegen, haben sie eine Falzrinne, die an jedem ihrer beiden Enden mit zwei Löchern von gleicher Größe, und in gleicher Entfernung, wie die Löcher an den obern Nieten der Träger, durchbohrt ist. Letztere werden in jene Falzrinnen eingesteckt. Hierdurch kann man die Armlehnen auf den Trägern hin und her schieben, und von ihnen ganz trennen. Sollen sie fest bleiben: so steckt man durch die Löcher der Nieten an den Trägern und der Falzrinne an den Armlehnen kleine eiserne Stifte, wie der, Fig. 6., abgebildete.

Der Zwischenraum zwischen den Armlehnen, ihren Trägern und dem Sitze (Fig. 1. N N. N. N.) wird durch ein gleichmäßig mit Pferdehaaren ausgestopftes Kissen, das in einem Rahmen sitzt (von dem Fig. 7. O. O. der innere ausgestopfte Theil sichtbar ist) ausgefüllt. Damit es vollkommen geschehe, steht letzterer mit einer rundum laufenden Falzleiste über dem Kissen hervor, und legt sich mit selbiger an die Außenseiten der Armlehnen, ihrer Träger und des Sitzrahmens in hier befindlichen Falzen dicht an. Die vordere Leiste ist der Länge nach bis etwa oberhalb ihres untern Endes abgeschnitten

(Fig. 1. P.), um die Träger des Tisches (Fig. 1. *i. i. i.*) aufnehmen zu können. Von außen hat jeder Seitenkissenrahmen zwei große gedrehete messingene Knöpfe mit langen Stielen, die oben und unten in seine Mitte eingetrieben sind (Fig. 1. O. O.). Sie dienen als bequeme Handhaben, um mittelst ihrer die Kissen in den leeren Raum der Armlehnen einzustecken, oder aus ihm heraus zu ziehen. Um die Kissen fest zu halten, wenn sie eingesteckt sind, befindet sich an den Seiten-Queerleisten des Sitzrahmens vorn auf jeder Seite ein beweglicher Vorheber (Fig. 1. V.), welcher hier durch Schraubenstifte an dem Ringe seines untern Endes befestigt ist. Von oben sind keine nöthig, weil die Seitenhörner der Rücklehne (Fig. 1. L. *l.*) ihre Stelle mit vertreten.

An dem untern rechten Seitenholze des Sitzbretes (Fig. 4.) ist durch zwei eiserne Bänder mit Gewinden (G. G.) ein viereckiges breites Bret (*f. f. f.*) angebracht, auf dessen Mitte ein mit gesottenen Pferdehaaren gut ausgestopftes, die runde Oeffnung im Sitzbrete genau ausfüllendes, hohes, rundes Kissen (L.) unmittelbar mit Tapeziernadeln so aufgenagelt ist, daß die Ränder des erstern von allen vier Seiten über das letztere hinaus reichen. In der linken vordern Ecke dieses Bretes befindet sich ein eiserner Stiel aufgenagelt, der sich in einem Ringe (H.) endigt; an diesem Ringe ist eine hinlänglich lange Schnur (I. I. I.) festgebunden, durch ein ihm entsprechendes Loch (Fig. 1. U. und Fig.

4. K.) an dem vordern Ende der rechten Queerleiste unter dem Sitzrahmen durchgezogen (Fig. 1. U O.), und an ihrem Außenende in eine Schleife (Fig. 1. W. und Fig. K.) geschlungen. In die Mitte der zuletzt genannten Queerleiste ist eine breite, viereckige Oeffnung (Fig. 1. bei S. und Fig. 4. N) eingeschnitten, zur Aufnahme eines an seinem äußern Ende mit einer Handhabe (Fig. 4. O.), an seinem innern (Fig. 4. bei R.) an der Oberfläche mit einem breiten, langen, falzenförmigen Ausschnitt, welcher in einen ähnlichen an der linken Seite der obern Fläche des viereckigen Schießbretes (Fig. 4. bei S.) genau einpaßt, versehenen, langen, schmalen Schiebers (Fig. 4. o. R.). Von unten wird dieser Schieber noch von einer hölzernen Halfter (Fig. 4. P.P.) festgehalten. Damit er beim Ausziehen nicht ganz aus seiner Oeffnung ausgehe, ist an seiner untern Fläche ein Schraubenstift (Fig. 4. Q) eingetrieben. Der Gebrauch dieser Vorrichtung ist derselbe, wie beim Wolffsohnschen Krankenstuhle. — Unter die beiden Seitenqueerleisten des Sitzrahmens sind in einiger Entfernung von beiden Seitenrändern der Oeffnung im Sitzbrete zwei Falzleisten eingefugt (Fig. 4. C.C.C.C. und Fig. 1. U.U.), in welche ein blechernes Nachtgeschirr mit viereckigen breiten Rändern an seiner Oeffnung von der Seite eingeschoben werden kann. Die hintere Falzleiste hat (Fig. 4. E.) einen Ausschnitt, um die Schnur *f.* bequem durch zu lassen.

Für sehr zarte Kranke kann das Sitzbret noch

mit einem Sitzkissen belegt werden; nur muß dieses in seiner Mitte eine runde Oeffnung, wie die des Sitzbretes, haben, und das Kissen auf dem Schlußbrete unter diesem hoch genug ausgepolstert seyn, um durch beide Oeffnungen zu reichen, und beide vollkommen auszufüllen. Auch muß man noch ein eiförmiges ausgestopftes Cylinderpolster in Bereitschaft haben, welches den Raum, der zwischen diesem Sitzkissen und dem Polster der Rücklehne entsteht, wenn diese zurückgeschlagen ist, ausfüllt.

An der vordern Queerleiste des Sitzrahmens ist auf dieselbe Weise, wie hinten die Rücklehne, eine Fußbank (Fig. 1. W. W. W. W. und Fig. 7. H. H. H. H.) durch eiserne Bänder mit Gewinden befestigt. Sie besteht aus einem Fußbrete, einer Hinterwand und zwei Seitenwänden. Die erste steht in der niedergelassenen Stellung wagrecht, in der aufgezogenen aufrecht, und besteht aus einem einfachen Brete; die zweite steht in der niedergelassenen Stellung aufrecht, in der aufgezogenen wagrecht, und wird gleichfalls aus einem einfachen Brete gebildet; die letzten beiden endlich haben in beiden Stellungen mit der Hinterwand eine gleiche Richtung. Jede derselben besteht aber aus einem vierseitigen Rahmen, der zwischen seinen Seiten einen leeren Zwischenraum hat, und dessen hintere (in der aufgezogenen Stellung untere) Seite die längste, die untere (vordere) kürzer, dessen vordere (obere) die kürzeste, und dessen obere (hintere) wie ein gro-

ßes lateinisches S. ausgeschweift ist. Sowohl der leere Zwischenraum der Seitenwände, als die Hinterwand und das Fußbret sind mit Pferdehaaren gut ausgepolstert, und von außen und innen mit dunkler Leinwand oder dunklem Leder überzogen. Statt der Gurte, mit denen White seine Fußbank mit der Rücklehne in Verbindung gesetzt, und statt der Hoferschen Abänderung, habe ich lederne Riemen gewählt, die der Gefahr des Reisens nicht ausgesetzt sind, und doch ein Höher- und Niedrigerschnallen derselben, auch das Verwandeln des Stuhls in ein Bett durch einen Zug, gestatten. An den beiden vordern schmalen Flächen der Seitenbreter dieser Fußbank sind nämlich Enden von Leder befestigt, in welche messingene Schnallen (Fig. 1. Z. Z. und Fig. 17. N. N.) eingenäht sind. Durch diese wird ein dicker breiter lederner Riemen (Fig. 1. Y. Y. Y. Y. Y. und Fig. 7. M M.) gezogen, der durch die Aushöhlung der Armlehnen (Fig. 7. L. L) frei beweglich durchläuft (Fig. 1. Y. Y. an der Rücklehne), mit seinem obern Ende etwas oberhalb der Mitte des Rahmens (Fig. 2. B. B. B. B. B.) für das Polster der Rücklehne (Fig. 2. A. A. A. A.) durch drei Nägel an die hintern Flächen festgenagelt ist (Fig. 2. P. P.), und an seinem untern, zu der Schnalle gehörigen Ende eine Reihe von über einander liegenden durchgenähten Löchern hat. Vermittelst ihrer kann die Fußbank nach Willkühr höher oder niedriger gestellt werden, je nachdem die Zungen der Schnallen in höher oder niedriger liegende Löcher

eingesteckt sind. Wird die Rücklehne zurückgebogen: so zieht sie durch selbige die Fußbank zugleich mit, und verschafft dem Kranken in jeder Richtung eine ihm angemessene Gegenstütze für seine Füße. In der völlig niedergelassenen Richtung derselben vertritt sie zugleich die Stelle eines Fußbretes für das nun entstandene Bett. Durch die festen, dauerhaften Riemen wird diese Fußbank hinreichend in die Höhe gehalten; zum Ueberfluß kann man noch einen Fußschemmel untersetzen; oder man kann im Kleinen an den beiden untern Enden der hintern aufrechtstehenden Wand, welche, wenn die Fußbank aufgezogen ist, zur untern wagrechten wird, eine ähnliche in einander schiebbare Stütze anbringen, wie an der Rücklehne. Nur bedarf diese weder einer Rinne mit zahnförmigen Einschnitten, noch einer Axe mit der Feder und dem Doppelhaken, sondern man durchlöchert beide Stützrahmen mit einer Reihe von über einander gelegenen Löchern, so daß immer ein Loch des untern auf eins des obern Rahmens paßt. Durch die Löcher beider können zwei starke eiserne Stifte, die sich oben in einen Ring endigen, gesteckt, und sowohl beide Rahmen vermittelst ihrer fest an einander gehalten, als die Stützen nach Willkühr höher oder niedriger gestellt werden, je nachdem man sie in höhere oder niedrigere Löcher einsteckt. Wird diese Stütze nicht gebraucht: so kann man sie an die Hinterwand zurückschlagen, und sie an beiden Seiten durch Vorheber festmachen *).

*) Aus Mangel an Platz, und wegen der Einfachheit

Um das Bett vollständig zu machen, kann man an dem obern Theile der Rücklehne, sowohl an ihrer Hinterwand, als an dem obern Ende der Backen (Fig. 1. D. D. und Fig. 7. D. D. D.) Falzleisten anbringen, und in dieselben ein gerade stehendes Kopfbret von genau einpassender Form einschieben. Doch halte ich dieses Bret gar nicht für nothwendig; denn es soll blos zum Zurückhalten der Kopfkissen dienen, und diese werden gewiß nicht abgleiten, wenn die Rücklehne eine gehörige Höhe hat, d. h., wenn sie so hoch ist, daß das Bette in ihrer wagrechten Stellung bis zum Fußbrete eine Länge von etwas über sieben Fuß erhält, welches die Länge des größten gewöhnlichen Menschen ist.

Die Vorrichtung zur Bewegbarkeit des Stuhls ist doppelt; eine für die passive, zum leichten Fortstoßen desselben von einer Stelle zur andern; und eine für die aktive, die der Kranke mit sich selbst vornehmen kann. Jene besteht aus nichts weiter, als aus zwei hölzernen oder messingenen Universalrollen (Fig. 1. U. U. und Fig. 2. O. O.) unter den beiden Hinterfüßen des Stuhls (Fig. 1. *a. a.*) (an den vordern vertreten die gleich zu erwähnenden Räder ihre Stelle), und zwei dergleichen an dem vordern untern Winkel der Fußbank (Fig. 1. X. und Fig. 1. 1.). — Der Mechanismus zur aktiven Be-

---

dieser schiebbaren Fußstützen, welche aus der obigen Beschreibung deutlich genug erkennbar sind, habe ich geglaubt, die Abbildung derselben unterlassen zu können.

wegung ist größtentheils an der äußern Seite der beiden Vorderfüße und der Träger der Armlehnen angebracht. An jedem der untern Enden jener steht ein hölzernes, mit Messing oder Eisen beschlagenes Kronenrad (Fig. 1. *b. b. b.*) von acht Zoll im Durchmesser. Beide Kronenräder sind durch eine eiserne Axe (Fig. 1. *c. c.*) mit einander verbunden. In die messingenen Zähne an der äußern Seite des Kronenrades greifen die eines messingenen Getriebes (Fig. 1. *d.* und Fig. 7. S. S) ein, das sich an dem untern Ende einer bis zu den Armlehnen hinreichenden stehenden Welle von Eisen (Fig. 1. *e. e. e.* und Fig. 7. T. T.) befindet, welche (Fig. 1. *f.* und Fig. 7. A.) von unten durch einen eisernen Ring mit einem platten, zweiseitigen, winkelförmigen Stiele an dem vordern Fuße des Stuhles (Fig. 1. *a.* vorn) und von oben (Fig. 1. *g.* und Fig. 7. R. R.) durch einen ähnlichen flachen Ring mit einem einfachen langen platten Stiele an dem obern Theile der Armlehne (jedoch abnehmbar, um beim Abnehmen der Armlehne nicht hinderlich zu werden) befestigt ist. Auf das obere Ende des letztern wird eine eiserne mit einem hölzernen gedreheten Knopfe versehene Kurbel (Fig 1. *h. h.* und Fig. 7. V. V.) aufgesetzt, und von oben durch eine flache Schraubenmutter (Fig. 7. U. U) festgehalten. Unter dem Getriebe wird ebenfalls eine flache Schraubenmutter unter das untere Ende der stehenden Welle (Fig. 7. unter S S.) untergeschraubt, um jene an diese genau anschließen zu machen.

Durch diesen einfachen Mechanismus kann der Kranke sich rückwärts und vorwärts, nach dieser oder jener Seite hin, und selbst im Kreise herumfahren, je nachdem er beide Kurbeln rechts oder links herum drehet, oder nur die der einen oder der andern und hiermit längere oder kürzere Zeit fortfährt. Er bedarf nicht der anstrengenden Ausspannung beider Arme, und des mühsamen Fortstoßens mit Stäben, wie bei dem Knollschen Fahrsessel. Die kleinen Kronenräder geben dem Stuhle nicht das im Zimmer so unpassende Ansehen eines Wagens, wie die ungeheuer großen des letztern, verderben auch den Fußboden des Zimmers weit weniger. Wird der Bewegungsmechanismus nicht gebraucht: so können die Kurbeln abgenommen werden, um kein Geräusch beim passiven Fortstoßen des Stuhls zu verursachen, auch der Anbringung des gleich zu beschreibenden Tisches keine Hindernisse entgegen zu stellen.

Die letzte Bequemlichkeit, die unser Krankenstuhl mit dem Wolffsohnschen gemein hat, ist ein sehr bequemer Lese- Schreibe- und Eß-Tisch. Doch ist der unsrige mehr vereinfacht, und zugleich mit einer neuen Bestimmung vermehrt. An der äußern Seitenfläche jedes der beiden vordern Armlehnenträger (Fig. 1. M. M.) ist eine eiserne aus drei Platten und zwei überstehenden, mit Schräubchen an den Trägern befestigten Rändern bestehende, an der hintern Seite, wie auch oben und unten, offene, viereckige und längliche Kapsel (Fig. 1. K. auch Fig. 7.

zwischen der stehenden Welle T. des Bewegungsapparats und den vordern Trägern der Armlehnen L. sichtbar) angeschraubt. In ihrer vordern Fläche befindet sich eine kleine Oeffnung, zur Einbringung einer einfachen Stellschraube, mit einem flachen, an beiden Seiten etwas vertieften runden Flügel, und etwas langer Schraube (Fig. 1. *m.*). — In die Kapsel wird ein langer, dicker, viereckiger, eiserner Träger (Fig. *i. i. i*) eingesteckt, der an seinem obern Ende in eine cylinderförmige, stumpfe Schraubenwindung (Fig 1 *n.*) sich endigt. Der eiserne Träger der rechten Seite hat unterhalb der Schraubenwindung noch einen flachen, runden Teller (Fig. 1. *o.*) aus einem Stücke mit dem Ganzen. Auf die Schraubenwindung der Träger kommt ein eiserner halber Bogen (Fig. 1. *q. q. q.* und Fig. 5., welche die untere Fläche des Tisches darstellt, G. G. G.) zu ruhen, dessen Schenkel mehr gerade gerichtet sind, und an ihren Enden Löcher (Fig. 5. H H.) zum Durchgang für jene haben. Zur mehrern Festigkeit werden auf den aus den Löchern des Bogens hervorragenden Theil der Schraubenwindungen eiserne Schraubenmütter mit doppelten Flügeln (Fig. 1. *p.*)*) übergeschraubt. Der Schenkel der rechten Seite ist unweit seines Ueberganges in die Wölbung des Bogens durch ein Gewinde gegliedert (Fig. 5. I.), das

---

*) Ich habe diese Flügelschrauben nur auf der rechten Seite abbilden lassen, um auf der linken die Schraubenwindung n. darstellen zu können.

mit man den ganzen Bogen desto bequemer zurück schlagen und so zu sagen zusammenlegen kann. — Zwei ähnliche Gewinde (Fig. 5. L.L.) sitzen näher der Mitte des Bogens. Der in das Gewinde eingehende einfache Theil, der so genannte Mönch, ist von Eisen, kommt von der obern Fläche des Bogens (die hier auf der Abbildung Fig. 5. wegen der umgekehrten Lage die untere ist) und besteht mit diesem aus einem Stücke. Der diesen aufnehmende gespaltene Theil, die sogenannte Nonne, ist von Messing, und ragt von der untern (auf der Abbildung die obere) Fläche der gleich zu erwähnenden Kapsel, mit dieser aus einem Stücke bestehend, hervor. Beide sind durchlöchert, und bilden zusammen unter der Schraube des Gewindes einen Kanal, zur Aufnahme eines (Fig. 6. in seiner wirklichen Größe abgebildeten) an einem Kettchen hängenden Stiftes. Die Kapseln (Fig. 5. K.K.) der Nonne sind von Messing, und bestehen aus einer breiten obern, einer breiten untern Fläche und zwei schmalen Seitenflächen. Sie haben deshalb eine platte viereckte ge Gestalt. Sie sind auf längliche, viereckige, nicht sehr breite, ihre Höhe beinahe ausfüllende, platte, glatt polirte, eiserne Läufe (Fig. 5. O.O.O.O.), jeder auf einen, aufgeschoben, können auf denselben hin und her gerückt werden, und haben in ihrer Höhle zwischen der untern (auf der Abbildung die obere) Fläche der Läufe und ihrer obern untern (auf der Abbildung ihrer untern obern) eine an beiden Enden umgebogene ovale Feder (Fig. 5. M.M.)

liegen. Die Läufe sind an der untern Fläche (Fig. 5. A.A.A.) eines mit einer Schublade (Fig. 5. B.C.) versehenen viereckigen hohen Tischchens (Fig. 1. *r.r.*) dergestalt durch ein oberes und ein unteres eisernes Zwischenblöckchen (Fig. 5. N.N.N.N.) befestigt, daß sie von derselben etwas abstehen, und für die Kapseln über dem Bogen (welche auch (Fig. 1. S.S.) mit ihren Gewinden sichtbar sind) ein freies Hin- und Herschieben gestatten. Sie sind durchlöchert, um einen in einen Ring übergehenden, an einem Kettchen hängenden eisernen Stift aufzunehmen, der eingesteckt und heraus genommen werden kann. Die obere Platte des Tisches (Fig. 1. *r.r.*) hat unweit jedes der beiden Enden seines vordern Randes ein kleines Löchelchen, zusammen zwei. Sie dienen, um in sie die kleinen Stifte einer ganz schmalen Leiste (Fig. 1. *t.t.*) einsetzen zu können. An dem hintern Rande ist eine breite Queerleiste (Fig. 5. D.D.) angefugt, welche mit der Tischplatte einen geraden Winkel bildet, an beiden Enden von dreieckigen eingekeilten Winkelleisten (Fig. 5. E.E.) unterstützt wird, und auf ihrer obern Fläche zwei viereckige Ausschnitte (Fig. 5. *f.f.*) zum Einsetzen eines blechernen Dintenfasses und einer blechernen Sandbüchse hat. — An dem rechten Seitenrande der Rücklehne, oder der rechten Armlehne, kann in eine dazu bestimmte Kapsel ein gegliederter, langer, bis an den Tisch reichender eiserner Arm (Fig. 3. A.A.) eingesteckt werden, auf dem man eine messingene Lichttille oder eine Argandsche Lampe (Fig.

3. B.) mit einem Lichtschirme (Fig. 3. C.) aufsetzen kann. Die Bewegung dieses Tisches ist folgende. Will der Kranke sich desselben bedienen: so werden seine Träger (Fig. 1. *i i. i*) in die Kapseln der Armlehnenträger (*k*) eingesteckt, vermittelst der Stellschraube (*m.*), in der Höhe, die dem Kranken nach nach Verhältniß seiner Größe die bequemste ist, festgemacht, dann der halbe Bogen (*q. q. q.*) mit dem schon darauf befindlichen Tische (*r. r.*) auf die Schraubenwindungen (*n.*) durch seine Endlöcher (Fig. 5. H. H.) aufgesetzt, und die doppelten Flügelschraubenmütter (Fig. 1. *p.*) übergeschraubt. So bedient sich der Kranke dessen als Tisch, und kann ihn durch Anziehen oder Wegstoßen vermittelst der Kapseln (*s. s.*) näher an sich oder von sich wegbringen. Will er ihn als Schreibe- oder Lesepult gebrauchen: so werden die Stifte (Fig. 6.) aus den Seitenlöchern der Gewinde (Fig. 1. S. S. und Fig. 5. L. L.) unterhalb der Läufe (Fig. 5. O. O. O. O.) ausgezogen, wodurch der Tisch schräge gebogen werden kann. Dann setzt man die kleine Leiste (Fig. 1. *z. z.*) auf den vordern Rand durch Einstecken seiner Stifte in die Löcherchen der Tischplatte auf, und steckt die Dinte- und Sandfässer in ihre Ausschnitte (Fig. 5. *f. f.*) der hintern Queerleiste (Fig. 5. D. D.) ein. — Will der Kranke den Tisch auf eine Weile von sich entfernen: so braucht er nur die Flügelmutter des linken Seitenträgers loszuschrauben, den linken Schenkel des Bogens (Fig. 1. *q q. q.*) von der Schraubenwindung seines Trägers (Fig. 1.

b.) abzuheben, und den ganzen Bogen bis zu dem Gewinde des rechten Schenkels (Fig. 5. I.) zurück zu bringen. Die ganze Last ruht dann sehr sicher auf dem Teller des rechten Trägers (Fig. 1. o.), ohne daß der Kranke im Stuhle eingeschlossen wäre. — Auch höher und niedriger kann der Tisch gestellt werden, je nachdem man die Träger (Fig. 1. i. i. i.) in ihrer Kapsel (K.) höher hinauf, oder niedriger herunter schiebt, und dann durch die in letzterer befindlichen Stellschraube (m.) fest andrückt.

Für solche Kranke, die noch Kräfte genug fühlen, Geschäfte betreiben zu können, bieten die Leipziger Intellig.-Blätter vom Jahr 1779, S. 375 folgenden Krankenstuhl, der zugleich ein Bureau ist, an. Es ist ein Großvaterstuhl von gewöhnlicher Größe, an welchem man stehend oder sitzend schreiben kann. Auch sind verschiedene zu verschließende Behältnisse zur Aufbewahrung von allerlei Sachen, als Geld, Bücher und Schreibmaterialien da. Er ist jedem andern an Größe und Ansehen gleich; und wenn er aufgeschlossen wird, öffnet sich ein Schreibepult, an dem man sehr bequem stehend schreiben kann. In diesem Pulte ist eine Schreibtasche, worin 40 ungebrochene Briefe liegen können; ein leerer Raum zu Schreibmaterialien; ein dergleichen für Gefäße und Gläser; ein Briefbehälter für etliche hundert von verschiedenem Format; ein Geldkästchen; Raum für 24 Oktavbücher; noch eine Brieftasche und Platz für 18 große Handlungsbücher. Verschließt man alles

dieses: so kann man sich setzen und es öffnet sich ein Pult, wo man sitzend arbeiten kann.

Für Kranke, die nur passive Bewegung haben können, hat man auch gesorgt. Der Regiments-Chirurgus Kühn in Brandenburg erfand dazu einen Stuhl, hinter dessen Lehne ein Kasten befindlich ist, der nicht viel Raum einnimmt; in diesem ist das Triebwerk befindlich. An der Seite des Kastens ist eine Kurbel angebracht, die ein junger Mensch von 14 Jahren leicht bewegen kann, wenn gleich ein weit schwererer Mensch in dem Stuhle sitzt. Je nachdem man mehr oder weniger stark drehet, je nachdem kann man die Bewegung vermehren oder vermindern; gewöhnlich ist sie dem Trabe eines Pferdes gleich. Eben diese Bewegung ist Personen angemessen, die mit der Hypochondrie und Leibesverstopfung beschwert sind. Siehe Fritze medicin. Annalen 1. Band.

Im 3ten Stück von London und Paris v. Jahr 1801 ist der Stuhl eines Mechanikus in London angezeigt, in dem sich kontrakte Leute im Zimmer hin und her fahren können. Einen ähnlichen zeigt Murray in seiner praktischen Bibliothek, 1. Band, S. 517., an.

Hrn. Bergmeister Löschers in Freyburg Fahrstuhl. Er weicht in seiner Konstruktion von den gewöhnlichen Fahrstühlen ganz ab, ist äußerst einfach und geht sehr sanft und leicht, daß eine kranke und entkräftete Person sich selbst in ihrem Zimmer herum fahren kann. Er ist auf Meublement-Art eingerichtet

und Mahagonyartig gebeizt. Ein solcher Fahrstuhl kostet mit Emballage, Kiste und Beschreibung 21 rth. 16 gl. sächßl. oder den Louisd'or zu 5 rth. Siehe allgemeiner Anzeig. d. Deutschen, Nro. 6. 1807.

Noch wird in dem Leipziger Intellig. , Blatte von 1764 S. 186 das Modell eines Stuhls angeboten, worin die Kranken alle zu ihrer Erleichterung dienlichen Bewegungen machen, die Lage verändern, schreiben und lesen können, und wo alle andern Kommodidäten angebracht sind.

Aus den mancherlei Erfindungen dieser Art Stühle sieht man, daß es kaum möglich wäre, hier und da eine Veränderung oder Verbesserung anzubringen. Indeß wird es mir erlaubt seyn, meine Gedanken über diese Stühle darzulegen.

Fürs erste suche man nicht durch ein Meuble alle andere, die einem Kranken nützlich seyn können, zu ersetzen, oder mit ihr zu vereinigen. Wenn auch der Hauptzwek nicht wirklich dabei verliert: so verlieren doch alle Nebenzwecke. Ein Stuhl, der zurückgelegt, einen Matten zum sanften Schlummer einladet, ist nützlich und bequem; aber ein Stuhl in ein Bett verwandelt, kann nur ein Lager abgeben, das nichts, als die Noth wünschenswerth finden kann. Eben so zweckwidrig finde ich auch die Verbindung einer Accouchir - Anstalt mit einem Krankenstuhle. Ein Gebährstuhl soll für die Kreisende und den Geburtshelfer bequem seyn. Für letztern kann er es nur seyn, wenn er hoch ist. Wenn man nun auch dafür bei einem vollkommenen Kranken-

Gebähr- und Großvaterstuhl sorgen wollte: so würde ein Stuhl herauskommen, auf den ein schwacher Kranker nur mit Hülfe eines Bettschemmels kommen könnte.

Die Vorrichtung zur Erleichterung der natürlichen Bedürfnisse lasse man so einrichten, daß man das Geschirr von allen Seiten beibringen und den Deckel von unten wegnehmen kann, ohne den Kranken zu beunruhigen; es läßt sich dieses weit leichter, als bei den Betten bewerkstelligen. Den Sitz läßt man am besten mit Wachstuch beschlagen. Die Rücklehne muß muldenförmig gepolstert seyn, um dem Kranken eine bequeme Lage zu verschaffen. Wegen der Räder an den Füßen des Stuhls habe ich schon oben das Nöthige erwähnt.

Wer bei seinem gewöhnlichen Armstuhle die Bequemlichkeit einer Fußbank zu haben wünscht, der lasse sich eine Bank verfertigen, die die Breite des Stuhls hat, aber um zwei Zolle niedriger ist, als das Sitzbret. Diese Bank läuft allmählich schief abwärts, so daß die Vorderfüße nach Verhältniß der Größe des Kranken und seinem Gutdünken einige Zoll kürzer sind, als die Hinterfüße. Diese Bank wird noch mit zwei Seiten- und einem Queerbrete versehen. Gepolstert braucht sie nicht zu seyn, da man sie leicht mit einer Matratze ausfüllen kann. Diese einfache Vorrichtung hat den Vorzug vor den angegebenen an den Stuhl befestigten Fußbänken, daß man sie wegnehmen oder bei Seite rücken, und der Kranke, wenn er den gesunden Fuß hängen las-

sen oder auftreten will, solches leicht bewerkstelligen kann.

Eines solchen Stuhls können sich auch Personen zum gewöhnlichen Gebrauche bedienen, die an Hämorrhoiden, Geschwüren und Fisteln des Mittelfleisches und Afters, so wie an aufgelaufenen Testikeln und verhärteter Vorsteherdrüse leiden, wenn sie den Deckel des Sitzbretes öffnen und auf diese Art hohl sitzen. Sollte es aber für sie zu unbequem seyn, beständig in einem solchen Stuhle zu sitzen: so können sie sich mit dem nämlichen Erfolge eines ausgepolsterten Kranzes bedienen, den sie auf jeden gewöhnlichen Stuhl legen.

Obgleich bei den Krankenbetten und Stühlen schon hinlänglich für die Bequemlichkeit der Kranken in Absicht der Leibesöffnung gesorgt ist: so kann ich doch nicht umhin, eine neuere sehr sinnreiche Erfindung der Art bekannt zu machen, die über dieses auch als eine zierliche Meuble in den Schlafzimmern gesunder Personen Platz findet. Es ist das Wassercloset, welches in den englischen Miscellen, 4ten B. 2. St. beschrieben ist, und welches ich Fig. 45 und 46 abgebildet habe.

Fig. 45 zeigt die tragbare Bequemlichkeit in Gestalt einer Kommode.

Fig. 46 enthält das geöffnete Wassercloset. *a.* ist der hinten verborgene Wasserschatz, welcher so viel Wasser enthält, als zu sieben- bis achtmaliger Säuberung erfordert wird.

b. ist das Becken oder der Empfänger. *c.* ist das Behältniß des Abganges. Es ist viel größer, als der Wasserschatz; daher braucht man es nur einmal zu leeren, wenn die Cisterne oder der Wasserschatz erschöpft ist. Um alle unangenehme Ausflüsse bei der Leerung zu verhindern, wird die Oeffnung des Behältnisses, so bald es herausgezogen ist, mit einem Deckel verschlossen.

d. ist ein messingener Griff auf dem Sitze. Nach der Sitzung zieht man diesen aufwärts. Es werden durch den Zug sogleich zwei Schieber oder Ventile geöffnet. Der eine dient dazu, den Abgang aus dem Becken in das Behältniß zu lassen, und durch die Bewegung des andern stürzt das Wasser zu gleicher Zeit in das Becken, und verstopft auf diese Art nicht nur der faulen Luft, die aus dem Behältnisse steigen könnte, den Weg, sondern nimmt auch den Boden des Beckens ein, welches dadurch völlig sauber erhalten wird.

Die innere Vorrichtung, wie man hier erblickt, kommt nicht eher, als bei der Leerung des Behältnisses, zum Vorschein, wo man dann nur das vorgeschobene Bret aufwärts zu ziehen hat. Ein solches tragbares Wasser-Kabinet kostet zu London bey dem Erfinder Piccadilly 15 Guineen.

Um den üblen Geruch, zumal bei Durchfällen und Ruhren zu vermeiden, ist es nöthig, genau passende Deckel verfertigen zu lassen; aber auch auf das Material des Nachtgeschirrs selbst kömmt vieles an, weil, wenn die Glasur oder innere Fläche desselben

Risse bekömmt, sehr leicht das Harnsalz sich ansetzt, und schon dieses einen unangenehmen Geruch verbreitet. Für die besten Nachtgeschirre halte ich deswegen die porzellanenen und noch mehr die gläsernen. Bey jedem Gebrauche des Geschirres fülle man es vorher halb mit Wasser an; bey Ruhren aber, besonders bey faulichten, schütte man in das Wasser noch eine Portion Schwefelsäure, oder nehme lieber ganz Essig. Wenn Schnee zu haben ist: so kann man auch davon einige Hände voll in das Wasser des Nachtgeschirrs thun. Am unfehlbarsten und schnellsten vertilgt man den Geruch der Ausleerungen, wenn man eine ziemliche Portion Kohlenpulver in das Nachtgeschirr thut. Der Gestank wird nicht nur gleich vermindert, sondern in einigen Minuten ganz vernichtet. Um Kohlen ohne Apparat recht leicht in Pulver zu verwandeln, darf man nur eine gewöhnliche Dachziegel nehmen, und die Kohle auf derselben in ein untergesetztes Gefäß reiben.

Alle diese Mittel dämpfen den Geruch und sind hinreichend, wo man das Nachtgeschirr oft wegnehmen kann. Wo aber dasselbe beständig stehen bleiben muß, bei Kranken, denen Stuhl und Urin unwissend abgeht, und bei den Blutstürzen der Weiber, kann man noch andere Mittel wählen. Im letztern Falle nehme man eine große irdene Schüssel mit Sand und Sägespänen gefüllt, und setze sie unter das Bett, oder den Stuhl, im erstern Falle aber

thue man noch Sägespäne oder Tannnadeln unter das Wasser.

Vorzüglich muß man darauf bedacht seyn, daß sich der Geruch nicht in das Holz ziehen könne. Deswegen ist es besonders nöthig, den Kasten an Krankenbetten und Stühlen von dem dichtesten Holze verfertigen, und über dieses die ganze innere Seite noch mit einem guten Firniß überziehen zu lassen. Die Deckel auf den Oeffnungen müssen sehr genau passen und die Schieber gut eingefalzt seyn. Zum Material für die Leibschüsseln rühmt man das Zinn als vorzüglich, weil es sich gut scheuern läßt; wobei man aber weniger von der Salz- und Schwefelsäure zur Tilgung des Geruchs Gebrauch machen kann, sondern sich mehr des Salpeters, den man in hinlänglicher Quantität in Wasser auflöst, bedienen muß. Bei Mangel an Nachtstühlen, als bei Ruhren u. dgl. nehme man einen ledernen oder gepolsterten Stuhl, lege die Lehne horizontal auf die Erde und setze das Geschirr in das Viereck zwischen den Beinen des Stuhls. Der Kranke kommt mit den Füßen auf die Rücklehne zu stehen, erkältet sich nicht und sitzt weicher.

Ich halte diesen Ort für schicklich, auch etwas von den Stühlen zu sagen, die man zur Sicherheit und zur Befestigung der Wahnsinnigen gebraucht. Die Forderung, die man an einen solchen Stuhl macht, ist außer der der nöthigen Festigkeit, hauptsächlich eine solche Einrichtung, durch welche der Wahnsinnige bei Ausbrüchen seiner Wuth so zu befestigen ist, daß

er zwar einige Bewegungen frei, aber keinen festen Punkt erhält, von dem er seine Kräfte äußern kann. Wollte man einen solchen Unglücklichen so befestigen und knebeln, daß selbst die größte Muskelkraft die Banden nicht überwältigen könnte: so müßte man befürchten, die wirkliche Seelenkrankheit zu vermehren, den Schaden ungerechnet, der aus den unterdrückten und verhinderten Bewegungen für den Körper entstehen würde; obgleich der seltene Fall eintreten kann, wo man einen Unglücklichen so befestigen muß, daß er wenig oder keine Bewegung machen kann. Ich glaube, der Fall, wo der Wahnsinnige seine Kraft an Außendingen zu verarbeiten sucht, ist mit den Konvulsionen der Epileptischen ganz analog. Hält man einen Epileptischen so fest, daß in den Extremitäten keine Konvulsionen entstehen können: so konzentriren sich diese mehr auf die innern nur unwillkührlicher Bewegungen fähigen Theile, vorzüglich auf den Sitz der Krankheit, das Gehirne. Der Kranke schäumt dann mehr, die Konvulsionen der Eingeweide sind stärker, das Bewußtseyn kehrt später zurück und er fühlt sich matter; mit einem Worte, was die Krankheit an Extension verlor, gewann sie an Stärke. — Derselbe Fall ist es mit dem Wahnsinnigen; man darf ihn blos hindern, sich und andern zu schaden, seine Kraftäußerungen aber nicht ganz unterdrücken. Das beste Mittel, dieses zu erlangen, würde eine schwebende Lage seyn. Da aber diese selten bewerkstelligt werden kann: so sucht man es durch einen Stuhl zu erreichen.

Ein solcher Stuhl muß höher, als ein gewöhnlicher und zwar so hoch seyn, daß der Kranke mit den Füßen den Boden nicht erreichen kann. Das Sitzbret muß länger als gewöhnlich seyn. Die Rücklehne kann man beweglich machen lassen; nur sehe man dahin, daß man sie auch im Anfalle der Wuth hinlänglich befestigen könne; auch muß man die oben beschriebene Vorrichtung für das Nachtgeschirr anbringen. An dem untern Theile der Rücklehne wird ein breiter lederner Gurt, wie ein Reitgurt, angebracht, um den Kranken auch zur Zeit der Ruhe befestigen zu können. Auf gleiche Weise werden Gurten für das Achselgelenke, zwei für den Ellenbogen — eins über und das andere unter das Gelenke — und ein breiter für das Handgelenke, angebracht. Die Schenkel werden mit zwei Gurten an den Knieen, und einem unter den Waden befestigt. Diese Gurten müssen hinlänglich breit, gut gefüttert und mit genugsamen Löchern durchstochen seyn, um sie eng genug schnallen zu können. Am besten bringt man sie an der innern Seite der Armlehnen und der Vorderfüße an, damit der Wüthige, wenn er damit gefesselt wird, nicht die Armlehnen und Beine als Stützpunkte benutzen kann. Denn auf diese Weise sind die Gurte zu schwach, als daß er sich an ihnen anhalten, andern theils aber zu stark, um sie zerreißen zu können.

Die Backenlehnen eines solchen Zwangstuhls dürfen blos durch Zapfen eingesetzt seyn, um sie bei jedem Anfalle wegnehmen zu können, damit der Wü-

thige sich daran nicht beschädige. So muß das Obertheil der Rücklehne auch gut gefüttert seyn, damit sich der Kranke nicht durch Schlagen den Kopf beschädigen könne.

Jeder Wahnsinnige muß auch außer dem Paroxysmus wenigstens an einen Schenkel und Arm befestigt seyn, damit man bei schnell eintretenden Anfällen sich seiner leicht versichern könne. So bald der Anfall kommt, nimmt man ihm den Fußschemmel weg, den man ihm außer dem Anfalle untersetzt, die Gurten werden gleich zugezogen, und auf diese Art, da der Kranke weder auftreten noch einen Arm oder Schenkel steif machen kann, wird es ihm unmöglich, seine völlige Kraft zu äußern; denn er ist von jedem festen Punkte, auf den er sich stützen könnte, entfernt. Den Stuhl muß man noch durch Schrauben an dem Fußboden befestigen können, damit ihn der Rasende nicht umwerfen könne. Um ihn zu hindern, auch etwas fest anzufassen, stecke man ihm die Hände in dicke mit Wolle gefütterte Handschuhe, die wie Blochhandschuhe, blos mit einem Finger für den Daumen, gemacht sind.

Durch die doppelen Bänder am Ellenbogen und Kugelgelenke bewirkt man, daß die Kraft des Oberarms und Oberschenkels hier gebrochen und gleichsam vernichtet wird, und weder Hand noch Fuß mit Nachdruck gebraucht werden kann. Die Gurten an diesen Gelenken müssen aber noch fester, als die andern angezogen werden.

Männliche Rasende setzt man ohne Beinkleider

in diesen Stuhl und zieht ihnen einen Schlafrock oder Kittel an, der hinten zugebunden wird.

In Ermangelung eines solchen Zwangstuhls kann man sich eines gewöhnlichen Armstuhls bedienen, längst dessen Vorder- und Hinterbeinen zwei dicke Balken befestigt werden, um ihn genugsam zu erhöhen. Die Riemen muß man dann auf die für jeden Fall schicklichste Art anzubringen suchen.

Noch hat zum Behuf der Kranken Herr Nivert zu Paris folgenden Tisch erfunden. Der Tisch, der zugleich ein Nacht- Spiel- und Schreib - Tisch ist, und zum Ofen dienen kann, ist nicht größer, als ein Quadrillentisch. Man kann die ganze Nacht ohne Gefahr Feuer darin erhalten und in kurzer Zeit drei Maas Getränk warm oder kochend haben. Eine andere Bequemlichkeit ist diese, daß die Füße der davor sitzenden Personen immer warm und trocken bleiben. Durch ein einziges Schloß kann alles, auch die zu Wäsche, Schwämmen, Lampen, Schreibzeug u. s. w. angebrachten Behälter, verschlossen werden. S. w. Jacobsons technologisches Wörterbuch. VI. Theil.

Wenn ich hier der Fußbetten und Schweben erwähne: so ist es meine Absicht nicht, eine vollständige Abhandlung, die dem Wundarzte genügt, zu liefern, sondern nur ihren Nutzen, den sie entfernt als Bequemlichkeit den Kranken leisten, zu erwähnen. Sie empfehlen sich dadurch, daß sie die Muskeln und Spannung erschlaffen bei Fußgeschwüren, dem Rothlaufe und andern Entzündungen, bei Podagra

und wassersüchtigen Geschwülsten, vorzüglich aber nach überstandenen Krankheiten und Knochenbrüchen, wo man die Füße nicht hängen lassen darf, ohne zu befürchten, daß Schmerz, Spannung und Geschwulst sich vermehren.

Die gewöhnlichen Fußschemmel oder Hütschen sind für Kranke weniger zu empfehlen, da der kranke Fuß beim Stehen auf denselben mehr angestrengt wird, das Liegen des Fußes auf denselben aber unbequem und schädlich ist, weil er dann hohl liegt. Statt dieser Fußschemmel bediene man sich lieber der oben beschriebenen Fußbank, da sie alle Erfordernisse erfüllt, ohne mit den Nachtheilen der gewöhnlichen Schemmel verbunden zu seyn. Verlangt man aber eine Fußbank, die bei einem vortheilhaften Aeußern die Form der gewöhnlichen hat, und doch in die jetzt erwähnte verändert werden kann: so kann man im Leipz. Intellig.-Blatte 1779 S. 375 darüber Folgendes finden: Es ist nämlich im Intelligenz-Comptoir ein Fußschemmel zu sehen, welcher auf die Art eines Feldstuhls zusammengelegt werden, aber auch mittelst doppelten Gewindes, wie bei Pulpaten geschieht, so eingerichtet werden kann, daß man einen kranken Fuß nach Erforderniß der Umstände, von vorn oder von hinten, hoch oder niedrig, in die gemächlichste Lage bringen und diese ohne Umstände verändern kann.

Mit Nutzen kann man sich auch bei Krankheiten der Extremitäten derjenigen Fußbetten bedienen, die sonst nur bei schweren Knochenbrüchen gebraucht

werden. Unter die ersten dieser Art zählt man das von dem Wiener Wundarzt Posch angegebene Fußbett *). Ich habe diese Maschine so einzurichten gesucht, daß der Kranke sich leicht aus dem Bette auf einen Stuhl setzen kann, ohne daß er das Bein aus der Maschine zu nehmen braucht. Es geschieht dieses durch Hülfe eines der Maschine untergelegten und mit einem Zapfen versehenen Bretes, auf welchem sich die Maschine sehr leicht drehen läßt.

Die Wundärzte gebrauchen noch eine Art von hängenden oder schwebenden Fußbetten, den eigentlichen Fußschweben. Sie suchen dadurch jede Gewalt, die auf den kranken Fuß einwirken könnte, zu schwächen, dem Kranken selbst aber jede Bewegung, ohne den mindesten Einfluß auf denselben zu erleichtern.

Der erste, der auf den Gedanken kam, das Fußbett schwebend zu machen, war der Hofrath Löffler **). Er ließ über zwei Rollen, von denen jede vier Zoll im Durchschnitt ist, und welche in der Decke des Zimmers befestigt sind, Schnuren oder Leinen laufen, an denen das Fußbett, das nach der Länge des Fußes ausgehöhlt war und mit Compressen ausgefüttert wurde, hieng. Ihm folgte Thaden bei seinem Bettstuhle, der aber die Fußschwebe nicht an der Decke, sondern an einen Arm

---

*) Karl Posch Beschreibung einer neuen Maschine, das Fußbett genannt. Wien 1774 mit K.

**) Löffler Beiträge zur Arzneikunde, 2ter Theil.

des Lehnstuhls befestigte. Der Leibchirurgus Prael in Hildesheim veränderte die Löfflerschen noch dahin, daß die Schwebe nicht blos in Leinen, sondern unten in Gliederketten hängt, vermittelst welcher der Schwebe die nöthige Länge leichter und weniger erschütternd, als durch Leinen allein, gegeben werden kann. Prael's Fußschwebe mit Zubehör kostet 1 rth. 16 gr. *).

Neuerdings hat Hr. Hofrath Faust zu Bückeburg, dieser für das Gesundheitswohl so unermüdet eifrige Arzt, seine Fußschwebe bekannt gemacht. Die Idee, die ihn wahrscheinlich leitete, begriff die Aufgabe die Schwerkraft jedes einzelnen Schenkels so mit der Federkraft in Verhältniß zu setzen, daß der kranke Schenkel dadurch in der für ihn gemächlichsten Lage schwebend erhalten würde. Ein Fußbett, das Löfflersche oder Braunsche **), wird durch Leinen an eine Stahlfeder geknüpft, die durch einen Kloben in die Decke geschraubt wird. Der Schenkel soll also durch seine eigene Schwere der Federkraft des Stahls so widerstehen, daß er nur in der Distanz von dem Bette entfernt wird, die für die Lage des Körpers die schicklichste ist. Denn in jeder veränderten Lage des Körpers und mit derselben ver-

---

*) Siehe Arnemanns Magazin für die Wundarzneikunst, 3ter B. 2tes Stück, und Loders Journal 4ten B. 3tes Stück.

**) Metzler Beschreibung der Braunschen Maschine. Ulm 1800 mit K. 8 gr.

ändertem Schwerpunkt des Körpers muß nothwendig die der einzelnen Theile auch verändert werden.

Die Maschine selbst ist nach Hrn. Leibarzt Dosmaiers Beschreibung folgende. In der Decke des Zimmers wird ein Haken befestigt, und an denselben ein elastischer eiserner Bogen vermittelst eines in seiner Mitte angebrachten Ringes, aufgehangen. Von einem Ende des Bogens zum andern ist eine starke Saite ausgespannt, welche als Sehne wirkt; an ihrer Mitte sind Schleifen befestigt, worin die, wie die Schnuren einer Wagschaale, abwärts divergirend laufenden Stricke mit einem Haken eingehakt werden, und ein Bret schwebend erhalten, das $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge und einen halben Fuß Breite hat. In der Mitte des Bretes befinden sich der Länge nach sechs Löcher, in welche eben so viel hölzerne Nägel passen, die nach Art der Wirbel an Saiten-Instrumenten gemacht sind. An jeden derselben sind zwei Schnuren befestigt, welche an den beiden entgegengesetzten Seiten des Bretes herunter hängen, um hieran ein weißes dickes Tuch, worin das Bein gelegt wird, aufzuhängen. Die Wirbel bringen auch dieselbe Wirkung hervor, wie bei musikalischen Instumenten, d. h. sie verkürzen oder verlängern durchs Drehen die Schnuren.

Statt des einzigen angeführten Stück Tuchs, kann man an die Schnuren verschiedene Gurten hängen, deren einer den Fuß, die übrigen aber das Bein unterstützen. Diese Einrichtung verursacht die Bequemlichkeit, daß, nachdem die eine oder die an-

dere Gurte abgenommen ist, eine etwanige äußere Wunde leicht untersucht und verbunden werden kann.

Die Gurten sind gleichfalls von weißem baumwollenem stark gestricktem Tuche gemacht, das 4 — 5 Zoll Breite und be nahe einen Fuß Länge hat. Da nun das Bret, woran das Tuch oder die Gurten aufgehangen sind, in beiden Richtungen, sowohl der Länge als Breite nach, von der horizontalen Lage leicht verrückt wird: so kann das Bein verschiedene Bewegungen ohne Nachtheil machen, denn es bleibt sowohl bei einer Seitenlage, als auch unter einem verschiedenen Winkel des Kniegelenkes gleichmäßig unterstützt. Es entsteht hier blos der Einwurf, daß wenn der Kranke im Bette liegt, kein Spielraum für die Bewegung von unten nach oben bleibt, oder die Vorrichtung müßte so hoch über die Oberfläche des Bettes angebracht seyn, daß zwar alsdann das Bein sich bewegen könnte, aber die liegende Lage für den Kranken desto unbequemer ausfiel. In solchen Fällen hingegen, wo der Kranke im Stuhle sitzen kann, wie bei Podagra, Geschwüren, Wassersuchten und kaltem Brande muß sie vorzüglich angenehm und anwendbar seyn.

Ich hege zu viel Achtung für die Erfindung und den Erfinder selbst, um einen Augenblick anzustehen, einige Bemerkungen über seine Maschine zu machen. Meine Offenheit wird ihn überzeugen, daß ich mit ihm nur einen Endzwek habe — Menschenelend zu mindern.

Es muß zwischen der Kraft, die auf einen elastischen Körper wirken soll, und der Federkraft selbst ein gewisses bestimmtes Verhältniß seyn, wenn wirklich Ausdehnung und Zusammenziehung statt finden soll. Nun kann aber Hr. Faust die Stahlfeder nur von bestimmter Federkraft machen lassen, wenn er auch mehrere, vielleicht vier bis sechs verschiedene Maasstäbe der Stärke als Norm angenommen hätte; die Schwere des kranken Gliedes aber kann er vorher nicht wissen, und es wird auch so leicht keinem Käufer seiner Maschine einfallen, ihm auch nur ein ungefähres Maas der Schwere seines Schenkels zu geben, um darnach die Feder einrichten zu lassen: es müssen also gegen den dritten seltnern Fall, daß die Feder für den kranken Fuß paßt, zwei andere Fälle viel häufiger seyn, nämlich daß das Bein für die Feder zu leicht oder zu schwer sey. Im ersten Falle konnte man noch durch angehängte Gewichte verhüten, daß das Bein zu hoch geschoben würde; aber im zweiten, wo das Glied die Feder vielleicht so zusammen zöge, daß es nicht mehr schwebend erhalten würde, könnte man der Sache nur durch Verkürzung der Schnuren abhelfen, woraus aber vorzüglich für einen liegenden Kranken wieder viele Ungemächlichkeiten entstehen müßten. Wundärzte müßten also stets mehrere Federn von verschiedenem Kaliber haben; nur Schade, daß keine britische Freigebigkeit sie dazu in den Stand setzt.

Hr. Faust ist zugleich darauf bedacht gewesen,

den Kranken von den brennenden Schmerzen der Ferse, die durch das lange Liegen verursacht werden, zu befreien. Nach dem Kupfer, durch das ich mir eine anschauliche Kenntniß seiner Maschine verschafft habe, sucht er dieses dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Ferse außerhalb der Schwebe frei hängen läßt, und dafür einen Gurt zur Unterstützung des Fußes angebracht hat. Könnte dadurch wirklich die Absicht erreicht werden: so würde ich diese einzige Angabe seinen übrigen Erfindungen gleich schätzen. Allein nach den Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit hatte, schreibt sich dieser Schmerz der Ferse nicht blos von dem steten Aufliegen derselben, sondern auch von dem oft unnöthiger Weise zu festen Verbande her, und wird durch eine bequeme Bandage sicherer, als durch alle Maschinen gehoben. Ist der Bruch gesplittert: so bleibt ein gut gestopftes Moos, oder Roßhaarenkissen das beste Mittel gegen jenen peinigenden Schmerz, und bei schweren Brüchen leistet es mit einer momentanen Seitenlage des kranken Gliedes oft alles, was zur Stillung des Schmerzes nöthig ist. Denn zu befürchten ist es immer, daß durch jene freie Lage der Ferse, wenn auch gleich das Fußblatt unterstützt wird, die Achillessehne den Druck des Verbandes desto mehr empfinden werde, je flacher sie unter der Haut liegt und je weniger sie mit einem Fettpolster versehen ist. In die Fußschwebe muß noch ein Federn- oder Roßhaarenkissen eingelegt werden, weil sonst die Gurten zu sehr auf die Wade und Sehne drücken. Die ein-

zelnen Gurten müssen an ihren beiden schmalen Seiten mit eingenähtem Drath oder Fischbein gesteift und an dieses metallene Ringe genäht werden, weil sonst durch den Gebrauch die Gurte ungleich angezogen werden, und daher dem Fuße keine gleiche Lage gewähren.

Die Fußschweben sind vorzüglich Kranken zu empfehlen, die an Podagra und Fußgeschwüren leiden. Es ist bekannt, daß den Podagristen oft die entferntesten und leisesten Bewegungen die heftigsten Schmerzen erregen. Diese können sich durch eine Fußschwebe dafür ganz sicher stellen, da kein Körper übrig bleibt, die Bewegungen bis zum schwebenden Körper fortzupflanzen. Aus diesem Grunde achte ich die Praelsche und Faustische Vorrichtung für vorzüglicher, als die Thadensche, da bei dieser die Verbindung der Schraube mit dem Stuhle noch zu nahe ist.

Eilftes Kapitel.

Von der besten Stellung der Betten und Krankenstühle.

Der Zwek, den man hat, dem Kranken durch ein gutes Bett Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, wird oft blos durch die schlechte Stellung des Bettes vereitelt. Man glaubt gewöhnlich, jeder Ort, der die Länge und Breite hat, ein Bett zu fassen, sey auch der schicklichste; und man sieht nicht an, den Kranken in einen dumpfen Alkoven oder an den heißen Ofen, auch wohl in den Zug zwischen zwei Thüren zu legen, oder das Bett so zu stellen, daß ihm die Mittags-Sonne auf den Scheitel brennt. Freilich herrscht ein mächtiges Vorurtheil bei den Kranken selbst, der diese Lage für die beste hält — der gemeine Mann glaubt nämlich, und diesem gemeinen Glauben folgen auch viele Vornehme — daß Wärme die Universalmedicin aller Krankheiten sey — ihn soll die allbelebende Sonne, an deren Strahlen er sich sonst erquickt, auch auf seinem Krankenlager bescheinen, und kein Schirm soll ihm die Ofenwärme auffangen; aber er bedenkt nicht,

nicht, daß es ein Unterschied sey, sich zu erwärmen, oder einen einzelnen Theil zu erhitzen und zu braten, und daß der Wärmegrad, der für ihn in gesunden Tagen erquickend war, jetzt für ihn unbedingt schädlich seyn kann. Kaum tritt daher der erste Fieberfrost ein: als schon der Großvaterstuhl an den glühenden Ofen geschoben wird; die Füße stehen unter dem Ofen, und zwischen dem Gesichte und der Flamme ist nur die glühende Ofenplatte; und dieser Gewohnheit gemäß wird nun auch in den schwersten Krankheiten das Bette gestellt.

Oft aber geschieht dieses nicht blos aus Mangel an Einsicht und aus Eigensinn; oft zwingt die eiserne Nothwendigkeit den armen Kranken, in dieser Lage auszuhalten, und der Mangel an Gelaß ist die einzige Ursache dieser Unbequemlichkeit. Man denke sich die ärmliche Stube eines Webers; die zwei Seitenwände nehmen am Fester große Webersstühle ein, zwischen welchen der schmale Raum mit Spulrädern ausgefüllt wird; im Hintergrunde der Ofen; neben diesem die Küchthüre; die Ecke zwischen ihr und der Stubenthüre nimmt der Familientisch ein. Befällt nun jemanden aus der Familie eine Krankheit, die ein geheiztes Zimmer erfordert: so wird der Kranke wegen Mangel an heizbaren Kammern in die Ecke gelegt, die sonst der Tisch einnahm; im Gesichte glüht ihm nun die Ofenhitze, die nur durch den Zug von zwei oft geöffneten Thüren gemildert wird. Ich kann zwar nicht glauben, daß jeine Anweisung, sich in Krankheiten vernünftig zu

halten, in solchen Hütten gelesen werden sollte: aber für desto räthlicher halte ich es, hier alles zu sagen, was man in solchen Fällen thun muß; da leider selbst Personen, von denen man es nicht glauben sollte, als Aerzte und Prediger, wenig oder keinen Sinn für solche Sachen haben, welches doch die einzigen sind, durch die man wirken kann.

Die erste Regel, die in Absicht der Stellung des Bettes befolgt werden muß, ist, daß man dasselbe so stelle, daß man wenigstens von beiden Seiten beikommen kann, und daß die hintere Seite wenigstens einen Fuß von der Wand absteht.

Zur Befolgung dieser Regel rathen die sonst unvermeidliche Unbequemlichkeit und öftere Unmöglichkeit, dem Kranken auf einer Seite so gut, als auf der andern beizustehen. Schwer darnieder liegende Kranke, und solche, denen eine Seite gelähmt ist, können sich selten die gemächlichste Lage selber geben, und bedürfen dazu der Hülfe der Wärter. Kann dieses nicht von beiden Seiten gleich gut geschehen: so verliert der Kranke viel von seiner Ruhe und Bequemlichkeit, und der Wärter kann sich durch ungeschicktes Heben leicht Schaden thun. Sehr oft ist der Kranke auch so schwer, daß zwei Personen nöthig sind, um ihn in die gewünschte Lage zu heben, und zu wenden. Steht das Bette nun nicht frei: so wird derselbe mehr geschleift, als gehoben, wobei sein ganzes Lager in Unordnung geräth.

Dieselbe Nothwendigkeit tritt ein, wenn man

den Kranken aus seinem Bette wo anders hinbringen will. Steht das Bette nicht frei: so kann es nicht anders geschehen, als daß der zweite Wärter, der den Kranken am Kreuze und Schenkeln gefaßt hat, sich selbst im Wege ist, wenn er ihn wieder niederlegen will, zumal wenn kein Platz zum Weichen und Wanken da ist. Steht das Bett aber frei, und will oder kann man den Kranken nicht nach den Vorschlägen, die ich weiter unten thun werde, herausheben: so tritt der zweite Wärter, während der erste ihn unter den Achseln faßt, so, daß er ihn vor sich hat, an die hintere Seite des Bettes, und bringt einen Arm unter das Kreuz, während er mit dem andern die Schenkel umfaßt. Indem der obenstehende nun den Kranken hebt: so dreht er sich um das Fußende herum, und der Kranke kann auf diese Art leicht und mit Bequemlichkeit fortgeschafft werden.

Bei Befolgung dieser Regel muß man vorzüglich darauf Rücksicht nehmen, daß manche Leute lieber auf der einen Seite, als auf der andern liegen, und oft den Schlaf finden, wenn sie nur einige Minuten ruhig auf dieser Seite liegen können. Man forsche deswegen bei jedem Kranken nach dieser Gewohnheit, und stelle das Bett so, daß die Seite, auf der er gern liegt, die hintere werde, damit er, wenn er schlafen will, durch nichts gestört werde. In manchen Fällen aber leidet diese Regel noch eine Ausnahme. Es sind die Fälle, wo Kranke wegen Schmerzen im Leibe, hauptsächlich wes

gen Lungen- uud Leberentzündung, nur auf einer gewissen Seite, die oft die entgegengesetzte der gewohnten ist, liegen und schlafen können. In diesem Falle muß man die Stellung des Bettes den Umständen gemäß verändern. Jedermann wird einsehen, wie viel durch Berücksichtigung dieser zwei Umstände dem Kranken Klagen und Verdruß über Schlaflosigkeit, die kein Opium besiegen kann, und die ihm mehr Kräfte, als die Krankheit selbst, raubt, könne erspart werden.

Das Abrücken des Bettes hat aber noch einen großen direkten Einfluß auf die Heilung der Krankheit selbst — es verhütet die Erkältung, der sich die Wiedergenesenden am häufigsten aussetzen, und die ihnen am schädlichsten ist. Häufig sind die Wände feucht und schlagen aus; alle aber, selbst in geheizten Zimmern, sind kälter, als die Temperatur der Luft. Man sucht sich davor zu hüten, indem man alte Kleider und Tücher vorstopft, auch wohl Thüren zwischen die Wand und das Bett stellt, welches letztere auch in der That noch das beste ist; da hingegen die wollenen und leinenen Tücher geradezu schädlich, ja noch schädlicher, als die Wand selbst, sind, indem sie die Nässe einsaugen und festhalten, die sonst durch die Stubenwärme verflüchtigt worden wäre. Wenn aber auch keine nassen Wände da sind: so erkältet sich doch der Kranke im Wiedergenesungszustande am öftersten dadurch, wenn er sich mit dem Rücken an die Wand gelehnt, im Bette aufsetzt. Daß er bekleidet ist, hilft ihm nichts: denn wenn er

auch wirklich keine Kälte von der Wand verspüren sollte: so muß ihn doch die Wand als der kältere Körper einen Theil seines eignen Wärmestoffs entziehen. Am besten sichert man also den Kranken davor, indem man ihm die Gelegenheit dazu abschneidet.

Auch die Reinheit der Luft wird dadurch befördert. Steht das Bett an der Wand: so ist es schwieriger, das daneben herabfallende Stroh, Auswurf und Unrath wegzufegen. Die Nachlässigkeit findet zwar noch einen Trost darin, daß es ja niemand gewahr werde; aber dieser Kehrichthaufen wird bald eine Kloake, die desto häufiger ihre pestilenzialischen Dünste entwickelt, je mehr modrige Feuchtigkeiten der Wände, vielleicht auch die eiterhaften Auswürfe der Lungensüchtigen, dazu Gelegenheit geben. Auf diese Art kann so ein Kehrichthaufen nicht allein ein Nest von allem Ungeziefer, sondern sogar die Quelle ansteckender Seuchen werden; die desto gewisser verbreitet werden, je später man ihn wegfegen läßt.

Die zweite Regel ist: das Bette so zu stellen, daß der Kranke nicht auf einer Seite mehr Licht habe, als auf der andern, am wenigsten, daß ihm die Sonne in das Gesicht scheinen könne.

Diese Regel wird am besten befolgt, wenn das Bette so steht, daß das Kopfende desselben das Fenster hinter sich hat; doch muß es etwas abstehen, damit die Kälte oder der Zug den Kranken nicht leicht treffen könne. Wenn es möglich ist, so sey

das Fenster nicht auf der Seite, auf der der Kranke im Schlafe liegt, oder man verhänge es sorgfältig. So müssen auch, wenn auf verschiedenen Seiten des Zimmers Fenster sind, die auf der entgegengesetzten Seite sorgfältig verhängt werden. Bei kleinen Kindern, die gern übersichtig werden, wenn sie das Licht hinter sich haben, und deren Betten gleichwohl so niedrig sind, daß es mit voller Macht in dasselbe fällt, stelle man lieber einen hohen Schirm zwischen das Fenster und das Bette.

Was von Tag- Sonnen- und Mondlicht gilt, das gilt auch von dem Nachtlichte. Wer es veranstalten kann, der brenne es, wo möglich, in einem andern daran stoßenden Zimmer. Wo dieses aber nicht angehet, da setze man das Nachtlicht in einen Topf, der so hoch ist, daß die Flamme noch innerhalb desselben ist, und stelle ihn in eine Ecke, daß der Schein des Lichtes nur an der Decke zu sehen ist. Wenn der Kranke schläft: so ist das Nachtlicht für ihn nicht allein entbehrlich, sondern verhindert ihn vielleicht auch noch am Schlafe. Wacht er aber, und gewährt es ihm Unterhaltung, das Licht zu sehen: so kann man ihm ein helleres an einen für ihn beliebigen Ort stellen. Den Ungewohnten inkommodirt das Nachtlicht immer, und ein düsteres giebt dem Zimmer ein grauenhaftes Ansehen.

Das Auge ist bei langwierigen Krankheiten, hauptsächlich in Nervenfiebern, zumal wenn dabei das Gehör geschwächt ist, das reizbarste Organ; weshalb man große Ursache hat, es vor dem Lichte

zu schonen, weil ein helles Licht, besonders wenn es plötzlich ins Auge fällt, einen heftigen und nachtheiligen Eindruck auf den Körper machen kann.

Dritte Regel. Das Bette sey so gestellt, daß der Kranke eben so weit vom heißen Ofen, als der Thüre, und außer Gefahr sey, von der Zugluft getroffen zu werden.

Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit dieser Regel wird jedermann überzeugt seyn; allein sie ist auch am schwersten zu befolgen, und der Kranke, der seine Krankheit in einer solchen Arbeitsstube, von der ich oben ein Gemälde entworfen habe, und dessen Original aller Orten zu finden seyn wird, dulden muß, ist sehr bedauernswerth.

Doch da es nicht darauf ankömmt, Regeln zu geben, vielmehr lieber Mittel und Wege zu zeigen, wie man ihren Endzwek erreichen kann: so will ich einige Vorschläge thun, durch die man, wenn auch die Regel nicht streng statt findet, doch zum Zwecke kommen kann.

Erfordert es die Noth, den Kranken zwischen zwei gegenüberstehende Thüren, wie z. B. in der oben beschriebenen Stube, zu legen: so opfere man gern seine Gemächlichkeit der Gesundheit desselben, gebrauche blos eine Thür, und verschließe die andere, wodurch man auch Platz für sich und den Kranken gewinnt.

Am besten verschließt man die Thüre am Hauptе des Kranken, weil der Zug von daher am ersten das Gesicht und die leicht bedeckte Brust trifft, und hier am leichtesten den Schweiß unterdrücken kann. In dem angenommenen Falle also verschließe man die Stubenthüre, und gehe blos durch die andere. An das Bettende stelle man einen Schirm, um Zugluft von der Thüre und die Hitze des Ofens abzuhalten. Der Schirm muß aber gleich am Fußende des Bettes stehen; denn ein abstehender, vielleicht an den Ofen gesetzter Schirm schadet doppelt, erstlich, weil er die Zugluft nicht hindert, den Kranken zu treffen, und zweitens, weil der Kranke, da der Schirm doch zuweilen verrückt oder weggenommen wird, dann die Ofenhitze, die er vorher weniger bemerkte, nun desto stärker fühlt.

Der Kranke kann aber auch von der kalten Luft getroffen werden, wenn in andern Fällen die Thüren sich nach dem Bette zu öffnen. Ein Vorhang an der Thür hilft wenig oder nichts; besser thut man, wenn man noch eine Thüre von Tuch an den innern Thürpfosten anhängt, so, daß sich diese auf die von dem Kranken abgewandte Seite öffnen muß. Jeder Kommende muß also zwei Thüren passiren, und der Luftstoß erhält dadurch eine ganz andere Richtung.

Die französischen oder Himmelbetten können in solchen Fällen mit Nutzen gebraucht werden, um den

Zug von dem Kranken abzuhalten, ob sich gleich gegen ihren allgemeinen Gebrauch sehr viel sagen läßt, da sie die Atmosphäre zunächst um den Kranken zu sehr erhitzen, und der Erneuerung der Luft hinderlich sind. Beides könnte man vermeiden, wenn man sich mit blosen Vorhängen um das Bett begnügte und den Himmel wegließe.

Zwölftes Kapitel.

Von der Lage der Kranken und Hülfe bei der Leibesöffnung.

Die mehresten Aerzte glauben alles gethan zu haben, wenn sie gegen eines oder das andere hervorstechende Symptom der Krankheit noch ein besonderes Mittel verordnet und das Röthige wegen der Diät regulirt haben; und ihrer Flüchtigkeit entgehen manche gering scheinende Dinge, die aber oft von der größten Wichtigkeit bei der Heilung sind; oder sie überlassen solche als Nebensache klügelnden Barbirern oder unwissenden Wärterinnen. Es ist dann kein Wunder, wenn auch bei der richtigsten Erkenntniß der Krankheit und den gewähltesten Mitteln die Heilung den erwünschten Fortgang nicht hat.

Am deutlichsten fallen die Folgen dieser Nachlässigkeit bei der nach Verschiedenheit der Krankheit zu veränderten Lage des Kranken in die Augen. Ich will zwar glauben, daß es auch jedem Wundarzte bekannt sey, daß ein Kranker, der an einem einges

sperrten Bruche liegt, eine ganz andere Lage einnehmen müsse, als der, dem die Leber entzündet ist; allein nur zu oft sieht man gegen heftige Schmerzen ein Opiat verordnen, wo eine Seiten- oder Rückenlage das beste Beruhigungsmittel seyn würde, und die Apotheke da zur Hülfe nehmen, wo ein wenig mehr Aufmerksamkeit dem Arzt größere Aufschlüsse geben würde, als das dickste Receptlexicon.

Das Bett ist der heilige Zufluchtsort aller Kranken. Die Natur selbst treibt ihn dazu, eine Lage zu wählen, wo die Muskeln den Körper nicht zu tragen brauchen, und wo er den ermatteten Gliedern die Lage geben kann, die für sie die bequemste ist. Aber nichts desto weniger giebt es Krankheiten, zu deren Heilung ganz verschiedene Lagen erfordert werden, wenn wir anders nicht selbst die Heilung verzögern und die Schmerzen und das Uebelseyn vermehren wollen. Wir würden keine Anweisung dazu brauchen, wie wir die verschiedenen Lagen in Krankheiten einrichten sollen, wenn wir aufmerksam der Stimme der Natur folgten, und wenn nicht die einmal gewohnte Lage in gesunden Tagen die bessere in Krankheiten verdrängte. Zwar nöthigt der Schmerz oft den Kranken, auch die ungewohnteste Lage behaglich zu finden; aber nicht in allen Fällen tritt dieses Gefühl ein, und da, wo es fehlt, ist es eben am nothwendigsten, sehr genau die Lage des Kranken zu berücksichtigen. Wer in gesunden Tagen gewohnt ist, in einer ganz horizontalen Lage zu schlafen, den wird die Beängstigung und das Sticken

schon lehren, sich bei Engbrüstigkeit und Lungenkrankheiten mit der Brust höher zu legen. Aber es giebt so viele Abstufungen dieser Krankheiten, wo diese Beängstigung und Schmerz nicht eintreten, und eine erhöhte Lage für den Kranken doch heilsamer ist, als eine horizontale. In solchen Fällen soll die Aufmerksamkeit des Arztes das Anzeigen der Natur ersetzen, und der Kranke soll dem Rathe desselben folgen, ohne die empfindlichen Befehle der Natur zu erwarten.

Die allgemeinen Erfordernisse zu einer guten Lage aber sind; daß das Bett zwar weich, aber auch nicht zu leicht einzudrücken sey, und daß es nicht zu viel Hitze mache. Man wird beides durch Entfernung der überflüssigen Flaumenfedern am leichtesten erreichen. Die Gewohnheit aber, in gesunden Tagen mit dem Kopfe hoch oder niedrig zu liegen, muß in Krankheiten nach den Umständen verändert werden.

Das Hochliegen, wohin auch das Aufsitzen im Bette gehört, ist bei bösen Hälsen, der Bräune, den Lungenkrankheiten, bei Bluthusten und Erbrechen, bei Bauch- und Brustwassersucht und der Lungensucht erforderlich. Ferner erfordern es alle Krankheiten die vom Andrang des Blutes nach dem Kopfe entstehen oder davon unterhalten werden, als Schlagflüsse und Schlafsucht, schwere Verletzungen des Kopfes, Fieber aller Art, besonders wenn sie mit Rasereien oder Düsternheit des Kopfes verbunden sind, heftige Kopf- und Zahnschmerzen, Ent-

zündungen der Augen und Ohren, die Kopf-Rose und heftiges Nasenbluten und Schnupfen. Die erhöhte Lage ist ferner denen nützlich, die zum Alpdrücken und unruhigen Schlafe und Träumen geneigt sind, die angeschwollene Halsdrüsen und Kröpfe haben, endlich fetten Personen und die an Verstopfung der Leber und Eingeweide leiden. Aus eben dem Grunde sollten auch neugebohrne Kinder stets mit dem Kopfe hoch gelegt werden, weil bei einer mehr horizontalen Lage die Leber, die bei ihnen noch das größte Eingeweide ist, zu sehr die Brusthöhle beengt, und das Athmen erschwert.

Das Hochliegen ist das beste Milderungsmittel des Krampf- und Reizhustens. Es ist bekannt daß der Husten, der am Tage nichts weniger, als beschwerlich war, beim Niederlegen auf das heftigste erregt wird; oft wird er schon erregt, wenn man nur die Schenkel in eine horizontale Lage bringt, und läßt sogleich wieder nach, sobald sie herabhängen. Diese Erscheinung läßt sich nur durch das vermehrte Zuströmen des Blutes nach der Lunge erklären; denn es ist bekannt, daß jeder einige Zeit herabhängende Theil des Körpers gegen einen andern liegenden und ruhenden etwas anschwillt, daß folglich mehr Blut in ihm zurückbleibt, und daß dieses Blut für die Cirkulation so gut als nicht da sey. Wenn man nun annimmt, daß durch das Herabhängen der Schenkel 8 Loth Blut außer Cirkulation gesetzt werden: so ist dieses schon so gut, als ein kleines Aderlaß; und muß in allen Krank-

heiten, mit denen irgend ein beschwerlicher Zufall der von Andrang des Blutes herrührt, verknüpft ist, der Charakter der Krankheit mag übrigens seyn welcher er wolle, die gewünschte Hülfe leisten. Aus demselben Grunde ist das Binden der Arme und Schenkel bei Blutflüssen so nützlich, wenn durch das Binden die zurückführenden Adern zusammengedrückt, die zuführenden aber offen gelassen werden, wodurch auch ein großer Theil Blut, der durch den Blutfluß verloren gegangen seyn würde, in den Armen und Schenkeln zurück gehalten wird.

Die Lehrbücher empfehlen fast alle, bei den Blutflüssen der Kindbetterinnen eine horizontale Lage zu beobachten; allein wer noch nicht durch die vorher angeführten Gründe von dem Schaden dieser Lage in dergleichen Krankheiten überführt seyn sollte, dem wird die Erfahrung sagen, daß die Blutflüsse der Wöchnerinnen weit weniger stark sind, wenn die Schenkel herabhängen, als wenn sie mit dem übrigen Körper in horizontaler Lage sind, und daß schon das Liegen der Schenkel den Blutsturtz erweckt.

Die horizontale Lage ist auf jeden Falle in gesunden Tagen der erhöhten nachzusetzen; doch treten Fälle ein, wo sie zur Heilung oder Verminderung einiger Symptome angewandt werden muß. Das Tiefliegen mit dem Kopfe ist bei Ohnmachten anzuwenden, die von großem Blutverlust und Erschöpfung herrühren; bei Ohnmachten aber die von heftigem Andrang des Blutes nach dem Kopfe herrühren, es mag dieses nun von Krämpfen z. B. im

Unterleibe, wie bei Hypochondriſten, oder von Vollblütigkeit und Erhitzung durch Tanzen und Genuß hitziger Getränke entſtanden ſeyn, muß die horizontale Lage vermieden werden, da ſie Schlagflüſſe hervorbringen kann, und die erhöhte Lage iſt ihr vorzuziehen.

Die horizontale Rücken-Lage iſt außer den Ohnmachten von Blutverluſt noch bei verſchiedenen Krankheiten des Rückgraths und des Unterleibes zu empfehlen. Kindern, denen ſich das Rückgrath auf irgend eine Seite krümmt, kann man nicht beſſer, als durch eine lang anhaltende horizontale Rückenlage zur Hülfe kommen. Wichmann ſahe, daß bei Kindern, deren Rückgrath ſchon beträchtlich gekrümmt war, nach einer lang anhaltenden Krankheit, wo ſie wegen Schwäche ſtets auf dem Rücken lagen, die Krümmung ganz war. In einem ſolchen Falle aber muß das Bett blos aus Matratzen beſtehen, die ſich wenig zuſammen drücken laſſen. Eben ſo heilt eine anhaltende horizontale Rückenlage Brüche und Vorfälle des Maſtdarms und der Mutter, und bei eingeklemmten Brüchen darf keine andere, als dieſe gewählt werden, auch zeigt ſie ſich in Steinbeſchwerden als die hülfreichſte. Auch die, welchen der Staar operirt worden iſt, können keine andere, als die Rückenlage, aber mit erhöhtem Haupte wählen. Schädlich aber iſt die horizontale Rückenlage fetten und vollblütigen Perſonen, und denen, die zu Blutflüſſen und häufigen Pollutionen geneigt ſind. Bei Unterdrückung des Harns, die von einem Stein herrührt,

der sich auf die Mündung des Harngangs gelegt hat, verschafft die Rückenlage sogleich Hülfe und Erleichterung.

Die Bauchlage, die ungewöhnlichste von allen, empfiehlt man bei Kolikschmerzen, bei Stickflüssen und Husten, bei Neigung zum Brechen und bösem Wesen der Kinder. Der Grund, warum man sie bei Konvulsionen der Kinder empfiehlt, kann kein anderer, als der seyn, den Unterleib mehr zu erwärmen und zusammen zu drücken, weil aus den Krankheiten desselben die Konvulsionen bei Kindern meist ihren Ursprung nehmen. Den mehresten Nutzen von der Bauchlage werden Schwangere empfinden, die mit Leibschmerzen und Verstopfung des Harns und Stuhlgangs befallen werden. Der Grund dieses Zufalls ist meist nichts anders, als der Druck, den der Muttermund auf die Blase macht. Der Zufall ist nicht selten, und für die Schwangern bedenklich, und veranlaßt gewöhnlich Fehlgeburten. Die Kranken werden in diesem Falle von einem Klystiere und der Bauchlage mehr Nutzen haben, als von dem hier unnützen und schädlichen Erwärmen und Binden des Unterleibes und des gebräuchlichen Chamillenthees und Kaffees.

Wenn man aber die Bauchlage zu lange beibehält: so schadet sie in Schlaflüssen, Schwindel, schwerem Gehör und Augenentzündungen, und verursacht Düsternheit des Kopfes.

Bei der Seitenlage gilt vornehmlich die Regel, sich auf die Seite zu legen, wo der Schmerz am we-

wenigsten gefühlt wird, oder die für den Kranken die behaglichste ist, weil da das schmerzende und entzündete Eingeweide weder hängt, noch gespannt wird, was die Schmerzen vermehrt. Bei Wunden und Geschwüren ist die Lage vorzuziehen, in der das Blut und der Eiter am leichtesten abfließen kann; ingleichen muß sich der Kranke nach der Oeffnung eines Brustgeschwüres oder nach dem Abzapfen des Wassers in der Wassersucht auf die Seite legen, auf welcher die Operation geschehen ist; auch bei großen tiefliegenden Eitersammlungen, von denen man befürchten muß, daß sie sich in den hohlen Leib oder die Brust ergießen, muß man sich auf die Seite legen, auf der sie sich befinden.

Die Lage auf der rechten Seite empfiehlt sich denen, die an der Leber leiden, sie mag entzündet oder verhärtet seyn; und so, wie diese Lage auch bei Steinen in der Gallenblase nützlich ist, so muß sie auch bei der Gelbsucht beobachtet werden. Auf dieser Seite müssen auch die Kranken bei Durchfällen und Ruhren liegen; und Kranke, die ein Klystier bekommen haben, um es länger bei sich zu behalten. Ruhrpatienten können auf dieser Seite eher schlafen: weil in dieser Lage die Därme eher, als in einer andern, den Stuhlgang zurück halten können, der Kranke folglich nicht so oft auf den Stuhl genöthigt wird; auch können die Arzneien in der Zwischenzeit desto eher wirken.

Die Lage auf der linken Seite ist denen zu empfehlen, die an Kolikschmerzen, an verschlagenen

Winden, Verstopfung, Hämorrhoiden und der Hypochondrie leiden. Diese Lage verstattet den Winden und dem Stuhlgang einen freien Abgang. Besonders müssen sich Leute, die mit dem Alpdrücken, Herzklopfen und ängstlichen Träumen behaftet sind, an diese Lage gewöhnen, wenn diese Beschwerden von fehlerhafter Verdauung und zu langsamer Bewegung des Blutes in dem Unterleibe herrühren.

Das Hochliegen ist in den mehresten Krankheiten zu empfehlen, besonders je mehr die Krankheit den Kopf, Hals, Brust und Unterleib einnimmt. Hauptsächlich aber muß man diese Lage bei gewaltsam Verunglückten anwenden, sie mögen nun im Wasser, durch Blitz oder das Erdrosseln ihr Leben verloren haben. Geschwollene Arme und Schenkel dürfen nicht herabhängen, sondern müssen eine gegen den Körper etwas erhöhte Lage bekommen.

Gewöhnlich können Wassersüchtige im Bette nicht lange aushalten, da ihnen durch das Liegen der Athem zu sehr beengt wird; sie suchen sich also durch das Sitzen in einem Lehnstuhle Erleichterung zu verschaffen. Dies Beginnen hat aber einen großen schädlichen Einfluß auf die Kur selbst. Die fortdauernde Ausdünstung, deren Erhaltung in dieser Krankheit so nothwendig ist, wird unterdrückt, und die Füße schwellen von dem Herabhängen mehr an; die ausgespannte Haut erleidet zu viel Druck, platzt auf und wird brandig. Man wende daher lieber bei Wassersüchtigen folgendes Lager an, das dem Kranken die von dem Sitzen erwartete Erleichterung

verschafft, ihn in gleicher Ausdünstung erhält, und keinen Theil, der durch das Sitzen gedrückt und brandig werden kann, beläſtigt.

Man ſetze das Bett nach den oben angegebenen Regeln frei in das Zimmer, lege die Betten ganz ſchräge von oben nach unten, drücke ſie gleichmäßig feſt zuſammen, daß keine Vertiefungen entſtehen, und bedecke ſie mit einer großen dicken Matratze. Auf dieſe Matratze lege man zwei gut gegerbte, weiche, von allen Rändern und Härten geſäuberte Kalbfelle, ſo, daß der Rand des obern Felles auf dem untern Felle, etwa mitten unter die Lenden des Kranken zu liegen kommt. In Ermangelung der Kalbfelle kann man grünes friſches Wachstuch nehmen. Dieſe Zurüſtung bedecke man mit einem feinen Betttuche, und lege den Kranken leicht zugedeckt darauf.

Zur Erhaltung eines guten Lagers iſt Reinlichkeit und leichter Wechſel der durch Ausflüſſe und Materien beſchmuzten und durchnäßten Stücke unumgänglich nöthig. Um die Betttücher nicht öfter wechſeln zu dürfen, und doch dem Kranken leicht ein friſches und reines Tuch unterziehen zu können, verfahre man auf folgende Weiſe: Man lege das Betttuch nicht auf die gewöhnliche Art auf das Bett, daß es von beiden Seiten deſſelben in gleicher Länge herabhängt, ſondern lege es ſo, daß es auf der einen Seite nur der Bettſponde gleich liegt, und laſſe den übrigen größern Theil auf der andern Seite des Bettes herabhängen, ſchlage dieſen Theil in Falten,

und befestige ihn mit einigen Nadelstichen. Will man nun dem Kranken ein frisches Bettuch unterziehen: so wickelt man den noch frisch zusammengeschlagenen Theil des Tuches aus einander, spannt dasselbe von beiden Seiten straff an und zieht, indem einige Personen den Kranken heben, das Tuch unter demselben hin. Der gebrauchte Theil des Tuches wird nun, wie vorher der frische, aufgeschlagen. Will man ein ganz frisches Tuch unterziehen: so nähe man es an die eine Seite des eben unterliegenden Bettlakens fest an, und ziehe dem Kranken die Hälfte des Tuches auf die eben beschriebene Weise unter. Auf diese Art wird man mit weniger Wäsche und ohne große Beschwerden des Kranken, ihm leicht die nöthige Reinlichkeit und Erfrischung des Lagers verschaffen können; besonders aber wird es nützlich seyn, diesen Vorschlag zu befolgen, wenn Fälle eintreten, wo man mehr auf die Ersparung der Wäsche, als der andern nöthigen Hülfsmittel, zu sehen hat, wie dieses bei Krankheiten ganzer Familien und bei Armen oft der Fall seyn kann.

Oft kann aber nur ein Theil des Betttuches ohne große Mühe hervorgezogen werden, und der andere muß liegen bleiben, wie bei Brüchen des Unterschenkels; oder es ist nur nöthig, den kleinern Theil des Betttuches zu wechseln, wie bei Kindbetterinnen, Geschwüren, großen eiternden Wunden und Ruhren. In diesen Fällen schlage man ein Betttuch der Länge nach in einer schicklichen Breite mehrmal zusammen, und lege es auf das gewöhnliche Bett-

tuch an den Ort, wo es nöthig ist, welches man dann nach dem oben gegebenen Vorschlag leicht wegziehen und wechseln kann.

Bei aufgebrochenen wassersüchtigen Schenkeln und großen eiternden Geschwüren, wo man nicht genug Linnen zum Wechsel und der Unterlage hat, befolge man den Rath des verstorbenen Leibarzt Lentin. Man füllt eine den Umständen verhältnißmäßig große Bettzüge, die schon abgenutzt seyn kann, mit Schwämmen und ungekochten krausen Pferdehaaren an, durchnäht sie leicht, wie eine Matratze, und legt sie unter. Man wählt dazu die Abgänge der Kropf- oder Badeschwämme, die man unter dem Namen spongiae in fragmentis fordert. Zu einer etwas großen Matratze wird etwa ein Pfund erforderlich seyn. Die Schwämme werden etwas geklopft, um sie nachgiebiger und weicher zu machen. Sie saugen sehr schnell den Ausfluß ein, und indem sie davon anschwellen, verschaffen sie dem Kranken ein trockenes und weiches Lager. Haben sie sich vollgesogen: so nimmt man sie aus dem Kissen, drückt sie im Wasser aus, und kocht sie noch mit Wasser und Essig zu gleichen Theilen aus. Sie werden dann wieder getrocknet, geklopft, und können sehr lange gebraucht werden.

Von Unterschiebern und Leibschüsseln.

Eine Hauptbeschwerde bei langen Krankenlagern und unbehülflichen Patienten, und die vornehmste Ursache der Unreinlichkeit ist die Vorrichtung des

Stuhlgangs. Nach dem oben angegebenen Bau der Krankenbetten und Stühle wäre die Aufgabe gelöst, und wirklich ein nicht unbedeutender Theil des menschlichen Elends getilgt. So lange es aber Menschen geben wird, die einen Putzschrank für einen nothwendigern Hausrath, als ein Krankenbett halten: so lange werden die Leibschüsseln und Unterschieber als ein ekelhafter Beweis des menschlichen Leichtsinns existiren.

Ich werde von diesen Maschinen keine Beschreibung zu geben brauchen, da sie sattsam bekannt sind; blos eine von ihnen würde es wegen ihres Baues verdienen, wenn sie weniger komplizirt und deswegen brauchbarer wäre. Es ist die Leibschüssel von dem Wundarzt Knoll *); und es ist sehr zu bedauern, daß jeder Schreiner, der sie machen soll, wirklich ein Romodius Knoll selbst seyn muß, wenn er sie nach der Beschreibung verfertigen will.

So lange der Kranke irgend im Stande ist, aufzustehen, ist ihm zu empfehlen, sich eines Kammerstuhls zu bedienen, wenn sein Bett ihm nicht diese Bequemlichkeit erlaubt. Wird er aber daran durch Schwäche und andere Umstände verhindert: so tritt freilich die eiserne Nothwendigkeit ein, sich dieser Geschirre zu bedienen. Es kommt dann darauf an, durch Aufmerksamkeit auf die besondern Umstände des Kranken, die Sache sich und dem Kranken so leicht, als möglich, zu machen.

---

*) Die sehr nützliche oft auch nothwendige Leibschüssel für Kranke von Romod. Knoll. Augsburg 1790. m. 2. K.

Die mehresten Kranken erschweren sich die Sache dadurch, daß sie auf der Leibschüssel sitzen wollen, was bei manchen Umständen, z. B. beim Bruch des Oberschenkels, sehr schwer oder gar nicht zu bewerkstelligen ist. Es geht nur dann leicht, wenn der Kranke im Stande ist, mit Händen und Füßen angestemmt sich zu heben, und die Schüssel so sich unterschieben zu lassen. Wen dieses aber nicht gehet: so suche man den Kranken in eine halbe Seitenlage zu bringen, und ihm so die Leibschüssel unterzuschieben. Sollte aber auch dieses nicht thunlich seyn: so kann man es ihm noch dadurch bequem machen, wenn man ihn einen Schenkel beugen und an sich ziehen läßt, und so die Schüssel unterschiebt.

Wer er weiß, daß diese Sache ein Hauptumstand ist, warum so viele Schenkelbrüche oft schlecht geheilt werden, der wird dieses Detail weder anstößig, noch überflüssig finden.

Die runde Form der gewöhnlichen Leibschüsseln trägt auch viel zu ihrer Unbequemlichkeit bei; weil sie mehr Raum erfordert, auch der Kranke sich mehr heben muß, wenn eine solche bis über ihren gepolsterten Rand ihm untergeschoben werden soll. Ich würde daher die runde Form lieber gegen die ovale vertauschen. Den Stiel würde ich an die schmale Seite anbringen, und die andere schmale Seite mit einem breiten einwärts umgebogenen Rande versehen lassen, damit bei dem Gebrauche nichts ausfliessen könnte, sondern sich unter den Rändern verhielte.

Den Rand der Leibschüssel polstern zu lassen, halte ich nicht für gut; da das Polster mehr Raum erfordert, und das Leder auch die nöthige Sauberkeit des Geschirrs erschwert. Lieber lasse man die Schüssel außen lackiren oder überfirnissen. Das Material dazu wählt man am besten von Eisenblech oder Holz.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Schlaflosigkeit und dem Wundliegen der Kranken.

Schlaflosigkeit, die häufige Plage vieler übrigens gesunder Menschen, befindet sich auch nur zu oft im Gefolge der Krankheiten, vergrößert ihre Quaalen, und führt auch den geduldigsten Kranken dem Mißmuth und der Verzweifelung entgegen. Gern würde mancher die größten körperlichen Leiden gegen einige Stunden Schlaf eintauschen; und der Arzt, der nur zu oft an diesem Symptom seine Kunst vergeblich versucht, und selten dem Kranken bald befriedigende Hülfe verschaffen kann, was würde der nicht darum geben, wenn er stets im Stande wäre, seinen Endzweck zu erreichen! Ich sehe es ein, wie wenig eine Untersuchung über die Ursachen und Vorbeugungsmittel dieses Uebels einer Anleitung zur Krankenpflege, die nur etwas auf Vollständigkeit Anspruch machen will, fehlen darf; aber ich fühle es auch, wie schwierig die Untersuchung dieses oft so verwikkelten Gegenstandes ist; und ich kann nichts thun,

als durch einige Angaben dem Kranken zur aufmerksamen Beobachtung seiner selbst Anleitung zu geben, um durch genauere Angabe der Ursachen den Arzt besser in den Stand setzen zu können, das Uebel zu heben.

Alle Ursachen der Schlaflosigkeit bewirken eine größere und anhaltendere Thätigkeit des Gehirns; hauptsächlich aber tritt dieser Fall bei Leuten ein, die gewohnt sind, viel und anhaltend über eine Sache nachzudenken, und deren Geschäfte sie zu Bette begleiten. Ihre Phantasie wird dadurch so aufgeregt, daß das unbedeutendste Geräusch ihnen ein Bild vor die Augen bringt, welches das Nachdenken erweckt. Gegen diese Angewohnheit ist nichts dienlicher, als entweder sich zu zwingen, nur über einen Gegenstand nachzudenken, und diesen festzuhalten, oder sich bis zum Einschlafen etwas Angenehmes aber Gleichgültiges vorlesen zu lassen. Das Letztere ist eigentlich das wahre Gegenmittel für die Schlaflosigkeit aus dieser Ursache; doch muß der Inhalt des Buchs sehr gewählt seyn, damit er nicht noch mehr das Nachdenken reize. Deswegen vermeide man alle wissenschaftliche Werke, und wähle sich nach seinem Geistesbedürfniß Erzählungen und kurze Anekdoten, und Geschichten, die die Phantasie beschäftigen, ohne das Nachdenken zu erwecken. Oft schlafen Personen am leichtesten ein, wenn sie den Gesprächen anderer zuhören, ohne Theil daran zu nehmen; auch ist ihnen eine angenehme Musik oft diensamer, als Opium, wozu so viele Personen dieser Art ihre Zu-

flucht nehmen. Opium ist überhaupt in dieser Gattung von Schlaflosigkeit nicht anwendbar, zumal wenn es, wie es oft geschieht, ohne Vorwissen des Arztes, und bald vor dem Schlafengehen genommen wird. Hier muß dasselbe erst seiner Natur gemäß, die Lebensgeister in Erregung setzen, und den Schlaf vertreiben, ehe es die Erschlaffung hervorbringt, bei der sich der Schlaf einstellen kann. Will man es dazu aber anwenden: so muß es einige Stunden vor dem Einschlafen geschehen, da dasselbe wenigstens 2 Stunden Zeit braucht, ehe es die zum Schlafen nothwendige Stimmung des Körpers hervorbringen kann; auch muß der Arzt allein die Dosis bestimmen. Gleiche Bewandniß, wie mit dem Opium, hat es mit den übrigen Mitteln, die man gegen die Schlaflosigkeit anräth, und die man auch oft in andern Fällen gebraucht, um den Schlaf zu vertreiben. Sie können beides sehr füglich bewerkstelligen, weil der Schlaf wie schon gesagt die Folge der Erschlaffung ist, die aus der Reizung folgt, die diese Mittel anfänglich bewirken. So kann der Rauchtabak bei denen, die stark daran gewöhnt sind, die Stelle eines Schlaftrunks vertreten, und gleiche Bewandniß hat es mit den Liqueuren, dem Wein, Kaffee, Bischoff und Punsch. Es kommt alles dar, auf an, den rechten Grad zu treffen, und dazu gehört weniger Wissenschaft, als Erfahrung.

Bei Schlaflosigkeit in Fiebern ist nach meinem Erachten die Schwefelsäure in verhältnißmäßig kleinen, aber vor Schlafengehen oft wiederholten Do-

sen ein ganz vorzügliches Mittel. Für Schlaflosigkeit aus Nervenschwäche und sogenannten stillen Krämpfen paßt wohl mehr der Moschus mit dem Bilsenkraut-Extrakt; und nur bei Schlaflosigkeiten, die bei sonstiger Integrität des Körpers von Entziehung gewohnter Einflüsse, als der freien Luft, und Mangel an Bewegung wie bei Beinbrüchen oder wirklichen Krankheiten, die durch Ausleerung schwächen, wie Blutverlust und starke Eiterung, würde ich das Opium als Hauptmittel ansehen, und solches nach Erforderniß in Verbindung der Säure gebrauchen.

Bei langwierigen Krankheiten rührt die Schlaflosigkeit theils von der Entbehrung der freien Luft, dem steten Liegen, dem Mangel an Bewegung und Ermüdung, und dem Schlummer den man sich zuweilen am Tage überläßt, her. Dem Mangel an frischer Luft muß man durch Lüftung des Zimmers abhelfen; was aber nie zu kurz vor dem Einschlafen geschehen darf, weil die schnelle Abkühlung der Luft den Schlaf verscheuchen würde. Ich habe schon oben gesagt, daß die Kranken auch in anderer Hinsicht wohl thun würden, wenn sie so viel, als möglich, außer dem Bette in einem bequemen Stuhl zubrächten; weil dieser sehr viel zur Verhütung der Schlaflosigkeit beitragen würde. Diejenigen aber, die sich weder eine Bewegung machen, noch außer dem Bette sich aufhalten können, müssen sich in den Schlaf wiegen lassen. Denn diese fortgesetzten sachten Schwingungen sind allein im Stande, ohne vorheri-

ge Reizung die angenehme Betäubung, jenen Mittelstand zwischen Schlaf und Wachen, hervorzubringen, die den Schlaf herbei führt.

Auch die Verdauung verdient als Ursache der Schlaflosigkeit berücksichtiget zu werden. Personen, die nach der Mahlzeit Magendrücken, Spannen, Aufstoßen u. d. gl. bekommen, thun nicht wohl, wenn sie sich zu bald nach der Mahlzeit dem Schlaf überlassen wollen. Sie würden nicht einschlafen, vielmehr sich unruhig machen, und den Schlaf für die ganze Nacht entbehren müssen. In diesen Fällen, besonders bei Hypochondristen, die viel Säure im Magen erzeugen, wirkt eine Dosis Magnesia mehr und gewisser, als Opium. Hingegen lehrt die Erfahrung wieder, daß Personen, die zu Sodbrennen, Säure des Magens und Aufstoßen geneigt sind, und sehr schnell verdauen, sich dadurch von der Schlaflosigkeit befreien können, wenn sie kurz vor dem Schlafe ein Stückchen Brod, Zwieback oder Apfel essen. Durch dasselbe Mittel können sie sich wieder in Schlaf bringen, wenn sie daraus geweckt worden sind.

Sind stockende Winde oder verzögerter Stuhlgang die Ursache der Schlaflosigkeit: so ist es besser, diesen erst abzuwarten, oder durch ein Lavement zu befördern, den Winden aber durch einen leichten Pfeffermünzthee oder Pfeffermünzküchelchen Abgang zu verschaffen.

Personen, die ein zartes Gefühl haben, hindert oft ein zu enges Nachtkleid, ein Bette, das zu weich

oder zu hart ist, das eine Falte schlägt oder drückt, am Einschlafen; oder es verursacht ihnen das Nachtlicht, dessen sie in gesunden Tagen nicht gewohnt waren, oder das ihnen in die Augen fällt, schlaflose Nächte. In diesem Falle schützt ein Lager von Matratzen, das nicht erhitzt, und vor Schlafengehen frisch aufgelockert wird, am sichersten vor der Schlaflosigkeit. Wenn das Bette zu warm ist, und man nicht befürchten muß, die Ausdünstung zu unterdrükken, darf man nur die Bettdecke umwenden, so daß die äußere Seite nach innen kommt, um augenblicklich einzuschlafen. Auch ist es nicht gleichgültig, ob Blumen und Parfüms das Zimmer erfüllen, und die Nerven des Kranken aufreizen.

Vom Wundliegen.

Selten wird eine Krankheit von längerer Dauer seyn, ohne daß sich ein brandiges Aufliegen dazu gesellen, und dem Kranken auch die Bequemlichkeit, sich nach Gefallen sein Lager zu wählen, beraubt wird. Um dieses Aufliegen zu verhüten, muß der Wärter seinen Kranken täglich auf dem Gesäße und dem Kreuze visitiren, und nachsuchen, ob sich nicht daselbst an einer Stelle eine Röthe oder Geschwulst einfinde, die dem Geschwür jedesmal vorhergeht, auch von dem Kranken erfragen, ob er nicht an diesem Orte einen brennenden Schmerz empfinde. Diese Untersuchung muß täglich mehrmal wiederholt

werden, wenn der Kranke an einem Faul- oder Nervenfieber auch hitzigen Ausschlägen leidet, und des Bewustseyns beraubt ist. Fette Personen sind diesem Uebel mehr ausgesetzt, als magere, und die zu öftern Schweißen geneigt sind, am meisten. Dazu tragen die Federbetten das ihrige auch bei, indem sie den Schweiß vermehren, zumal wenn die Ueberzüge nicht oft genug gewechselt, und vom Schweiße hart werden.

In der Entfernung der Ursachen liegen auch die Vorbeugungs- und Heilungsmittel des Wundliegens. Man suche daher das Lager des Kranken so reinlich als möglich zu halten, und wechsele öfter die Bettlaken, zum wenigsten lege man dem Kranken frische Tücher unter das Kreuz, und wasche es oft mit kühlem Wasser ab, welches natürlich so oft wiederholt werden muß, als er sich verunreinigt. Man suche zweitens dem Kranken ein kühles Lager, das sich nicht leicht verdrückt, zu erhalten, welches man auch durch öftern Wechsel der Wäsche, und durch Matratzen erhält. Da aber einmal die Federbetten eingeführt, und jene nicht leicht zu haben sind: so vermeide man wenigstens die gar zu schweren und vollgestopften Betten, die sich augenblicklich niederdrücken, wie sich der Kranke hinein legt. Man lege in die Gegend des Kreuzes ein Wachstuch, das auch bei Mangel an Bettwäsche leichter zu reinigen ist, oder ein gut gegerbtes Rehfell mit den Haaren, dessen Kopfende zu den Füßen des Kranken gelegt wird. In Ermangelung desselben

kann mann sich auch eines Bockfells bedienen. Man räth auch, um das Bett immer kühl zu halten, früh und Abends eine Gelte mit kaltem Wasser darunter zu setzen, ein Rath den man befolgen kann, weil er wenigstens nichts schadet, wenn er auch nicht viel helfen wird.

So bald man aber eine Röthe an diesen Theilen bemerkt, die bald einem Streif gleichet, als wenn der Kranke auf einer Bettfalte gelegen hätte, bald mehr eine runde Form hat und sich wie Strahlen verbreitet, immer aber schnell blau und schwarz wird, endlich aufbricht und sich in ein brandiges Geschwür verwandelt: so ist es hohe Zeit, bei streng zu beobachtender Reinlichkeit und öfterm Waschen, nachfolgende Mittel anzuwenden, um dem Brande zu wehren und Grenzen zu setzen.

Zuerst lasse man einen Strohkranz von der Größe verfertigen, daß der entzündete Theil frei darin schwebt, und lasse ihn gut füttern. Hat man ein Bett, das nach obiger Angabe in der Mitte eine Oeffnung für das Nachtgeschirr hat: so lasse man den kranken Theil in den Ausschnitt legen, und setze eine Schüssel mit ganz kaltem Wasser oder einem Absud von zertheilenden Kräutern zum Dunstbad unter. Ist die Stelle nur noch roth: so sind mehrere Mittel dienlich, um diese Endzündung zu zertheilen, die dann jeder Kranke nach eignem Gefallen sich wählen kann. Unzer räth Compressen in kaltes Wasser getaucht, in welches Zinkblumen gerührt sind, aufzulegen, und die Stellen, wo der Kranke am

meh-

mehresten schwitzt, mit Schußwasser zu waschen und dann mit Bärlapp (Semen Lycopodii) zu bestreuen. Das Schußwasser wird von mehrern Aerzten angerathen, statt dessen aber bedient sich Tode des Reibens mit einer Zitronscheibe.

Ingleichen räth man auch, einen Kaffeelöffel voll Bleiextrakt mit einem Nösel Wasser zu vermischen und überzuschlagen, von dem gemeinen Bleiwasser mit Kamphergeist wird man indeß die nämliche Hülfe sehen. Der Hr. von Haen versichert, in seinem Hospitale nie einen Kranken gesehen zu haben, der sich wund gelegen hätte, weil er immer bei Zeiten folgendes äußere Mittel gebrauchte. Er ließ das Weiße von zwei Eiern zu einem Schaum schlagen, und unter stetem Umrühren bei einem gelinden Feuer erwärmen, und nach und nach 12 Loth reinen Kornbrandewein zusetzen. Damit wurde die rothe Stelle öfters gerieben, und wenn die Salbe auf der Haut trocken worden war, solche vor dem Einreiben mit warmen Wasser abgewaschen. Eine ähnliche Salbe räth auch Richter, und ich habe sie unter allen Mitteln noch am besten gefunden. Dieses Mittel ist mehr fetten Personen, die eine lockere weiche und schwammichte Haut haben, dienlich; mageren hingegen, deren Haut fest über den Knochen gespannt ist, wird frische ungesalzene Butter mit einem Zusatz von Kampher besser bekommen. Ist die Stelle nur noch roth: so ist die eben benannte Salbe nebst öfterm Waschen mit kaltem Wasser, oder

mit Hollunderblüthwasser und Bleiessig, und des Nachts ein Bleipflaster zuträglich.

Je mehr sich aber die rothe Farbe in blau oder schwarz verändert, desto unverdrossener fahre man in seinem Vorhaben fort, und unterstütze den Kranken so viel als möglich, daß er eine Lage annimmt, worin die entzündete Stelle am wenigsten gedrückt wird. Neben obigen Mitteln kann man mit dem Schußwasser fortfahren, oder man bedient sich einer Salbe von venedischer Seife mit Kampher und etwas Salmiak-Spiritus; auch kann man zur Abwechselung einen Absud von China-, Eichen- oder Weidenrinde, auch aromatischen Kräutern, denen man Bleiessig zusetzt, kalt überschlagen. Ist aber bereits ein wirklich brandiges Geschwür da: so säume man nicht, einem Wundarzt die Kur zu übertragen, weil hier keine allgemeinen Regeln zur Kur vorgeschrieben werden können. So lange, bis dieser kommt, kann man das Geschwür mit Kampher und Eidotter verbinden. Wird aber das Geschwür schnell schwammicht, so kann man einstweilen etwas Alaun einstreuen und mit Digestivsalbe verbinden.

Wenn sich bei dem Gebrauch dieser und anderer Mittel der brennende Schmerz nicht geben will: so kann man, die Stelle mag nun nur noch entzündet, oder schon aufgebrochen seyn, gährende Breie zur Linderung der Schmerzen überschlagen. Man nimmt dazu entweder blose weiße Hefen, oder reibt gelbe Möhren oder Kartoffeln sehr zart, und schlägt es mit Tüchern auf die Stelle. Auch wird dazu ei-

ne Salbe aus zwei Quenten Holzkohlenpulver, mit 4 Loth Rosenhonig vermengt und dick aufgestrichen, sehr gerühmt. Bei Geschwüren selbst, die durch die Breie zu sehr verunreinigt werden dürften, wird folgende Bereitung der fixen Luft die Schmerzen am schnellsten tilgen. Man nimmt eine hinlängliche Menge zart gestoßener Kreide, rührt sie in einer flachen irdenen Schüssel mit so viel Wasser an, daß dasselbe etwas über der Kreide steht, und tropft dann nach und nach etwas Schwefelsäure hinein, bis ein Zischen und Aufwallen entsteht. Diesen Dunst läßt man an das Geschwür gehen und wiederholt das Zutropfen, wenn sich das Aufwallen verliert.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Rettung der Verunglückten, und dem Transport der Kranken.

Um einen Verunglückten zu retten, ist es nicht genug, die Art und Weise zu kennen, wie man ihn ohne Beschädigung der Gefahr entreißt: sondern es ist auch nothwendig, daß man alle Hülfsmittel wisse, wie man ohne eigne Lebensgefahr sich der Gefahr aussetzen könne. Dieser letztere Theil des Rettungsverfahrens ist gewiß eben so wichtig als der erstere: da jener nur die Mittel angiebt, einen Menschen, dessen Leben schon zweifelhaft ist, der Gefahr zu entreißen, dieser aber das wirkliche Leben gegen die Gefahr schützt. Ueber dieses trägt die Wissenschaft, sein eigenes Leben gegen die Gefahr zu sichern, zur Rettung des Verunglückten das mehreste bei; da viele Verunglückte deswegen nicht gerettet werden, weil die Herbeieilenden die Gefahr zu sehr fürchten, gegen die sie sich nicht zu schützen wissen.

Die Gefahr trifft den Unbesonnenen und Besinnungslosen am ersten und schnellsten. Deswegen

bleibe sich jeder gleich, der seinen Nebenmenschen retten und sich nicht selbst muthwillig in die Gefahr stürzen will, und suche sich alle Hülfsmittel in das Gedächtniß zu rufen, um das beste für den gegenwärtigen Fall gleich zu finden. Man übersehe zuvörderst schnell und genau die Lage des Ortes, um jeden Vortheil zu benutzen, und sich selbst Gelegenheit zur eigenen Rettung verschaffen zu können. Ist man außer Athem, so schnaube man erst aus. In der Gefahr selbst hat man dazu am wenigsten Zeit, und wird am Ende dadurch selbst abgehalten, den Unglücklichen zu retten. Endlich werfe man alle Kleidungsstücke, die zu entbehren sind, ab.

Um einen durch Kohlendämpfe, in Kellern von gährendem Biere oder Moste, und in Gruben und Brunnen Erstickten zu retten, wäre es zu weitläuftig, so lange warten zu wollen, bis die Luft durch Zugwind, Anbrennen von Schwefel und Pulver und dergleichen verbessert, und zum Athemholen geschickt gemacht worden wäre — die Gefahr ist dringend. Man verfahre lieber folgender Gestalt: Man nimmt einen Schwamm oder ein Tuch, taucht es in Weinessig und läßt es davon so voll ziehen, als der Schwamm oder das Tuch aufnehmen kann. Diesen Schwamm bindet man so naß, als möglich vor den Mund und die Nase, und steckt noch eine Portion Essig zu sich, um den Schwamm damit frisch anfeuchten zu können. Bei dem Hinabsteigen in den Keller oder die Grube gehe man langsam oder lieber rückwärts, drücke das Kinn fast auf die Brust und

vermeide alles Sprechen und tiefe Einathmen. Wird das Athemholen beschwerlich, ist es, als wenn eine schwere Last die Brust zusammendränge, kommt Schwindel und Betäubung: so suche man dem Rückweg. Ist dieser aber zu lang: so lege man sich lieber selbst platt nieder, und halte den Mund gegen die Erde. Ist eine Quelle oder ein Abzug in den Keller: so lege man sich daran. Dieses Mittel aber ergreife man nur in Kellern, wo das brausende Bier oder der Most hoch liegt, folglich auch die Schicht von schädlicher Luft höher, als der Boden ist, und an demselben reine Luft sich befindet. In Gruben und Brunnen aber, wo der Schwaden so tief, als der Brunnen selbst ist, und von dessen Boden unmittelbar aufsteigt, würde man sich dadurch nicht helfen, sondern vielmehr schaden. Auch vergesse man nie eine lange Leine oder Bindfaden, an den Eingang des Kellers zu befestigen, und mit sich herabzunehmen, um dadurch den Rückweg zu finden. Es ist dieses selbst in kleinen Kellern, die gebogene und winklige Eingänge und Treppen haben, nöthig, um nicht in Gefahr zu seyn, den Weg zu verlieren, und den Ausgang auf der entgegengesetzten Seite zu suchen, wie es mir in einem solchen Falle selbst begegnete. Die Lichter verlöschen gemeiniglich bald, man dreht sich bei dem Suchen und Aufheben des Verunglückten verschiedene mal um, man empfindet gewöhnlich selbst bald eine leichte Betäubung und Schwindel, und irrt dann oft lange im Keller herum, ehe man die Treppe wieder findet.

Man hat es auch empfohlen, die zur Hülfe eilenden Personen mit luftdichten Schläuchen zu versehen, deren eines Ende von ihnen in den Mund gefaßt werden kann, um bei Mangel an respirabler Luft ihnen mit Hülfe eines Blasebalges frische Luft zubringen zu können. Ist der Keller oder die Grube, in die sie herabsteigen müssen, nicht allzu tief: so kann man auf jeden Fall diesen Vorschlag versuchen. Wegen der Luft dieser Schläuche darf man nicht verlegen seyn; da jeder lange Darm, den man Vorsicht halber vorher annäßt, dazu dienen kann. Man bindet an das untere Ende das Mundstück eines Horns oder einen kleinen Trichter, und giebt dieses der Person mit hinab; an das andere Ende, das man oben behält, bindet man einen Blasebalg, den man vorher, wo möglich von Asche und Staub reinigt, um damit frische Luft hinab pumpen zu können. Auch könnte man sich vielmehr eben so gut der leinenen Schläuche von den Schlangenspritzen dazu bedienen, wenn man sie vorher in Wasser hätte einquellen und dadurch luftdicht werden lassen.

Bei der Rettung aus jener Gefahr sehe man darauf, sich so viel, als möglich, gegen die Flamme unverletzbar zu machen. Man suche zu dem Ende das Feuer in der Gegend, wo man den Eingang suchen will, durch nassen Lehm und Schlamm zu dämpfen. Man schlage eine Matte, die in Wasser getränkt mit Schlamm überzogen ist, um sich, und nehme feuchtes Stroh, nasse Besen, Rasenstücke u. dergl. in die Hände, um die Flamme damit zu

zertheilen, und von sich abzuhalten. Man wähle so viel, als möglich, eine Gegend zum Durchgang durch das Feuer, woher die Flamme und der Rauch nicht kommt. Die zu rettende Person hülle man so viel, als möglich, in angenäßte Tücher und Matten ein. Es ist zu bedauern, daß man zur Rettung aus Feuersgefahr sich mehr gegen die geringere Gefahr, gegen die Flamme, als gegen die größern, gegen herabstürzende Giebel, Balken und zusammenbrechende Treppen und Fußböden schützen kann.

Bei Feuersgefahr zögere man nicht, jeden Kranken, der sich nicht selbst helfen kann, bei dem geringsten Anscheine von Gefahr, so gleich zu transportiren, und lasse sich davon nicht durch die Furcht vor Verkältung abhalten; denn dieser Wechsel der Temperatur ist gegen den Schrecken und die Sorge bei dem Kranken gewiß das geringste, was auf ihn schädlich wirken kann.

Ist die Stube oder Hausthüre nicht breit genug, um den Kranken mit seinem Bette heraus zu bringen: so muß man ihn in den Federbetten allein zu transportiren suchen, und dann auf einer Trage weiter schaffen. In einem solchen Falle kann man auch auf folgende Art den Kranken retten. Man hebt die Stubenthüre ab und legt sie der Länge nach auf den Boden der Hausflur. Dann bringt man das Bette bis an die Thüre, und legt den Kranken mit sammt den Betten auf dieselbe. Vier bis sechs Mann können ihn dann leicht in Sicherheit schaffen. Das Bette oder die Trage

muß mit ausgespreiteten Reifen versehen seyn, um darüber ein feuchtes Tuch ausbreiten zu können, damit man sowohl die Betten, in denen der Kranke liegt, als den Kranken selbst, gegen Sturm und Regen, und hauptsächlich gegen das Flugfeuer schützen könne.

Ist bei Feuersgefahr kein anderer Weg, als die Fenster übrig, um den Kranken retten zu können: so nehme man eine Thüre, stelle solche schräg unter das Fenster, und lasse den Kranken in Betten darauf herabrutschen. Liegt der Kranke im obern Stockwerke, und bleibt auch hier kein anderer Weg übrig: so suche man dieses durch neben einander gestellte Feuerleitern, lange Tafelplatten oder im äußersten Nothfalle durch den abgerissenen Fußboden zu bewerkstelligen. In Ermangelung dieser Sachen muß man versuchen, dem Kranken in seinen Betten eingehüllt mit Stricken herabzulassen. Man braucht sich nicht zu fürchten, daß sich die Person sehr beschädigen würde, wenn die Stricke rissen, wenn sie nur in so viel Federbetten gehüllt ist, als man habhaft werden kann, da die Federn bekanntlich die Kraft haben, ein überwiegendes Gewicht in der Luft zu tragen. Kinder und leichtere Personen kann man dreist auf diese Art herabfallen lassen. Dies beweist folgender Versuch: Herr des Fontagen *) erfand ein solches Federkleid, in welchem ein Mensch, der das Leben verwirkt

---

*) Wieglers natürliche Magie, VII. B. S. 164.

hatte, von einer Höhe von 145 Fuß herabsprang. Eine geringe Zeit flatterte er im starken Winde herum, fing aber bald in einer einförmigen Richtung, in einer Entfernung von etwa 20 Fuß von der Mauer, sachte herabzusinken. Er hätte ohne dieses Kleid in einer Zeit von etwa eilf Sekunden, nach dem Gesetze der Schwere zu Boden fallen müssen; allein er fiel innerhalb zwei Minuten und dreizehn Sekunden oder binnen 133 Sekunden, fast gleichförmig herunter, kam auf die Beine zu stehen, und ihm ward das Leben geschenkt.

In Seestädten und an großen Flüssen zeigt sich die Nothwendigkeit öfterer, auf Rettungs-Anstalten für Ertrunkene bedacht zu seyn, als an andern Orten, obgleich der kleinste Bach schon oft genug auch Veranlassung dazu gegeben hat. In Ansehung solcher Anstalten trägt vielleicht Hamburg den Preis noch über die Humanität der Londoner Anstalten davon. Aber auch in keinem Fall ist die Gefahr für den Rettenden größer, als in diesem, wo weder Geschicklichkeit noch Vorsicht oder Kenntnisse der Gewalt der Wellen und der Eisschollen widerstehen können. So nöthig also in diesen Fällen Leitern, Gabeln, Haken und Zangen sind, um den Verunglückten aufzusuchen, oder aus dem Wasser zu ziehen; eben so nöthig sind Schwimmgürtel, der Lebens-Erhalter oder Schwimmkleider, um die rettenden Personen durch Sicherung ihres Lebens dreister gegen die Gefahr zu machen. Leider aber können diese Maschinen nur da stets in

Bereitschaft gehalten werden, wo man sie oft brauchen zu müssen befürchten muß, und auch nur an einzelnen Orten in der Nähe des Flusses oder Sees, die oft von dem Orte, wo man sie nöthig hat, weit genug entfernt sind.

Herr Haßler in Immnitz bei Leipzig hat einen Schwimmgürtel erfunden, mit welchem man in das tiefste Wasser gehen kann, ohne die Gefahr des Untersinkens zu besorgen. Man befindet sich dabei in senkrechter natürlicher Stellung im Wasser; und wo ein Fluß nur etwas strömt, wird man von ihm fortgetragen, ohne die geringste Bewegung mit Händen und Füßen zu machen. Blos in stillem Wasser muß man sich durch Rudern mit Händen und Füßen forthelfen. Der Körper wird nicht weiter als bis an die Hälfte der Brust ins Wasser getaucht. Die Organe zum Athemholen, Sehen und Hören bleiben also ganz frei.

Ich vermuthe, daß man sich im Nothfall und in Ermangelung eines bessern Schwimmgürtels auf der Stelle einen solchen selbst bereiten könne; wenn man einen breiten und hinlänglich weiten Gürtel von feiner Leinewand dick mit Bärlapp (Semen Lycopodii) ausfüllte. Es ist bekannt, daß sich diese Materie mit dem blosen Wasser durchaus nicht vermischt, und daß sie deswegen wahrscheinlich auch einen spezifisch schwerern Körper, als das Wasser, über demselben erhalten könnte, wenn ein solcher Gürtel um die Brust fest angeschnallt würde. Denn die mehrsten Schwimmmaschinen sind blos darauf berechnet, daß ein sol-

cher das Wasser nicht einsaugender Körper dazu angewendet wird. Einige leichte nicht kostspielige Versuche von einem Mann angestellt, dem dazu weder Zeit noch Gelegenheit fehlt, würde bald für oder gegen diese Meinung entscheiden.

Der Lebenserhalter ist eine sehr einfache Maschine. Sie besteht aus acht Abtheilungen von starkem Kupfer, die zusammen gelöthet und lakirt sind, (vermuthlich mit Kork gefüttert) , diese Abtheilungen werden durch Riemen an einander geschnallt. Die Riemen gehen über die Schultern, unter den Armen durch, und kommen über der Brust zusammen. Sie sehen wie ein Pferdekummt aus. Diese Erfindung ist sehr sicher; denn wenn durch einen Zufall der sich kaum ereignen kann, ein oder zwei Abtheilungen losgehen sollten, so würden die übrigen einen Menschen immer noch über dem Wasser erhalten.

Zur Aufsuchung der Verunglückten bedient man sich großer Gabeln, in der Form der Heu- oder Reichgabeln, deren Spitzen mit Knöpfen versehen sind*). Die Arme oder Zinken der Gabel selbst müssen sehr gebogen seyn, um den Körper besser fassen, und in die Höhe heben zu können. Auch kann man sich dazu starker eiserner Haken, deren Spitze gleichfalls abgestumpft ist, bedienen, um den Körper damit an das Ufer ziehen zu können.

Man hat zu diesem Zwecke auch eine eigene Zange bekannt gemacht, deren Arme denen der Smellinschen

---

*) Siehe Fig. 47.

Geburts-Zange gleichen. Sie ist an einer langen Stange befestiget, und läßt sich durch einen Strick der an ihrem Gewinde befestiget, und so lang als die Stange ist, öffnen und schließen *). Ich zweifle indessen, ob der Erfolg den Erwartungen, die man sich von diesem Instrumente macht, entsprechen werde. Man hat das Instrument zu wenig in seiner Gewalt; und da man nicht im Stande ist, den Druck der Zange auf den Körper nach Umständen zu vermehren oder zu vermindern, so wird man da oft Schaden thun, wenn man Theile des Körpers die den Druck und solche Gewaltthätigkeiten weniger ertragen können, als den Hals oder den Kopf, unwissend ergreift.

Wenn die Ufer des Stroms oder Teiches hoch sind, der Körper im Schlamm versunken ist, oder sich zwischen die Aeste und Wurzeln des Gebüsches am Ufer gehängt hat, und man ihn durch obige Mittel nicht befreien und an das Trockene ziehen kann: so bedient man sich, um den Rettenden den Zugang zu erleichtern, einer verhältnißmäßig langen Leiter, an deren obern Sprosse ein oder zwei eben so lange starke Stangen, als die Leiter selbst ist, so befestiget sind, daß sie nach Erfordern vor oder rückwärts gestellt werden können **). Die Leiter wird nun in das Wasser an den Ort gesetzt, wo der Körper liegt, und die Stangen ein oder zwei star-

---

*) Fig. 49.

**) Fig. 48.

ken Männern zum Halten gegeben. Man kann auf diese Art die Leiter nach Belieben verlängern, oder verkürzen, und hat stets eine feste Anlage.

Zur Auffindung der im Wasser Verunglückten, habe ich an einigen Orten, und namentlich in der Justiz- und Polizei-Fama *) ein Mittel angeführt gefunden, das ich blos auf die Autorität jener Schriften empfehlen kann, da ich den physischen Grund davon nicht kenne. Man soll nämlich ein kleines Brod aushöhlen, und solches mit Queckfilber füllen. Die Oeffnung wird durch ein Stück Rinde wieder geschlossen, und das Brod auf das Wasser gelegt. Dieses Brod soll, nach den wiederholten Erfahrungen eines Engländers, auf der Stelle stehen bleiben, wo der Ertrunkene liegt **).

Die Sache fällt etwas ins Wunderhafte. Doch das möchte seyn, wir haben allenfalls noch mehr dergleichen Dinge. Wahrscheinlich soll zwischen dem ertrunkenen Körper und dem Queckfilber ein Causalnexus seyn. Um aber zu verhindern, daß nicht zwischen der Kapsel des Queckfilbers, dem Brode, und dem tragenden Körper, dem Wasser, ein noch größerer anziehender und Verwandtschafts-Nexus eintrete, und das Wasser das Brod ohne den Körper gefunden zu haben, zu sehr an sich, und in

---

*) Septemberstück 1804.

**) Anleitung vielerlei Lebens-Gefahren, welchen Menschen zu Wasser und zu Lande ausgesetzt sind, vorzubeugen ꝛc. Wien, bei Andreas Schmidt 1804.

die Tiefe ziehe, möchte es räthlich seyn, während des spekulativen Versuchs mit dem Brode, lieber den empirischen mit Stangen und Haken fleißig und aufmerksam fortzusetzen, und unmaßgeblich zu dem Queckſilberverſuche ein frischgebackenes feuchtes Brod zu nehmen.

Zur Aufſuchung der Ertrunkenen bei Nacht erfand Hr. Shitley ein schwimmendes Licht, wovon ich aber keine nähern Nachrichten erhalten konnte.

Vom Blitze gerührte legt man am besten an der Stelle, wo man sie findet, in ein Erdbad, ohne viel Zeit zum Transport zu verlieren. Man muß darauf sehen, daß der Erdboden an der Stelle, die man zum Erdbad wählt, mehr feucht, als trocken sey; auf die Beſchaffenheit deſſelben ſelbſt aber, ob er sandig, lehmig oder thonig sey, kommt es hierbei nicht an. Man gräbt eine hinlänglich große Stelle, einen halben bis ganzen Fuß tief ein, macht die Grundfläche eben, doch am Kopfe erhöht, legt den nackten Körper in die Grube und überdeckt ihn mit ausgegrabener Erde, die man überall feſt andrückt, bis auf den Mund, die Naſe und die Augen. Dieſe Decke von Erde wird ſo oft mit frischer Erde verwechſelt, als ſie trocken wird; im Nothfall aber kann man ſie mit Waſſer frisch anſprengen. Eine Frau, die vom Blitz erſchlagen war, legte man, weil man ſie für tod hielt, ohne Rettungsverſuche an ihr angewandt zu haben, auf die friſche feuchte Lehmtenne einer Scheune. Sie kam zu ſich;

der Lehm war aber in kurzem so heiß geworden, daß man kaum die Hand darauf leiden konnte.

Bei dem Abschneiden und Ablösen der Erhenkten kann man nicht behutsam genug zu Werke gehen. Selbst wenn mehrere Personen da sind, die den Körper halten, erleidet er nur zu leicht eine Erschütterung, die stark genug ist, die Halswirbel zu verrenken, was man im gemeinen Leben den Hals brechen nennt, und dadurch alle Hoffnung zur Wiederbelebung des Unglücklichen gänzlich zu vernichten. Hängt der Körper niedrig: so müssen ein oder zwei Personen denselben unter den Achseln fassen, und eine hält den Kopf oder Hals, während die dritte Person die untern Extremitäten hält. Hängt der entleibte aber so hoch, daß man dieses nicht bewerkstelligen kann: so nimmt man eine Leiter und schiebt dieselbe unter den Körper bis über den Kopf, und faßt die obere Sprosse mit einer oder zwei Gabeln an, und läßt, wenn der Strick zerschnitten ist, die Leiter langsam niedersinken, so, daß der Körper auf ihr ruhig liegen bleibt, und nicht herabfallen kann. In dem Augenblicke aber, daß der Strick durchschnitten wird, muß der Körper etwas in die Höhe gehoben werden, um den Strick zu erschlaffen, sonst erleidet das Genick auch hierbei eine starke Erschütterung. Gleich nach dem Ablösen des Erhenkten muß man den Kohlkopf (Adamskrebs) und die Luftröhre, vorzüglich auf der Stelle, wo der Strick lag, genau untersuchen, ob eine Verschiebung oder ein Eindruck an dieser Stelle zu bemerken

sey,

sey, in welchem Falle ein Wundarzt den Eindruck sogar durch einen Einschnitt in die Luftröhre zu heben suchen muß. Die Erhenkten sterben durchaus nicht auf einerlei Art, sondern sie finden ihren Tod entweder durch einen Blutschlag, oder durch gänzliche Entziehung der Luft. Der erstere Fall tritt ein, wenn das Band oder der Strick so zu liegen kam, daß er weniger die Luftröhre preßte, und so, daß noch Luft in die Lunge kommen konnte, dagegen aber mehr auf die Blutgefäße am Halse drückte, und den Blutumlauf im Kopfe hemmte. Der Stickfluß aber tritt ein, wenn der Strick den Luftröhrenknopf oder die Luftröhre selbst, schnell zusammendrückt, folglich der Eintritt der Luft schnell unterbrochen wird. Die erstern sterben langsamer mit Zeichen eines Schlagflusses; man findet ihr Gesicht blau aufgeschwollen, die Augen hervorgetreten, die Lippen gleichen dicken Wulsten, die aufgeschwollene Zunge hängt aus dem Munde, und oft findet man, daß sie sich selbst mit den Nägeln noch verwunden; auch findet man den blauen Eindruck vom Stricke am Halse. Die am Stickflusse hingegen sterben äußerst schnell, und man findet ihr Gesicht nicht aufgeschwollen und blau, sondern mehr blaß und gelb.

Ich habe diese Abweichung deswegen gemacht, um zu verhindern, daß man nicht jeden Gehenkten zur Ader läßt, wie es oft ohne Vorwissen des Arztes geschieht. Denn ein Aderlaß bei solchen, an welchen man Zeichen der Erstickung entdeckt, ist

durchaus verwerflich, und verlöscht vollends den kleinen Lebensfunken; hingegen ist es bei dem Blutschlage das erste, oft einzige Rettungsmittel.

Ertrunkene, die über Mühlenräder geflossen, die von Klippen herabgestürzt, oder zwischen Flößholz und Treibeis gerathen sind, ferner Erhenkte, wenn sie hoch und frei hängen, verrenken gewöhnlich die Halswirbel, und sind dann auf keine Weise zu retten. Mann untersuche deswegen jeden Körper vorher genau am Halse, ehe man die Rettungsversuche anfängt, und erkläre im Falle, daß das Genick gebrochen wäre, laut, daß hier keine Hülfe und Rettung möglich sey; um bei dem gemeinen Manne durch fruchtlose Versuche nicht noch mehr Mißtrauen gegen die Rettungsversuche zu erregen, als er ehedem schon hatte. Diese Untersuchung der Halswirbel, so wie den Ausspruch über die Tödlichkeit einer Verletzung überhaupt, und über die Unmöglichkeit, einen solchen Verunglückten zu retten, überlasse man niemanden, als einem sachkundigen und erfahrenen Arzte, und nicht leicht einem Chirurgen; da die Erkenntniß schwer, und die Verwechselung mit dem gewöhnlichen schlaffen Halse der Todten leicht ist. Auf gleiche Weise untersuche man die Rückenwirbel, die Hüft- und Brustknochen, so wie die obern und untern Extremitäten, und den Kopf; um entweder einer leichten Verletzung gleich abzuhelfen, bei einer tödlichen aber nicht vergeblich, die Rettungsversuche anzustellen.

Die besondere Behandlung solcher Verunglück-

ten gehört nicht zu meinem Plane, und ich kann sie um so füglicher übergehen, da die Verfahrungsart dabei sehr oft und ausführlich beschrieben worden ist *). Das einzige will ich nur noch erinnern, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, den möglichst längsten Zeitraum auszumitteln, in welchem noch Hülfe zu erwarten, nach dessen Verlauf aber alle Bemühungen zur Rettung fruchtlos sind; vorausgesetzt, daß nicht sonstige tödliche Verletzungen an dem Körper zu bemerken, oder das gewisseste Zeugniß des Todes (die Fäulniß) schon eingetreten wäre. Bei Personen, die vom Blitz getroffen, von giftigen Dünsten erstickt worden sind, oder sich erhängt, oder im Wasser ihr Leben verloren haben, bei diesen kann man allenfalls früher sich von dem wirklichen Tode überzeugen; da man theils an den mehresten andere tödliche Verletzungen antrifft, theils die Zeichen des Stricks und Schlagflusses sich finden lassen. Man kann auch bei Ertrunkenen aus der Länge der Zeit, die sie gewiß im Wasser gelegen haben, so ziemlich bestimmt auf die Unmöglichkeit der Rettung schließen; allein dieses ist der Fall bei Erfrornen nicht. Selten kann man bei diesen, besonders bei fremden, unbekannten Personen, die

*) Vorzügliche Anweisung zur Rettung der Ertrunkenen, Erstickten, Erhängten, von Blitz erschlagenen, Erfrornen und Vergifteten. Von Dr. Wiedemann; zweite verbesserte Auflage. Braunschweig Schulbuchhandl. 1804. 12 gr.

Zeit ausfindig machen, seit wann sie verunglückt sind; da aller Eintritt der Fäulniß durch die Kälte gehindert wird, welche auf der andern Seite aber auch das schlummernde Leben schützt. Bei diesen Personen ist die äußerste Vorsicht nöthig; da nach dem Zeugnisse mehrerer glaubwürdiger Aerzte, als Tissot, Unzer und Krüger der sechste Tag nach dem Erfrieren der äußerste Zeitpunkt noch nicht ist, an dem solche Unglückliche wieder belebt werden können, und es wirklich geworden sind. Man darf sich also in solchen Fällen durch wirklich wiederholte, und fruchtlose Rettungsversuche nicht von dem wirklichen Tode überzeugen lassen, und nur der Eintritt unzweifelhafter Kennzeichen des Todes, zumal, wenn sie bald und in einem nicht warmen Zimmer sich einfinden, werden die Rettungsversuche, als folgelos zeigen.

Von dem Transporte der auf der Straße und im Felde Verunglückten und der Kranken in ihrer Behausung.

Der Transport der Kranken begreift nicht allein eine Anweisung in sich, einen im Felde oder an einem Orte, wo er nicht bleiben kann, Verunglückten und Verwundeten auf die beste Art an den Ort seiner Heilung zu schaffen, sondern auch die für jedermann nothwendige Wissenschaft, jeden

Kranken auf die leichteste Art von seinem Lager zu nehmen, es frisch zu machen, und ihn wieder darauf zu legen.

Es kann einem menschenfreundlichen Fürsten oder Feldherrn nichts weniger, als gleichgültig seyn, wie sein verwundeter Arbeiter oder Krieger von der Straße oder dem Schlachtfelde auf sein ruhiges Lager gebracht wird; weil nicht selten bei dem Transporte der Grund zu der nachfolgenden unglücklichen Kur gelegt wird, und billig sollte dieses ein Hauptgegenstand einer aufmerksamen Polizei seyn. Am wenigsten kann freilich in dieser Sache auf dem Marsche und dem Schlachtfelde geschehen, da, wo eben am mehresten darin gefehlt wird; weil bei allem guten Willen, doch zu wenig Zeit und Gelegenheit zum vorsichtigen Transporte da ist. Es ist zwar in neuern Zeiten bei einigen Armeen durch die Einrichtung der Wagen etwas in dieser Sache geschehen, die jedem Regimente eine Anzahl chirurgischer Maschinen und Bandagen, die sonst nicht in den Medizinalkasten aufgenommen wurden, nachführen. Allein ein Krankenwagen, der blos für solche schwer Verwundete, besonders für solche, die an Knochenbrüchen litten, gut eingerichtet wäre, würde gewiß sehr nützlich seyn, und die Bagage nicht sehr vermehren. So aber bleibt das Schicksal der verwundeten Krieger, trotz den geschicktesten Wundärzten, die die Armeen begleiten, und dem ausgesuchtesten Bandagen-Apparat, sehr traurig. Der verwundete Soldat wird eilig verbunden, auf einen Wagen gelegt, und

bis zur Ablieferung in das Lazareth seinem meist traurigen Schicksale überlassen; oder er wird in der Höhe des Fiebers, wenn eben die Krisis bevorsteht, wenn sein zerschmetterter Knochen eben eingerichtet ist, und sich nach vielen Schwierigkeiten zur Heilung anläßt, wieder auf einen Wagen gelegt, und auf schlechten Wegen fortgeschafft, wenn die veränderte Stellung der Armee eine Veränderung des Lazareths erfordert. Freilich wäre es unschicklich, dem Feldherrn ein Sanitäts Consilium geben zu wollen, die Kranken nicht transportiren zu lassen, wenn eben die Lage der Sachen ihre Entfernung erheischt; aber man könnte bei jedem Transporte doch dafür sorgen, daß die Wagen mit Tüchern überspannt, und mit hinlänglichem Stroh, Moos und Matratzen versehen würden. Man könnte bei fliegenden Lazarethen eine Anzahl von Fußschweben und Maschinen, um Beinbrüche vor der Erschütterung zu sichern, in Bereitschaft halten. Und diese Dinge sind gewiß noch die wenigsten, die man zum Transport des verwundeten Soldaten nöthig hat; so lange sich nicht die Menschenliebe so weit erstreckt, daß die kriegführenden Mächte dem verwundeten Soldaten in seinem Lazarethe, und auf dem Wahlplatze eine Freistätte gegen die Brutalität des siegenden Soldaten gönnen. Und was muß selbst die Furcht vor dem Lazarethe und dem Transporte, die selbst dem tapfersten Soldaten mehr anhängt, als die Furcht vor dem Tode, für einen schädlichen Eindruck auf das Gemüth machen, und es niederschlagen!

Aber weit kräftiger, als im Getümmel der Schlacht, kann die Polizei für die Verunglückten sorgen; und Dank sey es der Humanität unserer Fürsten, die die kräftigsten Maasregeln zu ergreifen versuchten, um zu verhindern, daß nicht Hartherzigkeit, Unwissenheit, Leichtsinn und Aberglaube die Schmerzen der Verunglückten noch mehr vermehren, und dem Tode Opfer bringen können, welche die Kunst zu retten vermöchte.

Der Gegenstand ist wichtig, die Gelegenheit sehr häufig, und der Erfolg von den schlechten zum Transporte angewandten Mitteln meist trauriger, als die veranlassende Ursache selbst. Und doch scheint man auf die Rettung von Häusern, von Mobilien und seinem Eigenthume, das zehnmal wieder erworben werden kann, mehr Werth zu setzen, und wendet alle mögliche Mühe an, es unbeschädiget zu retten und wegzuschaffen, als auf die Rettung Verunglückter, auf ihre sorgsame Aufnahme und Wegschaffung zu denken. Denn kaum ertönt das Zeichen einer Feuersbrunst, als es von jedem für seine unnachläßliche Pflicht angesehen wird, zur Hülfe zu eilen. Der Staat sorgt nicht blos, daß genug Arme zum Retten und Arbeiten da sind; er sorgt auch, daß das Gerettete bewacht werde, aber man überläßt die Rettung der jammernden Kreisenden und Kranken, die Schwäche, Wassersucht oder Beinbrüche an das Krankenbette fesseln, dem Feuertode oder den ungeschickten Handgriffen bestürzter Nachbaren und Verwandten. Soll der Arbeiter, der sein Leben

wagte, um das Feuer zu dämpfen, noch Stunden lang warten, ehe seine verbrannten und verwundeten Gliedmaßen verbunden werden? Soll er nicht den Trost haben, daß er auf der Stelle verbunden, sicher und gemächlich in seine Heimath gebracht, und nöthigenfalls von einem Wundarzte begleitet werde?

Es sollten deswegen nach meinem Bedünken, die jüngern Arzte und Wundärzte, es als ihre Pflicht ansehen, wenn in ihrer Nähe ein Ort in Feuers-Gefahr geriethe, sich sogleich dahin zu begeben; ihr Daseyn den Ortsvorstehern oder allenfalls dem Geistlichen kund zu thun, um bei sich ereignenden Unglücksfällen, oder wenns nöthig wäre, einen Kranken oder Verunglückten zu transportiren, sogleich ihrer Hülfe und Raths sich bedienen zu können. Es ist auch wirklich dieses denen in dem Fürstenthum Weimar praktizirenden Wundärzten, durch einen Artikel der Feuerordnung, zur Pflicht gemacht worden: hoffentlich aber werden auch da die Dorf-Wundärzte nicht, wie es leider in andern Ländern der Fall noch ist, gleich andern Bauern an die Spritze gestellt, oder zur Frohne geboten. Wie kann man auch einem Manne, dem man so etwas zumuthet, nur den geringsten Willen, ich will nicht sagen Eifer, zutrauen, daß er in solchen Fällen anders, als auf Befehl etwas thun soll, was unaufgefordert zu thun ihm schon sonst sein Stand gebietet? Selbst in dem Falle, wenn das Feuer an einem Orte ausbricht, wo ein oder zwei Aerzte, oder Wundärzte

leben, sollten doch die benachbarten herbei eilen; da man nicht wissen kann, ob nicht diese mit der Rettung ihres Eigenthums selbst befaßt, oder sonst außer Stand sind, ihre Pflicht zu erfüllen.

Es sollte ferner die Wegschaffung der auf der Straße, oder im Wasser verunglückten Personen, wo möglich mit unter der Aufsicht eines Arztes, oder Wundarztes besorgt werden. Da aber dieses nicht immer der Fall seyn kann: so sollten wenigstens die allgemeinen Regeln, wie man solche Personen zu transportiren hat, bekannt gemacht werden. Den Wundärzten aber müßten bestimmte Regeln wie sie in einzelnen Fällen, wenn sie den Transport zu besorgen aufgefordert würden, solchen einzurichten hätten, gegeben werden. In jeder Gemeinde sollte auch ein schickliches Tragbett, am besten eine Korbflechte mit Stangen, wie Fig. 50, und ein gutes Fußbett, oder Schwebe für Knochenbrüche des Unterschenkels vorhanden seyn. Denn Knochenbrüche des Ober- und Unter-Schenkels erfordern eine besondere Aufmerksamkeit, da sie leicht komplizirt und gefährlich werden können.

Allen verunglückten Personen aber soll man, ehe man sie transportiret, die Gliedmaßen, den Hirnschädel, und den Brustkasten untersuchen, ob ein Eindruck in der Hirnschaale, oder ein Bruch der Rippen, der Arme oder Schenkel zu bemerken sey. In diesem Falle müssen sie jederzeit nach Hause getragen, nie aber gefahren werden. Hat man kein Tragbett, oder dergleichen bei der Hand: so mache

man lieber sogleich von starken Stangen eine Trage, auf der man mit Moos oder Stroh ein Lager bereitet. Ist ein Ober- oder Unter-Schenkel gebrochen: so befestige man an dem Fußende der Trage, zwei starke und gerade Aeste, Stäbe oder Breter, die einen halben Fuß von einander stehen, der Länge der Trage nach neben einander. Sie müssen einen Raum von 6 Zoll Tiefe bilden, um gleichsam eine feste Strohlade oder ein Fußbett abzugeben. Man füttert den Zwischenraum gut mit Stroh, oder Moos aus, damit das zerbrochene Glied weich und sicher dazwischen liegen könne. Am untern Ende dieses Fußbettes aber darf man kein Queerholz vormachen, damit der Fuß Raum habe, etwas auszuweichen, wenn ohngefähr eine Erschütterung auf den Schenkel wirken sollte; denn sonst könnten sich, wenn der Fuß unten einen Widerstand fände, die Splitter leichter in das Fleisch einstechen. Diese Seitenbreter oder Stäbe müssen immer so lang seyn, daß sie, wenn der Unterschenkel zerbrochen ist, von den Knorren bis an das Knie, ist aber der Oberschenkel zerbrochen, wenigstens vom Knie bis an die Hüfte reichen. Im letztern Falle aber ist es doch besser, sie so lang zu machen, als der ganze Ober- und Unterschenkel ist. Kann man sich aber diese Vorrichtung in der Eile nicht verschaffen: so füttere man nur das Lager, besonders wo der Schenkel zu liegen kommt, so gut als möglich, aus.

Scheintodte, Erhenkte, Erstickte, Ertrunkene und Erfrorne transportirt man, nachdem ihnen alle

fest anliegende Kleidungsstücke gelöst, und die nassen abgezogen sind, auf einem Wagen oder Bahre, an den Ort, wo die Rettungsversuche angestellt werden sollen. Sie werden auf den Rücken, oder die linke Seite mit erhabenem Kopfe und Brust gelegt. Man vermeide besonders, daß nicht der Kopf zu sehr nach hinten, oder nach einer Seite hinhänge, wodurch der Hals gespannt, und der Umlauf des Blutes ganz verhindert wird. Der Verunglückte darf auch nicht zu schnell gefahren werden, indem zwar ein geringes Rütteln nicht, wohl aber ein heftiges schädlich ist. Bei Ertrunkenen rechnet man das gelinde Rütteln mit unter die Hülfsmittel zur Wiederbelebung; da es immer zur Wieder Erweckung der Thätigkeit des Herzens und der Lunge etwas beitragen kann.

Ertrunkene, Erstickte und vom Blitz getroffene entkleidet man lieber sogleich auf der Stelle, wo man sie findet, wenn man sie etwa mit zu transportiren hat, und bereitet ihnen auf dem Wagen ein Lager von Stroh, Moos, Sand oder Erde, womit man sie auch überstreuet. Erfrornen kann man auf dem Wagen, oder Schlitten ein Schneebett bereiten, indem man einige Hände hoch Schnee auf den Wagen und den Verunglückten, mit erhöhtem Kopf und Brust, nackend darauf legt, und zugleich mit Schnee bedeckt, den man fest andrückt, so daß nur eine Oeffnung für Mund und Nase bleibt. Personen hingegen, die blos von der Kälte erstarrt, und noch einige, wiewohl sehr schwache Zeichen des Lebens von sich geben, sucht man, so schnell als mög-

lich, ohne sie zu entkleiden, in ein zwar nicht geheiztes, aber doch überschlagenes Zimmer zu bringen. Man sucht sie so viel als möglich, zu eignen Bewegungen, wenn sie deren auch nur schwach fähig sind, anzuhalten, um den Blutumlauf zu unterstüzzen, und flößt ihnen schmerzstillenden Spiritus, oder einen Löffel voll reinen unverfälschten Essig, oder Wein ein. So lange sie nur einigermaßen im Stande sind, zu gehen, läßt man sie lieber durch mehrere Personen unterstützt führen, als daß man sie fährt oder trägt.

Es ist überhaupt nöthig, zu erinnern, daß wie das Vergraben in Schnee einen Erfrornen wieder beleben kann, wenn nur einige Hoffnung dazu noch da ist, eben so gewiß die Aussetzung einer größern Kälte, und ein Schneebett einen Erstarrten vollends aller Lebenskraft berauben müsse; daß man ferner bei den Rettungsversuchen nicht zu übereilt verfahren, sondern den Zustand des Verunglückten genau untersuchen müsse. Diese Aufmerksamkeit ist um so nöthiger, da der Glaube, daß man jeden, den man für erfroren hält, blos durch ein Schneebett retten könne, so allgemein verbreitet ist, daß man sich kaum die Mühe mehr nimmt, mit einem solchen etwas anders vorzunehmen; und es ist selbst ein Fall bekannt geworden, wo wahrscheinlich eine blos erstarrte Frau, dadurch vollends erfror, daß man nicht schnell genug eilte, sie in eine wärmere Temperatur zu bringen.

Es ist auch darin gar kein Widerspruch, daß man einen Erfrornen nackt in Schnee vergraben, und einen in demselben Kälte-Grad blos Erstarrten

in ein zwar nicht geheiztes, aber doch überschlages nes Zimmer bringen müsse, wenn man sie retten will; da der Schnee noch immer einen höhern Grad von Wärme besitzt, als der erfrorne Körper selbst, ihn folglich erwärmen kann, welches gleiche Verhältniß zwischen der Erstarrung und einem ungeheizten Zimmer statt findet.

So leicht es auch seyn mag, einen Steifgefrornen von einem Erstarrten zu unterscheiden: so muß doch der Uebergang vom Erstarren zum Erfrieren nichts weniger, als leicht zu erkennen seyn; und gleichwohl kommt auf diese Erkenntniß in Absicht der Behandlung unendlich viel an. Gewisse Kennzeichen, wenn die Erstarrung in die Erfrierung übergeht, haben wir durchaus nicht; und wir sind blos im Stande, durch einige auffallende Zeichen, beide Zustände selbst von einander zu unterscheiden. Die Zeichen, die nach meinem Dafürhalten den Zustand der Erstarrung bezeichnen, sind: Daseyn einiger Wärme an bekleideten Orten, z. B. in der Herzgegend, den Achselgruben, und der innern Seite der Schenkel. Ferner Beweglichkeit der Gliedmaßen, und eine dem lebenden Fleische ähnliche Elastizität der Muskeln; eigne, wiewohl oft schwache Bewegungen, die oft nur leichten Zuckungen ähneln; Beweglichkeit der Unterkinnlade und Zunge; Wärme der Mundhöhle, Flüssigseyn des Speichels, und endlich noch stattfindendes Schlucken, oder wenigstens ungehindertes Herablaufen einer Flüssigkeit in den Magen. Sehr viel kann man endlich noch aus

den nähern Umständen schließen, wenn man weiß, wie lange der Verunglückte möchte gelegen haben; wie er bekleidet, vorzüglich, ob er nüchtern sey, und vielleicht blos Ohnmacht und Hunger den Körper gegen die Einwirkung der Kälte empfindlicher machten.

Man vermeide so viel, als möglich, einen Verunglückten, besonders, wenn er verwundet ist, auf dem Schiebekarren zu transportiren. Es geschiehet dieses häufig, weil es gewöhnlich das erste Mittel ist, einen Kranken fortzuschaffen. Man kann ihm aber durchaus keine bequeme Lage darauf verschaffen, da der Unterleib zu sehr gepreßt wird, oder der Kopf nach Hinten oder auf die Seite hängt, wodurch der Hals sehr gespannt, und in beiden Fällen das Athmen erschwert oder ganz gehemmt wird. Ueber dieses muß der Kranke, wenn er fest liegen soll, aufgebunden werden; und dadurch wird gerade gegen die erste Regel bey der Rettung verunglückter Personen gesündigt — alle festanliegende Binden zu entfernen. Hat man jedoch kein anderes Mittel, um den Kranken zu transportiren: so befestige man noch einige Stäbe oder ein Bret zwischen den Armen des Schiebekarrens, um den Raum zu vergrößern, und um zu vermeiden, daß den Verunglückten die Füße herabhängen und er festgebunden werden muß.

Gegen den Transport auf einem Wagen, oder in einem Sorgestuhl, lassen sich eben so viel gegründete Erinnerungen machen. Der Stuhl gewährt

keine feste und bequeme Lage; der Wagen aber erschüttert leicht zu sehr, und vermehrt bei Verwundungen den Blutfluß, oder die Verrückung des zerbrochenen Gliedes. Eben so verwerflich ist auch die Art, Verunglückte in Backtrögen fortzuschaffen, der Kranke hat weder eine bequeme noch feste Lage; und in den Fällen wo man Backtröge in der Nähe hat, befinden sich gewiß auch bessere Maschinen zum Transport, und sollten es nur Tragbahren seyn. Doch bleibt bei weiten Transporten das Fahren noch das beste Mittel, und man muß den Nachtheilen desselben durch ein gutes Lager vorzubeugen suchen.

Das Tragen bleibt bei Transporten, die nicht allzulang dauern, immer noch das beste Mittel, zumal wenn es mit einem dazu geeigneten Bette, wie das oben beschriebne Thilowsche, das in dieser Rücksicht allen andern zum Muster dienen kann, oder in einem Korbe, wie der Fig. 50, geschieht. Das Thilowsche Bett dient nicht allein zum Transport, sondern der Kranke kann sich desselben auch bis zu seiner Genesung bedienen, und man hat nicht nöthig, ihn nach dem Transporte noch zu beunruhigen, um ihn auf ein anderes Lager zu bringen, und erspart ihm auf diese Art viele Schmerzen. Im Winter und bei guter Bahn kann man den Verunglückten auch sehr bequem auf einem geräumigen Schlitten transportiren.

So wichtig es nun ist, alles genau zu wissen, was man zu thun hat, um einen im Freien Verunglückten an einen sichern Ort zu bringen; eben

so nöthig ist es für Krankenwärter, alle Handgriffe und Maasregeln genau zu kennen, um unbehülfliche Kranke von ihrem Lager weg und dahin zu bringen, wohin sie verlangen, oder es sonst nothwendig ist, ohne ihnen viele Schmerzen zu verursachen.

Wenn jeder Hausvater darauf bedacht wäre, ein Bett zu besitzen, das die oben angegebene Vorrichtung zur Kommodität hätte, und in welchem man den Kranken leicht zum Sitzen bringen könnte: so würde eine Hauptursache, warum derselbe oft das Bett verlassen muß, wegfallen, und so ihm und seinen Angehörigen viel Ungemach erspart werden können. Und wenn man endlich so glücklich wäre, eine Vorrichtung zu erfinden, wie man den Kranken frisch betten könnte, ohne ihn von seinem Lager zu nehmen: so würde es dann nur von dem eignen Willen des Kranken abhängen, ob er im Bette bleiben, oder es verlassen wollte. Da dieses aber nur fromme Wünsche sind, und es leider auch bleiben werden: so muß jeder Vorschlag, wie man dieses Geschäfte für den Kranken, und seinen Wärter leichter machen könne, willkommen seyn.

Man erschweret sich, wenn man einen Kranken vom Bette nehmen will, gemeiniglich die Sache dadurch, daß man ihn unter den Armen, und an den Füßen anfaßt, und so fort zu heben sucht. Die ganze Last des Körpers kömmt dadurch in das Kreuz zu liegen, und der Kranke kann sich in dieser Lage am allerwenigstens selbst helfen.

Besser

Besser verfährt man, wenn eine, oder nach Befinden zwei starke Personen den Kranken bei den Hüften ergreifen, oder vielmehr ihn auf ihre Vorder-Arme setzen, und seine Arme um ihren Nacken schlagen lassen. Die Schenkel werden durch eine dritte Person gehoben. Um ihm den Sitz auf den Armen bequemer zu machen, muß man ein Tuch oder Kissen unterlegen.

Den Stuhl oder das Kanapee, auf welches der Kranke einstweilen gebracht werden soll, rücke man dem Bette so nahe, als möglich, damit man ihn leicht darauf heben kann. Man kann ihn hernach in ein anderes Zimmer bringen, unterdessen sein Bette erneuert und das Zimmer erfrischt wird.

Leidet der Kranke an einem Beinbruche der untern Extremitäten: so sollte man ihn durchaus nicht anders, als in Gegenwart seines Wundarztes aus seinem Lager nehmen, damit derselbe alles selbst anordnen, und den Kranken gleich verbinden könnte. Ein solcher Kranke muß mit allen Verbandstücken, der Strohlade, dem Kasten oder Fußschwebe gehoben, und der zerbrochene Schenkel einer beherzten und vorsichtigen Person übergeben werden, währendem eine andere den Schenkel über den Bruch anfaßt und forthebt. Keine Person darf eher heben, bis die andere den Schenkel völlig gefaßt hat; und das Aufheben selbst muß in einem Momente, auf ein gegebenes Zeichen geschehen. Liegt der Fuß aber in keiner Strohlade oder Schwebe: so muß

eine Person unter den Bruch greifen und ihn halten, während das Bein gehoben wird.

Schwere Personen, Wassersüchtige und Kontrakte hebt man am leichtesten von ihrem Lager auf, wenn man ihnen ein starkes Tuch unter das Kreuz legt, solches von zwei Personen fassen läßt, und diese, indem der Kranke unter den Armen und an den Füßen von andern gehoben wird, den Leib desselben damit emporheben.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Pflege der Wiedergenesenden.

Der Zustand des Kranken, wo nach beendigtem Fieber und bei Verminderung der Krankheit, die Verrichtungen des Körpers wieder in ihrer Ordnung von Statten zu gehen, und die Kräfte zuzunehmen anfangen — die Wiedergenesung — ist der Zeitpunkt, wo der Grund zu einer künftigen dauerhaften Gesundheit gelegt, aber auch sehr leicht die Krankheit wieder von neuem erweckt, und langwierige Nachkrankheiten veranlaßt werden können. Zuweilen liegt davon die Schuld am Arzte, der den Kranken zu früh verläßt, und die völlige Heilung der Natur übergiebt, ohne sie durch gehörige Heilmittel dabei zu unterstützen, oder ihm zu viel in der Diät nachgiebt. Am häufigsten aber liegt die Ursache davon an dem Kranken selbst, der das lästige Joch des Arzenei-Nehmens und der Speiseordnung, bei der geringsten Besserung, abwirft.

Das erste, was sich ein Wiedergenesender zu Schulden kommen läßt, ist, daß er die Arzenei,

wo nicht ganz aussetzt, doch nicht mehr regelmäßig nimmt. Die zarten Krankenspeisen, das Gefühl, sich besser zu befinden, die Schmerzlosigkeit, die nicht jede Stunde zum Einnehmen erinnert, sind zu süße Lockungen, als daß das bittere China-Dekokt die Oberhand behalten könnte. Ich brauche zwar nicht erst an die schädlichen Folgen, die daher entstehen müssen, zu erinnern; da die Verrichtungen des Körpers weder von gehöriger Stärke und Dauer sind, noch in ihrer gesetzlichen Ordnung fortgehen: aber selbst die vernünftigsten Vorstellungen werden selten den Kranken bewegen können, von selbst die Arzenei zur festgesetzten Zeit zu nehmen, wenn sie ihm der Wärter nicht anbietet, und sich damit nicht abweisen läßt. Der wiederkehrende Geschmack verleidet auch oft dem Wiedergenesenden eine Arzenei, die er in der Krankheit ohne Anstoß nahm; und oft ist nur eine kleine Aenderung oder Zusatz nöthig, um sie ihm wieder annehmlich zu machen.

Die Genesung ist, ungeachtet der wiederkehrenden Kräfte, ein Zustand der Ermattung und Schwachheit, wobei man die Kräfte so wenig, als möglich, anstrengen darf, ob man sie gleich vernünftig gebrauchen, und dadurch zu stärken suchen kann. Dies gilt vorzüglich von denen der Verdauung, die man am ersten anstrengt, aber auch am leichtesten erschöpft, wodurch Rückfälle der Krankheit erregt werden können. Aber eben das Vorurtheil, das man in Krankheiten hegt, daß

der Kranke verschmachten müsse, wenn er nicht esse, dem folgt man auch bei der Genesung, und erregt oft tödliche Rückfälle dadurch. Man kann zwar in dem Maase, daß die Krankheit abnimmt und sich der Appetit vermehrt, die Quantität der Speisen auch etwas vermehren: nie darf man aber den Kranken ganz sättigen, viel weniger zu schnell zu festen Speisen übergehen, und am allerwenigsten ihm Leckereien bieten, sondern muß, die in der Krankheit vorgeschriebene und beobachtete Speiseordnung mit einigen Veränderungen beibehalten. Nichts ist so leicht geschehen, als daß der Genesende sich in den Speisen, wenn man sie ihm allzu oft bietet, überißt, wovon das die wenigsten Folgen sind, daß derselbe stets matt und schläfrig bleibet, ohne doch schlafen zu können; daß sich die Hitze, der Durst und die Kopfschmerzen vermehren; der Kranke unruhig und verdrüßlich wird, und, daß die Digestion auf lange Zeit gestört ist. Der Genesende muß sich, mit einem Worte, ganz an die Speiseordnung binden, die ein Kranker befolgen muß; und man muß sich überzeugen, daß ein Kranker und Genesender, den man stärken will, wenig essen, aber viel verdauen müsse.

In Absicht auf das Getränke wird man am besten thun, wenn man dem Genesenden sein gewohntes Getränk nun wieder verstattet, aber darauf sieht, daß er nur wenig davon genieße. Da jetzt das Fieber und die Hitze nicht mehr das viele Getränk erfordern: so kann man selbst nahrhaftere

Biere und Weine dem Kranken geben, die seine Kräfte vermehren werden, wenn er nicht im Maase sündigt. Man sehe mit darauf, daß der Genesende diese Getränke nie zu der Zeit, da sonst das Fieber seinen Anfall that, oder sich vermehrte, genieße, und daß er stets etwas festere Speise, und sollte es auch nur etwas trockenes Brod seyn, dabei zu sich nehme.

Auch die Leibesbewegung ist ein wichtiger Punkt in der Lebensordnung der Genesenden. Wenn ein Kranker Wochen lang das Bette gehütet hat: so sind seine Muskeln, gleich Saiten, ganz abgespannt, und selbst der Umlauf der Säfte geräth in Unordnung. Was kann also dienlicher seyn, als durch eine zuträgliche Leibesbewegung die Muskeln wieder anzuspannen, und sie zu ihrem Dienst zu stärken. Aber leicht thut man hier einen Mißgriff, und wählt gleich anfänglich zu starke Bewegungsarten, die die schwachen Kräfte vollends aufreiben. Deswegen müssen zärtliche Genesende, die auch in gesunden Tagen zu Schwindel, starken Schweißen und dergleichen geneigt sind, mit passiven Bewegungen anfangen. Wird diese Bewegungsart vertragen: so kann man reiten oder spazieren gehen; immer aber bleibt das Reiten für den Reconvalescenten die beste Art, sich Bewegung zu verschaffen. Siehe weiter oben über Bewegung.

Die gewohnten Berufsarbeiten, so wohl die körperlichen, als geistigen, dürfen nie in dem Zustande der Genesung anfangen; sondern müssen noch

bis zur völligen Herstellung verschoben werden. Denn nicht allein, daß sie die schwachen Kräfte verzehren; so schaden sie gewiß eben so sehr dadurch, daß sie den Schwachen zu früh in seine vorige Lebensart, mit alle den schädlichen Einflüssen, die sie hat, versetzen, ihn in Verdrüßlichkeiten verwickeln, und zur Verfolgung seiner Plane anfeuren, wodurch die Seele zu sehr angestrengt, von dem Körper abgezogen, und diesem zu wenig Zeit zur Erholung verstattet wird. Weil man zu früh wieder thätig seyn, und die Langeweile, die man gewöhnlich empfindet, vertreiben will; so raubt man dem Körper die wenigen Tage Erholung, und erwirbt sich dafür auf lange Zeit einen schwächlichen Körper. Ich kann die, welche die Noth zu einem solchen Verfahren zwingt, nur bedauren; aber die, welche aus bloser Gewohnheit, etwas zu arbeiten, sich diese nöthige Ruhe versagen, die werden in den Folgen ihre Bestrafung finden. Jene Armen rechnen, wie gewöhnlich, nur auf den Verdienst des heutigen Tages, und sind nur zu oft gezwungen, schon während der Reconvalescenz auf ihren Unterhalt zu denken; aber bei den letztern ist es nur Unart, sich kein Gelüste versagen zu können. Am meisten begehen die Gelehrten diesen Fehler, ohne es nur zu ahnen. Die Gewohnheit, sich immer mit ihren Gedanken zu beschäftigen, der geringe Apparat, den sie zu ihren Arbeiten nöthig haben, giebt ihnen oft Arbeiten auf, bei welchen sie sich für müßig halten. Da aber der Geist noch das angestrengte Den-

ken versagt, und die Phantasie noch von der Krankheit her die Oberhand behält: so beschäftigen sie sich mehr mit ihr, und werden meist Dichterlinge; und oft schon hat sich in diesem Falle ein rechtlicher Bescheid in ein langweiliges Somit, mit welchergestalt, und all die weil verwandelt. Selbst in der Wahl der Lektüre muß der Genesende vorsichtig seyn, und nicht zu viel lesen. Das letztere greift seinen Kopf an, überfüllt seine Phantasie mit Bildern, die ihn oft den Schlaf durch Träume rauben; oder sein Gefühl wird zu sehr angegriffen, und er der Gemüthsruhe beraubt, die für ihn der beste Zustand ist. „Ich habe, sagt Unzer in seinem Arzte, beobachtet, daß viele nach schweren Krankheiten auch nicht einmal eine lange Erzählung, nicht das Lesen einer anmuthigen Geschichte, oder das genaue Ansehen einer Sache, vertragen konnten, ohne schwindlich zu werden und zu ermüden. Einige haben die Gewohnheit, daß sie in diesem schwachen Zustande Verse machen.“ Es müßten erbärmliche Verse seyn, wenn man sie ihnen erlauben wollte; aber eben darum darf man sie ihnen nicht erlauben.

So, wie man sich bei den ersten Anfällen einer Krankheit nicht gleich zum Lager begeben sollte; eben so sollte man auch im Gegentheile nach Krankheiten, so bald es nur die Kräfte erlauben, das Bette verlassen. Es ist dasselbe nur ein Ort, wo wir uns im Zustande der Ermattung befinden dürfen; nie aber sollten wir die völlige Herstellung

und Erneuerung der Kräfte in demselben abwarten. Ein Mensch, der von Arbeiten und Strapazen ermüdet ist, befindet sich nach einem zu langen Schlafe, nur noch matter, und wird es, je länger er im Bette verweilt; seine Ermattung verliert sich aber sogleich, sobald er sich eine zweckmäßige Bewegung macht. Selbst Krankheiten werden durch ein langes Lager nur noch langwieriger; und wie soll ein Kranker zu Kräften kommen, die ihm weder Essen noch Trinken so leicht, als gehörige Bewegung, verschaffen kann. Sobald es also nur immer die Umstände erlauben, muß der Genesende das Bette verlassen, und so lange außer demselben verweilen, als er keine Ermüdung spürt. Beständig liegen sollte überhaupt kein Kranker, sondern er sollte wenigstens so oft, als möglich im Bette aufsitzen.

Sehr häufig geschieht es, besonders nach langwierigen Krankheiten, daß dem Kranken, wenn er einige Stunden außer dem Bette zugebracht hat, die Füße zu schwellen anfangen. Es kommt dieses von einer Erschlaffung der Haut und deren Gefäße her, und hat gemeiniglich nicht viel zu sagen, verliert sich auch, wenn der Kranke einige Stunden wieder liegt. Da es aber doch mit mancherlei Beschwerden verbunden ist: so muß man den Ansatz dieses Geschwulstes dadurch zu verhindern suchen, daß der Genesende das Bett verläßt, sobald es nur seine Kräfte erlauben, und daß man ihm jedesmal wenn er aus dem Bette steigt, die Unterschenkel mit wol-

lenen Tüchern, die man mit Agtstein durchräuchern kann, reibt, und eng anliegende Strümpfe tragen läßt, oder die Schenkel mit drei Finger breiten wollenen Binden von den Zehen an, aufwärts umwikkelt; wodurch man verhindert, daß Feuchtigkeit in das Zellengewebe austreten, und die Geschwulst verursachen kann.

Es ist ein schädliches Vorurtheil, das viele Kranke hegen, daß man nach jeder Krankheit die Kur mit einer Abführung beschließen müsse, um den während der Krankheit angesammelten Unrath abzuführen, und die Oeffnung in Ordnung zu bringen. Viele Kranke pflegen auch wirklich hinter dem Rükken des Arztes, der ihnen solche Medikamente verweigert, Glaubersalz, Pillen u. d. gl. Abführungen zu nehmen; oder sie verschweigen dem Arzt eine Diarrhoe, die sich aus andern zufälligen Ursachen einstellt, weil sie glauben, ihre Natur habe sie hervorgebracht, und sie diene zu ihrer Gesundheit. Es giebt dieses Vorurtheil nur Gelegenheit zur Erneuerung des Fiebers, besonders der kalten oder Wechselfieber, in jedem Fall aber wird der Genesende leicht geschwächt, und die Ersetzung der Kräfte verhindert. Deswegen dürfen auch die Genesenden nicht in Sorge seyn, wenn die Leibes-Oeffnung nicht täglich erfolgt: da es im Gegentheil ein Beweis ist, daß die Därme wieder ihre Kraft erlangt haben, und die Milchadern viel nährenden Stoff aus ihnen aufnehmen; da die Oeffnung sonst häufiger erfolgen, und als Diarrhoe abgehen würde. Sie

können es kühn mit ansehen, wenn die Oeffnung mehrere Tage ausbleibt; und es gilt hier schlechterdings kein Zeitraum, nach dessen Verlauf sie erfolgen müßte; auch braucht man keine Vorkehrungsmittel anzuwenden, so lange nicht Druck und das Gefühl von Vollseyn im Unterleibe, Beängstigung, dumpfer Schmerz und Betäubung eintreten. Wenn aber auch diese Zufälle eintreten sollten, so darf man doch ohne Vorwissen des Arztes nie etwas anders, als ein Klystier gebrauchen.

Ich komme zu einem wichtigen Gegenstand für Genesende, und das betrifft ihre Kleidung. Es ist leicht einzusehen, daß nach langwierigen Krankheiten die Haut, ein Hauptorgan der thierischen Maschine, in ihren Verrichtungen gehindert, oder verstimmt, sie selbst aber, des Eindrucks der Luft durch das lange Lager, entwohnt seyn müsse. Gewöhnlich folgen solchen Krankheiten eine Anlage zu profusen Schweißen und zu Ausschlägen nach; und die geringste Aenderung der Temperatur, oder Einwirkungen von innen, als Aerger, Schrecken, und gestörte Verdauung, verschließen augenblicklich die Haut krampfhaft, und machen Congestionen nach Kopf und Brust. Die linnenen Hemden sind nicht im Stande, diese Zufälle zu verhüten, oder abzustellen. Die Genesenden sollten daher in dieser Periode, und so lange nachher, als sie nicht völlig hergestellt und der freien Luft gewohnt sind, wollene oder baumwollene Hemden und Unter-Kleider tragen. Die Wolle empfiehlt sich dazu vorzüglich, weil sie die

thierische Wärme nicht ableitet, und ihre Entziehung aus dem Körper verhütet, folglich einen größern Grad von Wärme in dem Körper erhält. Dies macht die wollene Hautbekleidung alten und erschöpften Leuten, deren Körper nur sparsam die nöthige Wärme erzeugt, und die ohne Fieber beständigen Frost klagen, so angenehm. Ist aber die Wolle oder Baumwolle, in ein nicht zu dichtes Zeug verwebt: so läßt sie die ausgedünstete Materie in Dunstgestalt durch, welches bei Linnen nicht geschehen kann, das vielmehr wegen der größern Dichtigkeit und geringern Wärme den Dunst auffängt, in Schweiß verwandelt, und davon naß wird. Daher haben Personen, die linnene Wäsche tragen, und stark dunsten, immer feuchte Wäsche, die oft zu Verkältungen Veranlassung giebt; und daher bleibt man bei wollener Bekleidung auch bei der stärksten Ausdünstung trocken.

Die Wolle ist für den ungewohnten Körper ein starker Hautreiz, erhöht die Empfindlichkeit der Haut, und vermehrt die Transpiration. Dem ersten Anschein nach sollte sie sich, dieser Eigenschaften wegen, für einen Genesenden, der stark dunstet, oder an frieselartigen Ausschlägen leidet, nicht eignen. Es ist wahr, daß Ausschläge, die eitern, wie Krätze und Flechten, ihren Gebrauch verbieten: allein da die vermehrte Ausdünstung und die frieselartigen Ausschläge ihren Grund in einer Unthätigkeit und Erschlaffung der Haut haben: so muß die wollene Bekleidung, die die Haut reizt, und ihre Thätigkeit vermehrt, auch die

Grundursache des Uebels heben. Wegen ihres Reizes auf die Haut ist sie besonders Personen, die zu Congestionen und Blutflüssen geneigt sind, so wie Hysterischen und Hypochondristen, deren Wohlseyn mit von der ungestörten Verrichtung der Haut abhängt, sehr zu empfehlen: da sie im ersten Falle stets eine Ableitung der Säfte nach der Haut macht, im zweiten aber ihre Thätigkeit unterhält.

Wenn man sich auch nicht entschließen könnte, sich ganz in Wolle zu kleiden: so ist es doch durchaus nothwendig, wollene Strümpfe zu tragen. Es würde auch Gesunden sehr vortheilhaft seyn, wenn sie sich derselben für beständig bedienen wollten. Für Genesende aber ist es um so viel nothwendiger: da die Füße am leichtesten erkältet werden können, und sie auch oft während der Genesung über empfindliche Kälte derselben sich beklagen, hauptsächlich aber weil Personen, die mit schwitzenden Füßen behaftet waren, und solche in der Krankheit verloren, sie durch warme Bekleidung am leichtesten wieder hervorbringen, und so ihre Herstellung befördern können.

Es ist die Gewohnheit vieler Genesenden, bei ihrem ersten Ausgange, in die Kirche zu gehen. So löblich auch ihre Absicht seyn mag, so unstatthaft ist gleichwohl ihr Unternehmen, da die nasse feuchte Luft der mehresten Kirchen selbst Gesunden oft schädlich ist, und um so leichter ihnen eine neue Krankheit erwecken kann. Sie werden daher besser für ihre Gesundheit sorgen, wenn sie lieber ihren

ersten Gang an einem heitern Tage in die freie Natur anstellen, wo sie eben so viel Stoff für ihre Betrachtungen finden werden, als in jenen dumpfen Gewölben, deren Moder sie an nichts, als an das Grab, dem sie eben entronnen sind, erinnern kann.

Wie wenig man aber seither darauf gesehen hat, durch Bekleidung des Körpers in der Rekonvalescenz Rezidive zu vermeiden; das beweist auch die schädliche Sitte, den Genesenden das Haupthaar zu verschneiden. Es ist dieses so allgemein eingeführt, daß ich mich fast keines einzigen Patienten, der von einer schweren Krankheit genaß, er mochte jung oder alt, Weib oder Mann seyn, errinnere, wo man nicht in der ersten fieberfreien Zeit sogleich die Haare abgeschnitten hätte. Es ist ganz natürlich, daß die Haare, wenn die Krankheit nur etwas lange dauert, und man sie auszukämmen verabsäumet, sehr verworren werden, und sich vieler Schmuz unter ihnen sammeln müsse; welches beides die Verdunstung der Transpiration verhindert, und Kopfweh verursacht, oder es unterhält. Man glaubt alles dieses nicht besser, als durch das Abschneiden des Haars, heben zu können, und gewiß man wählt dazu das kürzeste Mittel. Ob auch das sicherste? wenigstens widerspricht meist der Erfolg.

Die Haare sind ein weit wichtigerer Theil unsers Körpers, als man gewöhnlich glaubt; und sie bekommen so gut, als jedes andere Organ, Stoff

von unserm Körper zu ihrer Nahrung und Wachsthum, sie erscheinen an manchen Theilen desselben, wie die Barthaare, nur dann erst, wenn er schon zu einer gewissen Reife gediehen ist, und die andern Organe nicht mehr so viel Säfte zu ihrer Vervollkommnung brauchen. Je öfterer sie also verschnitten werden, desto mehr entziehen sie dem ganzen Körper Säfte zu ihrem Wachsthum; und dieser Verlust muß dem Ganzen um so empfindlicher werden, wenn es zu einer Zeit geschieht, wo die Natur wenig zum Wachsthum einzelner Theile thun kann, sondern blos zur Erhaltung des Ganzen wirken muß, wie dieses in der Zeit der Rekonvaleszenz der Fall ist. Es ist dieses aber nicht der einzige Standpunkt, von dem man die Schädlichkeit des Haarabschneidens betrachten muß; man muß auch bedenken, daß dadurch das Andringen des Blutes nach dem Kopfe zu unterhalten wird, und hierdurch langwierige Kopfschmerzen und Krankheiten des Hauptes veranlaßt werden können. Denn selbst bei Gesunden hat man heftiges Zahn- und Kopfweh nach jedesmaligem Abschneiden der Haare; ja sogar eine vorübergehende Blindheit beobachtet.

Die aufmerksamsten Aerzte haben stets den Kranken, die sich von einer schweren Krankheit erholten, und deren Körper einer langen Zeit zu seiner Reproduktion bedurfte, dringend verboten, sich das Haar zu früh verschneiden zu lassen, da oft unmittelbar darnach die gefährlichsten Zufälle entstanden sind. Man muß diese Warnung bei jedem ein-

zelnen Kranken um so mehr wiederholen; da die Genesenden diese Handlung für so geringfügig ansehen, daß sie äußerst selten den Arzt vorher darum befragen. Daß sie den Kopf nach dem Abschneiden mit einer Mütze bedecken, hilft nur der Gefahr der Verkältung ab; ersetzt aber weder den Verlust der Säfte, noch weniger vermehrt es den Säften den Andrang gegen den Kopf, sondern befördert ihn nur noch mehr. Den Kopf aber dick mit Puder zu bestreuen, wie es auch häufig geschieht, ist noch schädlicher, da er die Schweißlöcher verstopft, und die Transpiration hindert.

Sech-

Sechzehntes Kapitel.

Von der Wartung der Ohnmächtigen, Schein- und wirklichen Todten.

Seit dem der Luxus, die Künste und die fehlerhafte Lebensart der Menschen den Vegetations-Prozeß des Lebens entweder in einer Treibhaushitze beschleunigte, oder Leidenschaften ihn verhinderten und unterbrachen, und die köstliche Pflanze verkrüppelten; seit dem entstanden die zahllosen Krankheiten, und selbst der Tod zeigte sich den Menschen in einer furchtbaren Gestalt. Die Ruhe und die sanfte Ermattung, die sonst den Greis dem Tode in die Arme führte, verwandelte sich in Furcht; die Sehnsucht nach dem langen Schlummer in kindische Liebe zum Leben; und selbst der Geitz, und die Ruchlosigkeit der Erben schreckt jetzt den Sterbenden durch die Furcht, noch einmal im Grabe sterben zu müssen, im Todteskampfe auf. Umsonst streitet man gegen die Möglichkeit, im Grabe noch einmal das Leben und das Bewußtseyn erhalten zu können; umsonst erbaut man Leichenhäuser. Die Furcht wird nicht eher weichen, als bis eine nachdrückliche Poli-

zei jeden Sterbenden die sorgfältigste Pflege im Sterben bis zum gewissen Tode zusichert. Dieses kann aber nur durch genaue Unterrichtung und eine strenge Instruktion der Leichenwärter geschehen. Alle übrige Vorkehrungen, das Verbot des frühen Begrabens, die Leichenhäuser und andere mehr helfen nichts, wenn der Todte nicht, wie ein neugeborenes Kind, von dem Augenblicke an, wo er verschied, oder doch scheinbar tod ist, sich in der Pflege einer gewissenhaften Person befindet.

Die Natur wollte, daß die Auflösung unserer Maschine mit eben so wenig Empfindung und Bewußtseyn verknüpft seyn sollte, als unsere Entstehung. Deswegen verlischt im Greise die feurige Phantasie, sein Gedächtniß wird stumpf, und seine Vorstellungen gleichen oft denen seiner Kindheit. Das war der große Zirkel, der Wille der Natur, den sie auch bei jüngern Menschen, die nicht am Alter sterben, durch die Heftigkeit der Krankheit und durch das allmälige Hinwelken der Kräfte erreicht. Wäre jedermann von dieser Wahrheit überzeugt: so wurde unsere Todtesfurcht sich um ein Beträchtliches mindern, und wir würden einsehen, daß die Zuckungen des Sterbenden nichts anders sind, als die Bewegungen der Frucht, die der Mutter sagen, daß ihr Kind lebt. Freilich treten Mitleid, Liebe und Entsetzen bei den scheinbaren Leiden der Person in das Spiel, und hindern uns in den letzten Anstrengungen der Muskeln, dasselbe zu sehen, was wir bei ihren ersten Spannungen, bei

der Frucht im hüpfenden Punkt (punctum saliens) bewundern.

Die Ohnmacht ist für den kranken Körper das, was für den gesunden der Schlaf ist. Die Natur zieht sich gleichsam in sich selbst zurück, schränkt ihre Kräfte blos auf die nothwendigsten Verrichtungen ein, und sammelt dadurch neue; blos der schwache Pulsschlag und das Athmen unterscheiden noch den Ohnmächtigen von dem Scheintodten. Wenn heftige Leidenschaften, Strapazen, Erhitzungen und dergleichen die Kräfte erschöpfen; wenn unverdauliche Speisen durch ihre Menge den Magen belästigen, und er sich nicht gleich durch Erbrechen davon befreien kann; oder wenn ein Blutfluß den nothwendigsten Lebensreiz entzog; kurz die Ohnmacht mag aus einem zu heftigen Reize auf den Körper oder durch Entziehung des Reizes entstehen: so entsteht, die Ursachen mögen auch noch so verschieden seyn, doch nur ein einziger Zustand und Verhältniß daraus; ein Zustand der Ermattung und Ohnmacht. Es ist aber bekannt, daß je matter sich jemand befindet, er desto weniger heftige Reize auf seinen Körper zu ertragen im Stande ist, und daß Ruhe das einzige Mittel ist, seine Ermattung bald und sicher zu heben.

Was thun wir aber gewöhnlich bei Ohnmächtigen? Wir stören die Ruhe der Natur durch Eingießen von Lebens-, Elixieren, Balsamen, Schlag- und Mutterwassern; wir erzwingen Bewegungen von ihr durch Riechsalz, Niespulver und Kitzeln in

der Nase. Wird sind eben so grausam, wie der Scharfrichter mit seinem ohnmächtigen Delinquenten auf der Tortur; wir haben den brennenden Schwefel und den Federdampf von ihm geborgt. Alle diese Mittel aber sind nichts, als zu starke Reize für den Ohnmächtigen, und wirken nichts, als, daß sie auf Augenblicke die Ohnmacht unterbrechen, aber auch die Schwäche vermehren.

Alles, worauf der Laye bei Ohnmächtigen seine Hülfe einschränken sollte, besteht darin: den Ohnmächtigen in möglichst reine, und mehr kühle, als warme Luft zu bringen; alles Geräusch und überflüssige Personen zu entfernen; und ist es kalt oder klagt der Kranke über Frost, ihn lieber durch Betten, als durch Einheizen zu erwärmen zu suchen. Jeden Ohnmächtigen müssen alle fest anliegende Kleidungsstücke, Binden und Gürtel gelöst und abgezogen werden. Ohnmächtige, die sich die Ohnmacht durch Erhitzung, Tanzen, starke Getränke und Zorn zugezogen haben, denen das Gesicht roth aussieht, die rothe Wangen und Ohren haben, denen das Blut nach dem Kopfe steigt und das Herz stark schlägt, muß man mit dem Kopfe und der Brust hoch legen. Im Gegentheile muß man die mit dem Kopfe und dem Leibe niedrig legen, die aus Ermattung und Blutverlust ohnmächtig wurden, und denen das Gesicht und die Lippen bleich aussehen. Das Aderlassen, das bei der Ohnmacht im Allgemeinen gar nicht angezeigt ist, vermeide man ohne Beirath eines Arztes ganz; und mit den Riech-

mitteln, wodurch man die Ohnmächtigen zum Leben zu bringen sucht, sey man besonders bei Frauenzimmern, die zu Mutterohnmachten geneigt sind, sehr vorsichtig, und erkundige sich, ob sie nicht gegen gewisse Gerüche einen Widerwillen haben; denn man kann leicht die Ohnmacht hartnäckiger machen. So ist oft der Geruch von Lavendel, Moschus und dergleichen denen zuwider, die einen Wohlgefallen an stinkenden Asant und dergleichen haben. Am wenigsten wird man in diesem Stücke irren, wenn man zum Riechmittel Essig nimmt, in welchem man Lavendel, Kümmel oder Wachholderbeeren eingeweicht hat; man macht davon ein Bäuschchen und läßt daran riechen. Mit eben diesem Kräuter-Essig kann man auch das Gesicht, die Schläfe, den Nacken und die Handwurzel waschen. Bei Ohnmächtigen, denen das Blut sehr gegen den Kopf dringt, die sehr roth im Gesichte aussehen, und zu Schlagflüssen, Schwindel und Nasenbluten geneigt sind, sey man mit dem englischen Riechsalze und Salmiak-Spiritus vorsichtig, oder meide sie lieber ganz. Man kann, wenn man die Hülfe erzwingen will, hier mehr schaden und verlieren, als man durch Anwendung gelinderer Mittel verloren haben würde. Lieber lege man auf den Rücken der Füße Senfteige, und reibe die Fußsohlen mit starken Bürsten, die in Essig getaucht sind. Ein sehr gutes Mittel, das in keiner Rücksicht schädlich ist, ist, wenn man den Kranken an einzelnen kleinen Haaren im Nacken und an den Schläfen rauft. Bekannter

ist das Besprengen mit kaltem Wasser im Gesichte, und das Tropfbad in die Herzgrube.

Man lasse nie zu, daß Ohnmächtigen ohne Vorwissen eines Arztes sogenannte Mutter- und Wundertropfen, Lebens-Elixiere und Balsame eingeflößt werden. Das einzige, was man den Kranken ohne Nachtheil geben kann, ist Melissen- Chamillen- oder Pfeffermünzthee, mit etwas gutem Essig, Wein oder Hofmanns schmerzstillendem Liquor. In leichtern Fällen hilft dieses Verfahren gewiß; und, wenn die Hülfe außen bleibt, so ist es ein sicheres Zeichen, daß der Fall für die Erkenntniß eines Layen zu schwer sey, und die Hülfe eines Arztes erfordere.

Mit seiner Hülfsleistung sey man nicht zu eilfertig, besonders bei Personen, die oft in Ohnmacht fallen; und sehe lieber zu, ob sie sich nicht von selbst erholen. Geschieht dieses aber nicht: so wende man zwar die obigen Hülfsmittel an; halte aber damit zuweilen inne, und schicke lieber bald nach einem Arzte.

Von der Ohnmacht unterscheidet sich der Scheintod durch gänzlichen Mangel an Athemholen und Pulsschlag, durch größere Kälte des Körpers und durch die längere Dauer. Noch bleibt beim Scheintodte das Auge und der Mund geschlossen, der Kopf, der seine ungezwungene Lage behält, giebt noch ein Zeichen der nur unterdrückten, nicht verlornen Lebenskräfte ab. Die Erschlaffung der Schließmuskeln am After, und die Entleerung der Därme

darf gar nicht als entscheidendes Zeichen des Todes angesehen werden, da dieses bei jeder Ohnmacht vorkommen kann; eher kann die Entleerung der Harnblase als ein begleitendes, obgleich auch zufälliges Zeichen des wirklichen Todtes gelten. Die Glieder des Scheintodten behalten ihre Biegsamkeit, obgleich auch bei Krämpfen, besonders dem Starrkrampfe, diese vermindert, ja ganz aufgehoben seyn kann. In den Muskeln erhält sich ein gewisser Grad von Spannkraft, und selbst die Kälte des Körpers beim Scheintodte ist merklich von der des wirklichen Todtes unterschieden. Beim wirklichen Todte lassen sich die Muskeln bei aller Steifheit teigig anfühlen; und die Todtenkälte bringt eine eben so unangenehme Empfindung in der Hand hervor, als die beisende Hitze bei dem Faulfieber. Diese beiden Zeichen sind so charakteristisch, daß ich sie mehr, als alle andere, für Zeichen des wahren Todtes ansehen würde; und jeder Geübte wird daran leicht den wahren vom falschen Todte unterscheiden können.

Um aber in dieser wichtigen Sache so viel, als möglich, zur Gewißheit zu gelangen: so sehe man vorzüglich auf die Art des Sterbens selbst. Ein schneller Tod bei sonst verhältnißmäßig guten Kräften, schneller Tod bei Weibern und zärtlichen Männern, bei Hysterischen, Tod auf Schrecken, große Freude, oder Angst und Zorn, nach starkem Blutverluste und heftigen Schmerzen überhaupt, besonders aber nach einer Geburt, plötzlicher Tod nach

einer reichlichen Mahlzeit, nach heftigem Husten, und der nach einer starken Anstrengung, die Leibesöffnung zu erzwingen, folgt, oder den Ohnmachten vorher gingen, ist immer eher Schein- als wirklicher Tod. Wenn hingegen der Tod nach einer anhaltenden Krankheit, die die Kräfte raubt, erfolgt; wenn im Sterben beim Athemholen sich mehr der Unterleib, als die Brust erweiterte, dabei der Kranke die Luft mehr durch die Nase, als den Mund einzog; wenn beim Athmen ein Geräusch und Kollern auf der Brust entstand, zwischen jedem Ein- und Ausathmen eine beträchtliche Zwischenzeit statt fand, in der man vier, sechs und mehr mal hätte Athem holen können; wenn bei diesem mühsamen Athmen sich die Nasenflügel erweiterten, und die Mundwinkel in die Höhe zogen (contractio musculi levatoris labii superioris alaeque nasi); wenn mit dem sichtbar letzten Ausathmen sich der Körper streckte; die Augenlieder sich in die Höhe hoben, und die Unterkinnlade sich streckte: da darf man mehr auf den wirklichen, als den Scheintod, schließen.

Am schwersten ist die Frage zu entscheiden, ob ein Mensch wirklich tod sey, wenn einige Zeit nach dem geglaubten Ableben desselben, sich Zeichen einfinden, die die Wiederkehr des Lebens zu verkündigen scheinen.

Die Zeichen, die man als solche annimmt, sind folgende. Das verfallene und entstellte Gesicht bekommt wieder seine natürliche Gestalt, und die

vorher gleichsam verwischten Gesichtszüge erheben sich wieder; die zugespitzte und im Tode meist abwärts gezogene Nasenspitze, so wie das gleichfalls veränderte Kinn erhalten ihre Gestalt und Rundung wieder; die bleichen Lippen röthen sich, und die Wangen erhalten wieder etwas Farbe; der Hals, der im Todte in der Gegend des Kehlkopfes und der Luftröhre meistens eine Vertiefung bekommt, erhebt sich wieder und die Vertiefung füllt sich aus; eben so die Gegend der Schläfe; die Stirne, die im Todte meist ein gespanntes Ansehen hat, bekommt wieder Furchen; kurz das ganze Gesicht gleicht wieder dem eines Schlafenden. Die Aderlaßwunden bluten oft von selbst; es kommt Blut aus der Nase und der Mutterscheide; der Unterleib ist nicht mehr eingefallen, und fühlt sich wärmer an; die Glieder werden biegsamer; die Nägel röthlich. Es entstehen in der Gegend der Hauptadern am Halse, am Arme und Schenkeln rothe Flecken, und die zurückgetretenen Blattern, Masern und Scharlach scheinen sich wieder zu heben, und die blauen Flekken zu röthen.

Um in diesen schwierigen Verhältnissen Licht zu erhalten, dürfen wir weniger auf die Länge der Zeit, als die obwaltenden Umstände unter sich sehen. Denn wir haben durchaus keine gewisse Erfahrung, die uns lehrte, wie lange die Lebenskraft unterdrückt sey, und der Scheintod, ehe er in den wirklichen übergeht, existiren könne; und wir wissen nur so viel, daß auch bei den zweifelhaftesten Umstän-

den doch der sechste Tag nach dem geglaubten Todte noch nicht der äußerste Zeitpunkt sey, an welchem Scheintodte ins Lebens zurückkehren können. Besonders ist dies der Fall bei Faul- und Nervenfieber, wo oft Einflüsse, die man nicht genau berechnen konnte, zur Wiedererweckung der Lebenskräfte Veranlassung geben können; so sahe Sydenham einen Jüngling, den man an faulichten Blattern für verstorben hielt, wieder in das Leben zurückkehren, als man ihn auf kaltes Estrich legte.

Der Wechsel der Temperatur ist es vornehmlich, der in dieser Sache die größte Aufmerksamkeit verdient, und über die mehresten Erscheinungen Aufschluß giebt. So wirkt Wärme, die auf eine kältere Temperatur folgt, sie mag nun durch Sonnenschein, Thauwetter oder Ofenhitze hervorgebracht seyn, mehr als Gährungs- und Fäulniß-befördendes Mittel; und die Erscheinungen, die sich unter diesen Umständen an dem Körper zeigen, werden mehr die anfangende Fäulniß, als die Wiederkehr des Lebens verrathen, zumal, wenn die vorherige Kälte so groß war, daß die flüssigen Theile frieren mußten. Deswegen darf man sich aber doch nicht zu leicht bei der Sache beruhigen, da der Fall vorkommen kann, wo die Wärme auf einen Scheintodten, dessen Lebenskraft in einer kühlen Temperatur sich wieder sammelte, als ein Belebungsmittel wirken kann. Eine kühlere Temperatur hingegen, die auf eine wärmere folgt, wenn sie nicht so stark ist, daß sie Flüssigkeiten in Eis verwandelt, kann, wenn sich

obige Erscheinungen an dem Körper ereignen, mehr als Erweckungsmittel angesehen werden. Die allgemeinen Erweckungsmittel, zumal der allmälige Uebergang in eine wärmere Temperatur, werden in diesem Fall bald zeigen, ob es anfangende Fäulniß oder neues Leben war; und deswegen ist es ganz falsch, zu erlauben, daß die Leiche bei kühler Witterung nach Verlauf von 48 Stunden begraben werde, weil in dieser Zeit sich noch immer ein Funke des Lebens erhalten kann.

Wenn Blattern, Scharlach, Masern oder Faulfieber die Ursache des Todtes waren: so ist oft die größte Kälte nicht im Stande, der anfangenden Fäulniß zu wehren. In diesem Falle treten oft alle Erscheinungen ein, die das wiederkehrende Leben zu bezeichnen pflegen, und täuschen oft den Erfahrensten; aber eine einzige Stunde, da die Leiche sich in einer wärmern Temperatur befindet, bringt dann einen Grad von Fäulniß hervor, der zu deutlich zeigt, daß nur ein hoher Grad von Kälte den Körper bisher gegen sie verwahren konnte.

Unter allen Zeichen des wiederkehrenden Lebens sind die von der Veränderung des Gesichts hergenommenen, zwar die auffallendsten, aber auch die täuschendsten. Die Gesichtszüge können sich eben so wohl verändern, weil sie wieder unter der Herrschaft des Willens stehen, als auch, weil die anfangende Zersetzung der Materie die Muskeln aufschwellt und ausdehnt. Der letzte Fall ist es ge-

wiß immer, wenn die Person an einer langwierigen, besonders auszehrenden Krankheit starb, sehr verfallen war, und nur während des Fiebers rothe Wangen, und ein besseres Aussehen bekam; ferner bei denen, die an Blutflüssen starben. Hier sey man aber vorsichtig, und schließe nicht von der Menge des verlorenen Blutes auf die nothwendige Tödlichkeit, da es sattsam bewiesen ist, daß Menschen, besonders aber Frauenzimmer, außerordentlich viel Blut, ohne Gefahr für ihr Leben, verlieren können. Personen, die nicht lange mit dem Tödte rangen, und Greise, die, wie man sagt, vor Alter einschliefen, verändern im Todte ihr Gesicht wenig oder nicht; und desto täuschender ist es, wenn sich ihre Lippen und Wangen röthen. Obgleich die Menschenliebe in jedem Falle unsere Aufmerksamkeit anregen soll: so darf man doch in dem Fall, wo sich dieses bei alten Leuten ereignet, mehr auf anfangende Fäulniß, als auf Wiederkehr in das Leben, schließen.

Um aber die Ursache dieser Veränderungen im Gesichte ganz zu erforschen, öffne man den Mund, und sehe, ob hell, oder dunkelrothe Flecken an der innern Seite der Wangen, an dem Gaumen, auf oder unter der Zunge, so wie am Zahnfleisch sich befinden. Die Farbe mag nun seyn, wie sie will: so sind es Todtesflecken, und sichere Zeichen der anfangenden Fäulniß; und die Röthe der Lippen und Wangen, ist nichts als ein Durchschimmern derselben. Zweitens erkundige man sich, ob nicht die Todtenfrau dem Todten den Mund mit Brandwein,

Lavendelgeist, Rosen- und andern gebrannten Wassern, oder mit in warmem Wasser aufgelösten Salz ausgewaschen, oder ihm einen in Brandwein getränkten Lappen über das Gesicht geschlagen hat. Das thun diese Weiber, um dem Todten ein besseres Ansehen zu geben, und rothe Wangen und Lippen zu verschaffen, oder, wie sie sich ausdrücken, eine schöne Leiche zu haben; sind aber dabey so unverständig, es hartnäckig zu leugnen, und die Verwandten dadurch in die äußerste Angst und Bestürzung zu versetzen.

Der Hals wird im Todte etwas dünner; er bekommt an den Seiten der Luftröhre gleichsam Vertiefungen, welche durch die Abspannung der Muskeln und den Mangel an Blut in den Hals-Adern entstehen. Die anfangende Fäulniß rundet den Hals oft wieder aus, und ein höherer Grad derselben schwellt ihn oft so an, daß er weit stärker, als natürlich erscheint. In der Gegend der größern Adern am Halse und der Extremitäten entstehen dann oft rothe Flecken, die anfänglich die Haut nur merklich röthen, daß sich die Todtenfarbe in eine Fleischfarbe verwandelt.

Ist man über den wirklichen Tod einer Person zweifelhaft: so ist die Haupterforderniß bei dem ganzen Rettungsverfahren Geduld und bedachtsame Anwendung der Rettungsmittel. Die Fälle sind bekannt, wo man erst spät die Rettungsmittel anwandte, und dennoch glücklich war und noch häu-

figer sind die, wo man nach acht, zehn und mehrern Stunden erst einige Wirkungen seiner ausdauernden Geduld wahrnahm. Man begnüge sich also nie, die Mittel blos Stunden lang fortgesetzt zu haben, sondern fahre so lang damit fort, bis die unverkennbare Fäulniß uns überzeugt, daß der Körper nicht uns, sondern der Erde gehört. Die Mittel selbst müssen zwar lange genug, aber in Zwischenräumen angewandt werden, theils um den helfenden Personen Kräfte zu ersparen, als auch um den Mitteln Zeit zu lassen, auf den Körper gehörig zu wirken, und nicht das glimmende Docht mit Sturm auszulöschen. Besonders wende man die Mittel, die das Nervensystem unmittelbar angreifen, vorsichtig an, verstärke sie nur nach und nach, und setze sie mitunter eine kurze Zeit lang aus. Unter diesen Mitteln verstehe ich die Schläge der Elektrizität, und des Galvanismus, so wie die flüchtigen Salze und Geister, womit man die Nerven des Geruchs und der Stimmritze zu reizen sucht.

Das Rettungsverfahren selbst wird folgendermaßen angestellt. Der Scheintodte wird sogleich in eine etwas wärmere Temperatur gebracht, wenn nicht das Zimmer schon warm genug ist, und in ein erwärmtes Bette, oder noch besser, in warme wollene Tücher gehüllt. Der Mund und die Augen werden aufgebunden, auch alle Binden, wodurch man die Glieder in einer gewissen Lage erhalten wollte, weggenommen. Dann wird die Unterkinnlade etwas gegen die Brust gezogen, die Au-

genlieder geöffnet, und auf dem Augapfel mit dem Finger eine leichte Grube gedrückt. Sodann legt man scharfe Senfteige auf die Fußblätter und die Handwurzeln in der Gegend der Pulse, und erneuert sie, so oft sie trocken werden. Die Fußsohlen und die innere Seite der Schenkel, werden mit starken Bürsten und ätzendem Salmiakgeist gerieben. Auf die Gegend der Halsadern, im Nacken, auf die Brustwärzen, und die Magen-Gegend setzt man trockne Schröpfköpfe, und wenn sie sich festgezogen haben, zieht man sie mit einiger Gewalt ab. Auch kann man auf die Magen-Gegend und die Herzgrube ein Tropfbad von Vitriolnaphtha oder von starkem Kampherspiritus anwenden; und wenn dieses beides nicht zur Hand seyn sollte, das Tropfbad von kaltem Wasser, welches man durch Kochsalz, Salpeter oder Salmiak noch mehr erkältet, bereiten. Gleichergestalt reibt man die Schläfe mit Salmiak-Spiritus, oder Kamphergeist, und bringt denselben mittelst eines Federbarts, der damit befeuchtet ist, in die Nase und den Schlund. Anstatt der zweideutigen Tabaksklystiere, die man hier zu appliziren pflegt, spritze man lieber kaltes Wasser in den Mastdarm, oder setze ein Klystier von einer halben bis ganzen Quente gereinigter Pottasche, die man in sechs bis acht Loth Wasser hat auflösen lassen.

Die Elektrizität und den Galvanismus rathe ich nicht eher anzuwenden, bevor man nicht andere Mittel, als Tropfbäder und Riechmittel, gebraucht hat. Hat man Gelegenheit, sich der Elektrizität zu

bedienen: so ziehe man anfänglich blos Funken mit einer stumpfen Spitze aus der Gegend des Herzens und des Magens, und bediene sich dann der Leidnerflasche. Man läßt die Schläge anfänglich queer durch die Achseln gehen, und steigt damit immer gradweise an der Seite des Brustkastens herab, läßt dann die Schläge von vorn nach hinten durch die Brust gehen, und endigt damit am Unterleibe. Man wechsele dabei mit den Direktoren und ziehe anfänglich blos mit dem Direktor der negativen Elektrizität die Schläge aus, dann aber thue man es auch mit dem der positiven. Ist hingegen die Elektrizität schwach: so kann man bald mit der positiven anfangen, und sie noch dadurch erhöhen, wenn man den Theil, den man mit dem Direktor der positiven berührt, mit Flanell belegt, den andern aber entblößt.

Das neueste Mittel, den Scheintod vom wahren zu unterscheiden, ist der Galvanismus*). Man soll eine galvanische Batterie von viereckigen Platten aufbauen, zwischen welche man Tuch von weißer Farbe legt. Man befeuchtet sodann die Lippen und Augenlieder mit Salzwasser und belegt diese Theile mit ovalen Silberplättchen; bringt diese Belegungen vermittelst spiralförmig gewundener Silberdräthe, mit

---

*) Zuverlässiges Prüfungsmittel, zur Unterscheidung des wahren vom Scheintodte, von Heidmann, Arzt in Wien, mit 1 K. Wien bei Camesina 18 gr.

mit den Polen in Verbindung, und berührt nun abwechselnd die Lippen und Augenlieder mit dem Verbindungsdrathe. Ist noch der schwächste Funken von Irritabilität vorhanden: so werden in dem Augenblicke, wo die Kette geschlossen oder geöffnet wird, Zusammenziehungen vorzüglich der Sphinkteren der Augen und Lippen, und bei höhern Graden der Reizbarkeit Zuckungen aller Gesichtsmuskeln entstehen. Hat man Hoffnung, daß beim Gebrauche schicklicher Mittel das schlummernde Leben wieder erweckt werden könne: so werden jene Bewegungen in gleicher Stärke bleiben. Wenn hingegen wirklicher Tod vorhanden ist: so werden sie immer abnehmen, und endlich ganz aufhören. Sollten aber die Gesichtsmuskeln gelähmt, oder vom Krampfe erstarrt seyn: so muß man andere Theile nehmen. Oft häuft sich ein schleimiger Ueberzug auf den Lippen und den Augäpfeln, auch im Scheintodte an, diesen muß man mit Salzwasser abwaschen, ehe man das Prüfungsmittel anwendet. Ferner muß man bei Erfrornen und in kaltem Wasser Erstarrten erst warten, bis sich eine gewisse Beweglichkeit der Glieder wieder eingefunden hat, ehe man den galvanischen Reiz anbringt. Haben wir uns vor allen Dingen durch den galvanischen Reiz von dem Daseyn des Lebens überzeugt: so dürfen wir nur folgende kleine Abänderung im Apparate treffen, um das nämliche Mittel, das uns die schwächsten Spuren des Lebens zeigt, zugleich zu dem kräftigsten Erweckungsmittel umzuschaffen, ohne dazu der ge-

wöhnlichen Voltaischen Säule nöthig zu haben. Man drückt blos in der Gegend der Herzgrube eine zweizollige Metallplatte, die auf der obern Fäche einen Ring, auf der untern aber verschiedene scharfe Spitzen hat, mit diesen Spitzen in das Fleisch ein; eine zweite Platte legt man oberhalb des Anfangs der Brustwirbel, und befestigt in jeden Ring eine Kette. Bei dem jedesmaligen Schließen der galvanischen Kette werden alle Muskeln zusammengezogen, die sich zwischen beiden Metallplatten befinden, und an diesen Bewegungen der oberflächlichen Muskeln werden auch bald die tief liegenden, als das Herz, Theil nehmen, wenn sonst die Rückkehr in das Leben noch möglich ist.

Man wird auch wohl thun, wenn man während dieser Behandlung den Scheintodten zu verschiedenen malen Luft einzublasen, und dadurch die Lunge zu reizen versucht. Man hat dazu eigene Blasebälge mit biegsamen Röhren erfunden, die recht brauchbar, aber leider an den wenigsten Orten zu haben sind *). Ich glaube aber an ihnen einen Fehler bemerkt zu haben, den diejenigen abstellen lassen können, die sich diese Maschine anschaffen wollen. Die Röhre nämlich, die an oder in die Stimmritze, als die Oeffnung der Luftröhre, gebracht werden soll, ist gewöhnlich viel zu dick und rund, als daß das geschehen könnte, sie gleitet vielmehr ab, und kommt in die Speiseröhre, wo man dann,

---

*) Siehe Justiz- und Polizei-Fama. August, 1804.

wenn man nicht aufmerksam ist, anstatt der Lunge, den Magen aufbläst, dadurch aber jeden möglichen schwachen Athemzug große Schwierigkeiten in den Weg setzt. Man lasse sich also dieses Mundstück, wenn ich so sagen darf, lieber breit fertigen, und von einem Arzte die mittlere Größe der Stimmritze zeigen. Wenn man aber mit einer solchen Maschine nicht versehen ist: so lasse man sich dadurch keinesweges abhalten, den Versuch zu machen, der in keinem Falle schaden, in mehrern aber helfen kann. Man nehme die erste beste krumme Pfeifenspitze, die aber von gehöriger Länge seyn muß, reinige sie sorgfältig von allem Tabakssafte, und lasse noch einigemal starken Essig oder rektifizirten Weingeist durchlaufen, bis er ungefärbt wieder abläuft, schneide alle Hippen oder Ringel ab, und glätte die Stellen, so viel, als möglich, bestreiche das Mundende mit Oel, und bringe solches in die Luftröhre. Das andere Ende befestigt man in die Röhre eines neuen, oder wenigstens von Asche und Staub sorgfältig gereinigten Blasebalgs, und verbindet es mittelst feuchter Leinewand und Blase luftdicht mit derselben. Ist aber ein Mann vorhanden, der eine gesunde und starke Lunge hat, und das Lufteinblasen übernehmen will: so ist dieses besser, weil es derselbe in seiner Gewalt hat, mehr oder weniger Luft, und stärker oder schwächer einzublasen.

Zum glücklichen Erfolge gehört aber besonders mit, daß die Röhre gewiß an die Oeffnung der

Luftröhre gebracht wird. Es ist dazu nöthig, daß die Stimmritze geöffnet, und von Schleime und dergleichen gereiniget werde. Zwar erfolgt der Tod immer meist beim Ausathmen, und in so fern müßte auch die Luftröhre stets geöffnet seyn: allein bei hysterischen Weibern, vorzüglich aber bei Ertrunkenen, Erstickten, Erhängten und an Entzündung des Schlundes Verstorbenen kann ein so schwaches Ausathmen statt finden, daß die Luftröhren-Oeffnung von der ausgestoßenen Luft nicht ganz geöffnet wird. Ist die Luftröhre geöffnet: so drückt man den Kehlkopf gelinde auf und hinterwärts, um theils die Speiseröhre zu verschließen, theils auch, um die Luftröhrenöffnung, die sonst schief oder mehr vertikal liegt, in eine mehr horizontale Lage zu bringen, und das Einbringen der Röhre zu erleichtern. In dieser Lage muß auch der Luftröhrenkopf während der Operation erhalten werden. Hierauf wird die Röhre des Blasebalgs, deren Ende mit Oel bestrichen ist, eingebracht, und Nase und Mund fest verschlossen. Es wird hierauf so viel Luft langsam eingeblasen, daß die Brust sich etwas erhebt; und wenn dieses geschieht, so öffnet man den Mund oder die Nase, während eine andere Person den Unterleib und die kurzen Rippen zusammen, und dadurch die Luft aus den Lungen wieder heraus drückt. Mit diesem künstlichen Ein- und Ausathmen muß man eine Zeit lang fortfahren, und es nach Befinden wiederholen.

Wenn der Schlund so verschwollen wäre, oder

andere Hindernisse in den Weg träten, daß man die Röhre nicht einbringen könnte: so muß die Luftröhre durch eine chirurgische Operation, die Trachenotomie geöffnet werden; deren Beschreibung, da sie vielleicht nicht gleich jedem Landwundarzte bekannt seyn möchte, ich nach des englischen Wundarztes Bell Anleitung hierher setzen will. Sie ist leicht zu verrichten, und jeder Wundarzt, der nur etwas Geschick für sein Messer und Entschlossenheit besitzt, wird sie leicht machen können. Ueber dieses fallen mehrere Umstände, die sie bei Lebenden erschweren, hier ganz weg. Daß es für jeden Wundarzt nöthig sey, sie verrichten zu können, ergiebt sich daraus, weil sie in den mehresten Fällen bei Erstickten und Ertrunkenen, wo die Stimmritze durch Krampf verschlossen ist, angezeigt ist. Bell selbst mußte bei zwei Ertrunkenen, die kaum einige Minuten im Wasser gelegen hatten, und wo die Stimmritze so krampfhaft zusammmen gezogen war, daß er durch sie keine Luft in die Lunge bringen konnte, dieselbe verrichten.

Der Kopf wird etwas zurückgebogen, daß die Luftröhre und die Haut darüber gespannt wird. Hierauf zerschneidet man gerade in der Mitte der Luftröhre die Haut der Länge nach mit einem bauchigen Bistouri oder Scalpel. Dieser Einschnitt fängt sich am Ende des Kehlkopfes, unter dem schildförmigen Knorpel (cartilago thyreoidea) an, und man führt solchen unterwärts einen Zoll lang fort. Man sieht nun die von dem Brustbeine zum

Schildknorpel gehenden Muskeln (Musculi sterno thyreoidei) vor sich liegen. Diese trennt man der Länge nach von einander, aber weniger durch das Messer, als indem man das sie verbindende Zellgewebe von einander zieht. Ist dieses geschehen: so liegt die Luftröhre entblöst. Hierbei muß man sich hüten, daß man kein Blutgefäß oder die Schilddrüse verletzt; und das Blut, das vergossen wird, muß mit einem Schwamme sorgfältig abgewaschen werden, damit nichts davon durch die noch zu machende Oeffnung in die Luftröhre kommen kann. Die Luftröhre öffnet man, indem man das zwischen zweien Ringen der Luftröhre befindliche Zellgewebe durchschneidet. Man hat zwar dazu ein eigenes Instrument, das Laryngetom, welches in einer gekrümmten Lanzette, die in einer ebenfalls gekrümmten platten Scheide, die aber die Spitze der Lanzette nicht bedeckt, besteht, das man zwischen den Ringen durchstößt; die Lanzette wird zurückgezogen, die Röhre aber bleibt in der Oeffnung liegen. Da aber dieses Instrument nicht überall zu finden ist: so reicht es hin, wenn man die Operation auf folgende Art beendiget. Man nimmt eine lange Federspule, schneidet sie unten und oben ab, nimmt die Seele heraus, und schabt sie glatt. Indem man sie nun mit Oel bestreicht, und über glühende Kohlen hält, drückt man sie so platt, als möglich zusammen, daß sie eine platte oben offene Röhre vorstellt. Ist sie fertig: so setzt der Wundarzt den Nagel des Zeigefingers der linken

Hand auf den untern der zwei Luftröhren-Ringe, zwischen welchen man die Oeffnung machen will, und stößt das Zellgewebe mit einem spitzen Bistouri oder einer Lanzette durch, indem er dieselbe an dem Nagel herabgleiten läßt. In diese Oeffnung wird die Federspule gesteckt, und mit einem Klebepflaster befestiget, damit keine Luft aus und kein Blut eindringen kann. Das übrige des Lufteinblasens wird wie oben verrichtet, nur mit der Ausnahme, daß man hier keinen Blasebalg anwenden kann.

Wenn nun bei dieser gesammten Behandlung sich weiter keine neuen Merkmahle des wiederkehrenden Lebens zeigen, vielmehr die erstern verschwinden: so muß die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit der Lebenden eintreten.

Sobald die Fäulniß eingetreten ist: so geht auch die chemische Entwickelung der Grundstoffe vor sich, in deren Vehikel eingehüllt, die ansteckenden Krankheitsstoffe flüchtiger und mittheilbarer gemacht werden. Dieses zeigt sich deutlich, wenn man in Epidemien die Gefahr der Ansteckung der Aerzte, Todtenwärter und der Personen, die mit dem Todten gleich nach seinem Versterben beschäftigt waren, mit der Gefahr der Ansteckung für die Leichenträger und Todtengräber, die erst dazu kommen, wenn der Todte in Fäulniß übergeht, vergleichet; wo man dann immer die Ansteckung unter letztern größer finden wird. Man darf hier nicht einwenden, daß die ersteren, da sie öfter der Gefahr der Ansteckung

ausgesetzt sind, gegen sie weniger empfänglich würden; denn bei Epidemien kommen sie eben so oft zur Leiche, als die Träger zur Beerdigung.

Ich weiß nicht, wie eine wachsame Polizei so lange sorglos eine Menge von Mißbräuchen hat übersehen können, die unläugbar auf die Gesundheit der Bürger, besonders bei Landseuchen, den nachtheiligsten Einfluß haben, und eine Epidemie mehr verbreiten helfen, als sie sich ihrer Natur nach verbreitet haben würde. Dieser Vorwurf betrifft hauptsächlich die Nachlässigkeit der Todtenweiber. Das Wasser, womit der Todte abgewaschen wird, ist hauptsächlich sehr geschickt, faulichte und ansteckende Stoffe in sich aufzunehmen, und wenigstens dem Gefäße, zumal wenn es Holz ist, mitzutheilen. Dieses Wasser steht oft in demselben Gefäße nicht Stunden, sondern Tage lang neben dem Todten, damit die Wärterin solches immer bei der Hand habe. Es muß also mit dem abgewaschenen Schweiße und Schmuze des Todten imprägnirt, bald faulen, und die Athmosphäre verderben. Es kann auch die Seuche selbst verbreiten, wenn das Gefäß nachher wieder gebraucht wird. Die Reinlichkeit gebietet nun zwar schon, sich solcher Gefäße zu fernerem Gebrauche zu enthalten; allein bei ansteckenden Krankheiten, worunter ich nicht blos Landseuchen, als Blattern und Faulfieber, sondern auch Krebsschäden, Flechten, venerische Geschwüre, und selbst in manchen Fällen die Schwindsucht verstehe, sollte die Polizei befehlen, daß nur irdene Gefäße

gebraucht, und dann zerbrochen würden. Das Wasser selbst müßte oft mit frischem gewechselt, und dieses mit Essig vermischt werden; und Seife, als das beste Vehikel für Ansteckungsstoffe, müßte ganz vermieden werden. Und eben so dürften zum Waschen keine Badeschwämme, sondern Lappen, die man eher entbehren und wegwerfen kann, gebraucht werden.

Es ist an manchen Orten der Gebrauch, daß die Todtenweiber die Leibwäsche und Nachtkleider des Todten als ein Gebühr bekommen, mit welchen sie dann einen Trödel, Handel treiben. So unschuldig nun diese Stücke auch in den meisten Krankheiten seyn werden: so sollte man doch diesem Gebrauche so viel, als möglich, steuern, oder dafür sorgen, daß diese Stücke nur dann verkauft würden, wenn sie durch Schwefeldampf und dergleichen wohl gereiniget, und eine bestimmte hinlänglich lange Zeit im Luftzuge gehangen haben. Besonders sollte die Polizei zur Zeit, wenn Landseuchen herrschen, auf Trödel, Weiber, Juden und Lumpensammler aufmerksam seyn. Ich weiß es aus sehr sicherem Munde, daß 1772 eine Pappiermühler, Familie allein durch alte Lumpen mit dem Fleckfieber angesteckt wurde.

Die Kleidung der Todtenfrau verdient bei ansteckenden Seuchen allerdings auch Rücksicht; zumal da die wollene, als die gewöhnlichere, die ansteckende Materie leicht empfängt, und lange fest hält. Zu solchen Zeiten wenigstens, wäre eine

Kleidung von Leinwand zu empfehlen. Wegen des in den Leichenhäusern nothwendigen Räucherns, und der besten Art, es anzustellen, verweise ich auf das oben Gesagte.

Es ist ein ehrwürdiger Gebrauch und ein Zeichen der Achtung, die der Mensch dem Menschen erweist, wenn er den Leichnam seines Mitbruders auf den Schultern hin an sein Grab trägt, und der mütterlichen Erde wieder übergiebt; und man sollte diese alte Gewohnheit so lange beibehalten, als sie ohne Schaden und Nachtheil für die Lebenden beobachtet werden kann: aber wenn diese dadurch gefährdet wären, sollte man auch nicht die Wohlfahrt und die Sicherheit vieler Hunderte, der letzten Ehre, die man einem Verstorbenen erweisen will, aufopfern. Denn ein solcher Leichen-Kondukt ist ganz geeignet, die Träger anzustecken: weil selbst durch den besten Sarg sich oft ein durchdringender Geruch von der übergehenden Leiche verbreitet, der die ganze Athmosphäre verpestet. Auch das Leichentuch, in das sich nicht nur dieser Geruch einziehet, sondern das auch oft von der aus dem Sarge dringenden Feuchtigkeit durchnäßt wird, behält lange den Zunder von ansteckenden Krankheiten, besonders wenn es, wie es bei Innungen gewöhnlich ist, zusammengewickelt in einer kleinen Lade verschlossen wird.

Wo man also diesen Gebrauch beibehalten wollte, da sollte man zur Sicherstellung der Träger folgende Vorkehrungen treffen. Erstlich sollte man

ihnen statt der gewöhnlichen Blumensträuße durch die man den Geruch zu verstecken sucht, und die doch zu weiter nichts dienen, als daß die Träger die verpestete Luft mehr mit Gewalt einathmen, zerschnittene Zitronen oder noch besser Schwammbüchsen, die mit Radikal-Essig angefeuchtet sind, geben. Zweitens sollte man die Leichen- oder Sargtücher ganz abschaffen, oder zum wenigsten alle wollene, seidene oder sammtne verbieten, und nur solche gestatten, die von Leinwand mit einem wachstuchenen Futter versehen wären. Diese Tücher dürfen endlich nicht, wie bisher gewöhnlich, bei dem Obermeister in der Lade, sondern an einem geräumigen Ort, z. B. dem Kirchboden, aufbewahrt werden, wo sie gehörig ausdünsten können.

An Orten hingegen, wo es nur einigermaßen veranstaltet werden könnte, sollte man Leichenwagen, wenigstens in bestimmten Fällen, gebrauchen. Durch diese wird alle Gefahr und die vielen Inkonvenienzen, die seither obwalteten, auf das sicherste gehoben. Nie sollte man es aber erlauben, daß Kinderleichen in Miethwagen auf den Begräbnißplatz gefahren würden.

In den mehresten Ländern ist es zwar schon lange verboten, Leichen vor dem Begräbniß zur Schau auszustellen: allein selbst in den Ländern, wo eine scharfe Polizei herrscht, wird doch dieses Gesetz nicht genau befolgt; weil eben die Todtenweiber aus einer angebornen weiblichen Eitelkeit es sich nicht versagen können, so viel als möglich mit der Leiche

Staat zu machen, und sich selbst vor andern Todtenweibern dadurch in Ruf zu bringen. Am ärgsten wird dieser Unfug mit Kindern und Sechswöchnerinnen getrieben, wo es vorzüglich die schädlichsten Folgen haben kann, weil bei diesen mehr, als allen andern die ganze Nachbarschaft herbei kömmt, und ihr Mitleid bezeugt. Wie sehr muß jede junge schwangere Frau dadurch erschüttert werden, und vielleicht ein ganzes halbes Jahr, bis zu ihrer Niederkunft, in traurigen Vorstellungen und Furcht vor einem gleichen Schicksal verleben? Wie leicht kann nicht hierbei eine Krankheit verbreitet werden, wenn der ganze Platz von Weibern und Kindern angefüllt ist.

Das Verbot, den Todten zur Schau zu stellen, war wohl mehr in ökonomischer Hinsicht gegeben, um die Begräbniß und unnöthige Kosten, für das Todtenkleid zu ersparen; ich wünschte aber, daß man dabei auf das physische Wohl der Lebenden, und selbst auf die Möglichkeit des Wieder-Erwachens der Leiche Rücksicht genommen hätte, und deswegen gegen die Uebertreter des Gesetzes mit der grösten Strenge verführe. Um nämlich den Todten zur Schau ausstellen zu können, ist es erforderlich, gleich nach dem Verscheiden desselben, ihm Mund und Augen zu verbinden, wenn er nicht ein oft schreckbares Ansehen bekommen, und dadurch für eine öffentliche Ausstellung ganz unfähig werden soll; durch welches Verbinden des Mundes aber das Wieder-Erwachen beim Scheintodte und selbst

schwache Zeichen der Wiederkehr in das Leben ganz verhindert werden. Verbietet man aber strenge, und hält fest darauf, daß keinem Todten der Mund oder die Augen verbunden werden dürfen: so will ich um alles wetten, daß keiner Todtenfrau es einfallen soll, den Todten zur Schau ausstellen zu wollen, noch daß irgend eine Nachbarin so neugierig seyn sollte, ihn zu sehen.

Es ist noch übrig, daß ich von den Pflichten spreche, die wir gegen Sterbende zu beobachten haben. Sie sind richtig, und ihre Erfüllung wird es verhindern, daß wir nicht unwissend an ihnen zu Mördern werden. Das, was die Aerzte bei Sterbenden zu thun haben, mag ich hier nicht anführen, weil ich es doch nicht besser sagen könnte, als es Ludewig in seinen adversariis medico practicis im 3ten Bande gethan hat.

Ich habe schon oben gesagt, daß das Sterben dem Verscheidenden nicht so empfindlich, als den Zuschauern ist, und daß also eine große Ursache unsers Kummers am Krankenbette wegfällt. Wenn man sagt, der Sterbende habe einen schweren Tod, und müsse lange kämpfen: so ist dies mehr eine Erscheinung für uns, als daß es eine Wirklichkeit für ihn selbst seyn sollte. Der Sterbende empfindet von dem allen wenig, oder nichts, weil schon früher sein Bewußtseyn aufhörte, und die Töne, die er von sich giebt, und denen wir so gern einen Sinn unterschieben möchten, sind nichts als die unverständlichen Worte, die ein Schlafender unbewußt im

Traume spricht. Die Sinne schwinden allmälig, und selbst in den offnen Augen, wenn sie noch nicht gebrochen sind, ist doch kein Vermögen mehr, das Bild, das sich in ihnen abdrückt, der Seele mitzutheilen; nur das Gehör bleibt noch lange, und erlöscht zuletzt. Deswegen ist es unbarmherzig gegen den Sterbenden, durch Rufen bei seinem Namen, durch Aechzen und Wehklagen sein schwaches Bewußtseyn wieder zu wecken, und ihn noch einmal sterben zu lassen. Weil aber die Angehörigen in dieser Periode nicht stets Herr ihres Schmerzes werden können: so thun sie besser, den Sterbenden der Pflege fremder leidenschaftsloser Personen zu überlassen, und durch die Entfernung ihren eignen Schmerz zu mäßigen.

So schwer es auch in einzelnen bestimmten Fällen ist, ganz gewiß zu sagen, ob ein Kranker sterben werde oder nicht: so nöthig ist es doch oft, es zu wissen, um denselben zu testamentarischen Handlungen vorzubereiten; so wie die Vorsicht nicht minder groß seyn muß, um ihn darauf aufmerksam zu machen. Manche Kranke suchen auch bei der größten Gefahr, die sie vor Augen sehen, doch jeden Anschein zu vermeiden, als ob sie wirklich so krank wären. Andere glauben fest, daß ihnen nach Abfassung ihres Testaments nichts weiter übrig bleibe, als zu sterben, daß es gleichsam gegen die gute Lebensart wäre, ihren letzten Willen lange zu überleben; und solcher Schwächen und Vorurtheile existiren unzählige, die man alle genau kennen muß,

um den Kranken nicht zu beleidigen, und ihn doch von der schwächsten Seite angreifen zu können.

Es könnte scheinen, als hätte ich meinen Gesichtspunkt aus den Augen gelassen, und ließe mich mehr von dem Interesse der Gesunden, als der Kranken leiten: allein abgerechnet, daß ich nur wünsche, daß man eine so epineuse Sache, als die Abfassung eines Testaments unter gewissen Umständen seyn muß, mit Klugheit und ohne Nachtheil des Kranken einleiten möge; so ist es auch auf der andern Seite ganz gewiß, daß die Abfassung des Testaments auf den Kranken selbst öfters den günstigsten Einfluß hat. Der Kranke wird gewöhnlich ruhiger; die Angst, die Bedenklichkeiten und die Zweifel sind gehoben. Und wie sich der Sturm in dem Gemüthe legt, so wird auch der Körper ruhiger; daher es in diesem Betrachte oft sehr wünschenswerth ist, wenn der Kranke zur Testirung vermocht werden kann.

Gleiche Bewandniß hat es auch mit der Vorbereitung zum Abendmahl. Es ist zwar in unsern Zeiten nicht mehr so gewöhnlich, daß man jedem Kranken, an dessen Aufkommen man zweifelt, das Abendmahl genießen läßt, und nicht immer denkt der Kranke selbst daran. Desto auffallender aber muß es dem Kranken seyn, wenn man ihn darauf aufmerksam macht. Wünscht der Kranke aus eigenem Antriebe, zu komuniziren, desto besser. Aber soll man auch einen Kranken, der nicht selbst auf den Gedanken kömmt, dahin zu bringen suchen? vornehm-

lich wenn man kein besonderes Vertrauen bei ihm zu dieser Handlung bemerkt, oder es vielleicht als ein Zeichen seines bevorstehenden Todtes ansieht. Ich zweifle, daß man ihn, wenigstens in Rücksicht des letztern Umstandes, dazu vermögen dürfe. Es kommt besonders noch in Betrachtung, ob der Beichtvater der Mann sey, der mehr von dem Binde- als Löse-Schlüssel Gebrauch macht, in welchem Falle bei dem Kranken ein so schädlicher Eindruck erregt werden kann, daß das moralische Gute, was gestiftet werden könnte, gegen das physische Uebel, das wirklich gestiftet wird, für nichts zu achten ist. Als Aerzte müssen wir bei der Kranken-Communion schlechterdings blos darauf sehen, was dadurch für die Heilung bezwekt wird, und ein reuiger Sünder ist uns weniger werth, als ein beruhigter. Die Fälle, wo der angeregte Schaden durch das unkluge Benehmen des Beichtvaters wirklich gestiftet wurde, sind so gar selten nicht; und um nur ein Beispiel anzuführen, will ich erwähnen, wie sich in Loders Journal für Chirurgie, ein Arzt, der an einer unehlich Schwangern den Kaiserschnitt verrichtete, über den Geistlichen beklagte, der durch sein unkluges Benehmen den Tod der Kranken verursachte.*)

Ich

*) Leipzig bei Gräf. Ueber die Kranken-Communion mit besonderer Hinsicht auf ihre Mißhandlung und Schädlichkeit 1803.

Ich halte es deswegen nicht für zweckmäßig, wenn Landesgesetze unbedingt befehlen, daß jeder Kranke, an dessen Aufkommen man zweifelt, mit dem Abendmahl versehen werden müsse. Oft fällt dieser Zeitpunkt, wo man die Hoffnung zur Genesung aufgiebt, in den Zeitpunkt der Krise, die den Kranken gerettet haben würde, nun aber den Tod befördert, wenn unter den benannten Umständen ein übler Eindruck auf ihn wirkt. Mancher Kranke stirbt dann selbst aus Verwahrlosung; da ihm nach dem Abendmahle keine Arzeneien mehr gereicht werden, weil man oft einen solchen Kranken, als unwiederbringlich verloren ansieht. Den Schaden einer solchen Verordnung sahe man recht deutlich in einem öffentlichen Krankenhause in Rom, wo jeder schwere Kranke beichten mußte. Kaum sah der Arzt oder der Wärter den Schein einer Gefahr: so ließ man auch den Kranken versehen; und nur äußerst selten wurde dann ein solcher wieder hergestellt, weil man ihn sich selbst überließ, und ihm keine Arzeneien mehr reichte. Lieber sollte man also allen Kranken befehlen, daß sie gleich in den ersten Tagen einer schweren Krankheit ihren Seelsorger berufen, und die Pflichten ihrer Religion erfüllen sollten, damit nicht die verspätete oder erzwungene Pflichterfüllung den Verdacht der nahen Todtesgefahr erwecken, und bei furchtsamen Kranken die Lebenskräfte zum offenbaren Nachtheile des Kranken gänzlich niederschlagen möge. Auf gleiche Weise sollte man aber auch

den Kranken gegen die Zudringlichkeit und die übertriebene Thätigkeit mancher Geistlichen, zu schützen suchen.

Bei der Kranken-Kommunion herrscht noch von Seiten der Verwandten ein Vorurtheil, auf das ich die Geistlichen, besonders aufmerksam zu seyn und es zu vertilgen, bitten will. Stammt es noch von dem Bigottismus ab, oder ist es Sitte einzelner, das will ich nicht entscheiden; genug selbst an Orten, wo der Wille des Kranken doch sehr durch den Arzt beschränkt ist, wie in Hospitälern, weigern sich oft die Kranken selbst an dem Tage, wo sie das Abendmahl empfingen, Arzenei zu nehmen; oft aber verhindern sie die Anverwandten daran, und dieses theils aus religiösen Gründen, theils auch weil sie glauben, daß doch nun nichts mehr bei ihnen anschlagen werde. Der Arzt erfährt hiervon selten etwas; und wenn er es auch allemal erführe, oder nur ahnen könnte, so würde er doch selten im Stande seyn, diesem Verfahren zu widerstehen. Meistentheils muß er glauben, daß der Kranke in der Krise, die er noch dazu oft mit seiner Mühe bezweckte, verstorben sey; da doch nichts, als Vernachlässigung daran Schuld war. Dieses Benehmen ist aber das schädlichste unter allen, die bei Kranken herrschen. Denn gemeiniglich wird das Abendmahl nicht eher begehrt, als bis der Kranke recht schlecht ist, ge-

meiniglich, wenn die Krisis eintritt, und also eben so gut die Genesung, wie ein schlimmer Ausgang der Krankheit zu erwarten ist. Wird nun mit einemmale die Arzenei ausgesetzt: so muß die Natur, aller Unterstützung beraubt, der Krankheit unterliegen.

Bei der Kranken-Communion wäre noch zu wünschen, daß man besonders bei armen Personen, anstatt des gewöhnlichen Weines eine bessere Sorte nähme, damit nicht durch den schlechten Wein der Kranke an seinem Körper Schaden leide, indem er seine Seele retten will. Die Ausgabe kann nicht beträchtlich seyn, und darf wegen des offenbaren Nutzens nicht in Anschlag gebracht werden. Da nun wohl niemand noch in Zweifel seyn wird, daß physisch durch den Mißbrauch der Kommunion Schaden gestiftet werden könne: so sey es mir noch erlaubt, ein Beispiel der Heilkraft der Kommunion anzuführen. Ein Wundarzt lag an einem Faulfieber gefährlich krank, und lechzete nach einem Glase Wein, das ihm aber von seinem Arzte versagt wurde. Er hatte selbst Kenntnisse genug, um einzusehen, daß ihm der Wein gewiß helfen würde, konnte aber seine Wärter schlechterdings nicht dazu bringen, ihm denselben zu verschaffen. Endlich verlangte er das Abendmahl, und indem ihn der Geistliche den Kelch reichen wollte, ergriff er denselben mit beiden Händen, und leerte ihn bis auf den

Grund. Er fiel in einen ruhigen Schlaf, das Fieber schwand, und er bekam schnell seine Gesundheit wieder, da es kurz vorher mit seinem Leben mißlich aussahe.

Man hat zwar schon lange eingesehen, daß das bei öftern Todtesfällen wiederholte Lauten einem furchtsamen Kranken sehr empfindlich und schädlich seyn müsse, und hat es bei Seuchen und häufigen Sterbensfällen zu unterlassen, oder jeden Tag nur einmal für allemal zu thun befohlen. Hat aber nicht jeder einzelne Kranke dasselbe Recht, wie mehrere, und kann man glauben, daß dieses Lauten weniger Eindruck auf einen furchtsamen Kranken machen könne? Lieber schaffe man diesen überflüssigen Gebrauch ganz ab, der doch zu nichts dient, als daß einige Leute ein paar Groschen verdienen, und der über dieses sehr zweideutige Nachrichten verbreitet. Wir haben ja Intelligenz-Blätter genug, die dieses weit gewissenhafter thun.

Es ist mir am Sterbebette oft die Inconsequenz aufgefallen, mit der man Todte und Sterbende behandelt. Man versucht bei Ohnmächtigen und Scheintodten alle Hülfsmittel, um sie wieder zum Leben zu bringen; und bei Sterbenden wendet man alles an, um sie gleichsam aus dem Leben hinaus zu stoßen. Das bestätigt wenigstens die abscheuliche Gewohnheit, jeden Kranken, der etwas schwer

athmet, und von dem man glaubt, daß er sterben werde, das Kopfkissen weg zu ziehen. Man will ihm dadurch das Sterben erleichtern, und wirklich thut man es; denn ein schwachathmender Kranker muß augenblicklich ersticken. Wäre es immer so fest ausgemacht, daß der Kranke wirklich sterben müßte, als es gewiß ist, daß man durch Wegnehmen des Kissens den Tod befördern kann: so wäre es eine Sitte, für die sich noch etwas sagen ließe. Allein wie mancher schwache Kranke mag in einer Anwandlung von Ohnmacht, vom Stick- und Schlagflusse bei Brustfiebern, und solchen, die mit Schlafsucht verbunden sind, durch dieses unmenschliche Mitleiden aufgeopfert worden seyn, der noch lange hätte leben können! Diese Gewohnheit herrscht hauptsächlich auf dem Lande, wo man sich ein Verdienst zu erwerben glaubt, wenn man dem Kranken auf diese Weise den letzten Dienst zu erweisen sucht.

So begeht man auch einen Mord, und keinen Liebesdienst an dem Kranken, wenn man ihm, so bald er nach unserer Meinung so schlecht wird, daß er sterben muß, die Arzenei nicht mehr reicht. Es ist ein unüberlegter Vorwand, wenn man sie aussetzt, um ihn nicht zu quälen, da sie ihm doch nichts mehr helfen werde. Weiß man denn so gewiß, daß der Tod erfolgen muß; und wird hier nicht die Arzenei am nöthigsten seyn, wo die Krank-

heit am gefährlichsten ist? Auf der andern Seite hingegen erschwert man dem Kranken das Sterben, indem man ihm, wenn er auch noch so lange mit dem Todte ringen sollte, kein Getränke einflößt, um ihm das Athmen zu erleichtern. So wenig er auch davon Empfindung haben mag: so ist es doch für die Umstehenden quälend, den Sterbenden mit lechzender Zunge und trockenem Munde und Halse röcheln zu hören. Wagt man es hier auch nicht, dem Kranken etwas einzuflößen; weil es ihn doch nicht vom Todte erretten kann, und man ihn nicht mehr quälen will?

Kaum hat der Sterbende ausgeathmet, und ist nach unserer Meinung tod: so wird er auch sogleich aus dem Bette genommen, und an einen andern Ort gebracht. Man legt ihn auf kaltes Estrich, in Scheuern, kurz in den schlechtesten Winkel des Hauses; und die einzige Sorge, die man ihm noch schuldig zu seyn glaubt, ist, daß man ihn vor Verletzungen der Katzen und Mäuse zu sichern sucht. Wie mancher mag da von der Kälte erstarrt seyn, der nur in Ohnmacht lag, und wieder zu sich gekommen wäre? Denn es ist ganz gewiß, und nicht selten, daß mancher, den man für tod hielt, der aber im warmen Bette liegen blieb, sich nach einigen Stunden wieder erholte. Und wenn auch gar kein Schaden davon zu befürchten wäre, wenn man den Verstorbenen sogleich aus dem Bette nimmt:

streitet es denn nicht gegen unser Zartgefühl und die Dankbarkeit, wenn wir unseren Aeltern und Verwandten nicht noch einige Stunden Ruhe in ihren oft so sauer erworbenen Betten verstatten; während dem wir mit leeren Thränen und Weinen den Umstehenden glaubend zu machen suchen, daß wir über ihren Tod ganz untröstlich wären? Man muß aber auch gestehen, daß dieses Verfahren oft seinen Grund in den obwaltenden Umständen hat. Bei Armen, wo oft zwei und mehrere Kranke in einem Bette liegen, muß man den Todten wegnehmen; weil für die andern Kranken keine Betten mehr vorhanden sind. Oft ist auch die Stube so enge, daß man nicht einmal den Leichnam noch eine Stunde lang darin behalten kann. In einem solchen Falle sind freilich alle Vorschläge nutzlos, und werden es bleiben, so lange nicht durch eine allgemeine Uebereinkunft in jeder Gemeinde diese Schwierigkeit beseitiget werden kann. Man bindet ferner dem eben Verstorbenen den Mund und die Augen fest zu, belegt noch überdies das Gesicht mit einem mit Brandwein angefeuchteten Tuche; und damit er sich ja nicht regen, noch ein Zeichen des rückkehrenden Lebens geben könne, so bindet man ihm noch Hände und Füße zusammen. Ueber den Nachtheil, dem Todten den Mund zu verbinden, habe ich mich schon oben erklärt, und brauche hier nur noch zu erwähnen, daß manche Personen, besonders hysterische Weiber, oder andere, die den

Brandweins, Geruch nicht vertragen können, allein von dem über das Gesicht geschlagenen Tuche sterben können, wenn sie auch nicht durch das Zubinden des Mundes ersticken müssen. Man hat aber bei diesem Binden nicht blos die Absicht, daß die Glieder in einer gehörigen Lage bleiben sollen, um mit dem Todten besser Parade machen zu können; sondern der Aberglaube lehrt auch noch, daß jemand aus der Familie bald sterben müsse, wenn der Todte ein Auge aufschlägt, den Mund öffnet, oder einen Arm oder Fuß bewegt, kurz, wenn er ein Zeichen von sich giebt, daß er nicht wirklich tod war.

Alles aber, was man bei einem Sterbenden zu beobachten hat, bezieht sich auf folgende Punkte. Man sehe vors erste auf eine bequeme Lage. Die Rückenlage und die Lage auf der rechten Seite, wird vor allen andern gewählt werden müssen, da sie dem Athemholen am zuträglichsten ist. Das Bett muß am Kopf, so viel als möglich erhöht, und der Kopf in gleicher Lage erhalten werden. Wenn der Sterbende zu kraftlos oder vom Schlage getroffen seyn sollte: so muß man aufmerksam auf ihn seyn, um ihm seine Lage verändern zu helfen, und gleiche Sorgfalt muß man anwenden, daß er rein und trocken liege.

Man flöße dem Sterbenden, so lange er das

Vermögen des Schlingens noch hat, von Zeit zu Zeit, mit einem Löffel etwas Wein und Wasser, Zuckersäfte von Früchten, Hirschhorn-Gelee u. d. gl. ein, um ihm das Athmen zu erleichtern, und den Mund feucht zu erhalten. Wenn man es unterläßt, so ist es schlechter, als wenn man dem Sterbenden das Kopfkissen wegziehet: denn damit tödtet man ihn schneller; hier aber läßt man ihn langsam sterben, da die Werkzeuge des Athmens langsam vertrocknen, und er also zu athmen aufhören muß.

Man entferne alles Geräusch von dem Sterbenden, und suche in diesem ernsthaften Zeitpunkte auch Herr seiner Leidenschaften zu seyn, um ihn nicht durch Jammern und Wehklagen, zu wecken, und noch einmal zum Bewußtseyn zu bringen.

Ist nun der Kranke, unsrer Meinung nach, gestorben: so eile man nicht zu sehr, ihn aus dem Bette zu nehmen, sondern lasse ihn wenigstens noch einige Stunden, oder so lange darin liegen, bis er erkaltet ist. Da dieses aber in manchen Krankheiten nicht so bald geschieht, der Todte vielmehr die Wärme behält, ja an manchen Theilen, als am Unterleibe, immer wärmer wird, folglich keine Zeit bestimmt werden kann, wenn er aus dem Betts genommen werden soll: so sollte jeder

Todte, der nicht unter solchen Umständen gestorben ist, daß man von seinem Todte ganz zuverlässig überzeugt seyn kann, wenigstens acht Stunden noch im Bette liegen bleiben. Unter diese Klasse gehören also alle an Fiebern Verstorbene, alle Wöchnerinnen, alle Schlag- und Stickflüssige, alle an fieberhaften Ausschlägen, als Blattern, und Scharlach leidende Kinder; unter jene aber gehören die an Wassersucht, Vereiterung und Verhärtung der Eingeweide, am Krebse und alten Geschwüren, am Knochenfraße, u. d. gl. Leidende, so wie Personen, die an Altersschwäche starben.

Erst wenn die Leiche die gehörige Zeit noch im Bette gelegen hat, und erkaltet ist, übergebe man sie der Todtenwärterin, und sorge dafür, daß sie, wenn sie gereinigt ist, an einem temperirten Ort aufbewahrt werde. Man gestatte nie, daß derselben der Mund zugebunden, oder sie selbst auf ein Bret festgebunden werde. Die Augen lassen sich noch immer zudrücken, wenn sie auch nicht gleich nach dem Verscheiden zugedrückt werden, und bleiben dann auch geschlossen; und den Mund kann man noch immer im Sarge mit einem Tuche zubinden, ohne einen Scheintodten in die Gefahr des Erstickens zu setzen. Eben so wenig ist es zu billigen, daß man dem Todten Hände und Füße bindet. Es ist genug, wenn man die Arme gerade an den Leib, und die Schenkel neben einander legt, um

von der geringsten Abänderung der Lage so gleich auf eine Bewegung schließen zu können. Der Scheintodte ist vielleicht nur im Stande einen Finger zu regen, einen Arm oder Fuß zu verrücken, während dem er, bei vollem Bewußtseyn seines schrecklichen Zustandes, die Zurüstungen zu seiner Beerdigung machen hört; weswegen es nothwendig ist, auf die kleinste Abänderung seiner Lage Acht zu haben. Aus demselben Grunde soll man keine Leiche fest in Tücher wickeln, oder mit schweren Betten zudecken; sondern das Zimmer immer gleich warm halten, bei Nacht genugsam erleuchten, und die Leiche zu jeder Stunde bei Tag und Nacht, durch eine aufmerksame Person beobachten lassen.

Was soll man aber von den vorgeschlagenen öffentlichen Anstalten, zur Verhütung des lebendig Begrabens halten? Nach meiner Meinung sind sie für kleine Orte zu kostspielig, nicht gut anwendbar, zum Theil auch zwecklos, und über dieses, wenn die Polizei genau auf die Behandlung sieht, Todtenbeschauer anstellt, und diese wie die Todtenweiber gut unterrichten läßt, ganz zu entbehren. Das alles beweisen die leerstehenden, und nie gebrauchten Leichenhäuser, die man auf den ersten Anstoß bauen ließ. Soll man die Leiche gleich nach dem Versterben in das Leichenhaus schaffen: so würde gegen die erste Regel, den Todten noch einige Stunden in der Bettwärme liegen zu lassen,

gesündiget werden. Und soll es nach Verlauf einiger Zeit erst geschehen: so wird man auch wenig Nutzen schaffen, weil es dann oft zu spät seyn, und bei mehrern Leichen zu gleicher Zeit die Aufmerksamkeit der Wächter zu sehr getheilt seyn würde. Man hat Klingelzüge, die der Scheintodte leicht bewegen kann, und Luftschläuche zum Athemholen und als Sprachrohr vorgeschlagen. Wie aber, wenn der Wiedererwachende eben den Theil an welchen die Klingel gebunden ist, nicht bewegen kann? Oder wird auch der Wächter stets genau nach der Leiche im Grabe sehen, wenn er vorher hundertmal durch den Wind, oder durch einen Vogel, der den Klingelzug in Bewegung setzte, getäuscht worden ist? Was soll der Luftschlauch am Sarge: wenn der Scheintodte zum Rufen zu schwach ist, und bei aller reinen Luft, aus Mangel an Hülfe, doch wieder sterben muß?

Nach meiner Ansicht muß deshalb alles, was zur Vermeidung des Lebendig-Begrabens geschehen kann, im Hause des Verstorbenen selbst geschehen, und mit wenigen oder keinen Kosten verknüpft seyn. Am leichtesten wird es nach meinem Dafürhalten, auf folgende Art ausgeführt werden können.

Jede Gemeinde, oder auf dem Lande, mehrere Benachbarte, stellt einen Todtenbeschauer an, der aus Gemeinde-Mitteln salarirt wird, und

von

von den Anverwandten keine Vergütung erhält, auſſer bei vorkommenden Fällen den Aufwand für die Rettungsmittel, und eine Belohnung im Fall der wirklichen Wiederbelebung.

Diese Todtenbeschauer, zu denen man Wund-Aerzte erwählen kann, müssen genau die Zeichen des verborgenen Lebens und des wirklichen Todtes, so wie das Rettungsverfahren beim Scheintodte kennen, darüber auch vor ihrer Anstellung besonders geprüft werden; aber auch gehalten seyn, bei aller ihrer Kenntniß und Wissenschaft doch bei sich eräugenden Fällen einen approbirten Arzt zu Rathe zu ziehen.

So bald jemand stirbt, müssen die Anverwandten unverzüglich zu dem Todtenbeschauer schicken, und bevor er kommt, die Leiche ruhig im Bette liegen lassen, und nicht das geringste, was nicht zur Wiederbelebung des Todten abzweckte, mit der Leiche vornehmen.

Der Leichenbeschauer begiebt sich hierauf so schnell, als möglich, zu der Wohnung des Verstorbenen, erforscht fürs erste die Art des Sterbens, mit was für Symptomen der Tod erfolgte, ob der Todtenkampf lang oder kurz währte, ob dem Verstorbenen nicht das Kopfkissen weggezogen, und der Mund zugebunden worden sey, was für eine Krank-

heit vorhergieng, und ob der Verstorbene sonst zu Ohnmachten u. d. gl. geneigt war. Hierauf untersucht er das Lokale des Hauses, an welchem Orte der Todte bis zur Beerdigung am besten aufbewahrt werden könne. Diese Stube oder Kammer muß auf Verlangen des Leichenbeschauers unwidersetzlich dazu hergegeben werden. Findet er nun nach den äußerlichen Merkmalen, daß die Leiche wirklich tod sey: so hinterläßt er einen schriftlichen Todtenschein, ohne dessen Vorzeigung keine Todtenfrau die Leiche annehmen und warten darf. Findet er aber noch den mindesten Zweifel über den wirklichen Tod: so muß die Leiche im Bette liegen bleiben, und die Verwandten müssen seinen Anordnungen Folge leisten; er selbst aber muß es unverzüglich einem rezipirten Arzte anzeigen.

Kommt der Zeitpunkt der Beerdigung herbei: so untersucht er die Leiche noch einmal genau; und wenn er Spuren der Fäulniß oder sonstige unbezweifelte Zeichen des Todtes findet: so meldet er, daß die Leiche beerdigt werden könne, dem Pfarrer oder Ortsvorsteher schriftlich.

Mann kann zwar eine gewisse Zeit noch außerdem festsetzen, vor derem Verlaufe in der Regel keine Leiche begraben werden darf; es erhellet aber, daß der Leichenbeschauer diese Zeit nach Befinden so lange verlängern muß, bis er sichere Zeichen des wirklichen Todtes findet.

Zu den gewöhnlichen Todtenfrauen oder Leichenwärterinnen muß man verständige und gewissenhafte, was aber nicht immer leicht seyn wird, vorurtheilsfreie und unerschrockene Weiber wählen.

Ihre Pflicht besteht darin, ohne schriftliche Bewilligung des Leichenbeschauers keinen Todten zur Wartung zu übernehmen; wenn sie, wie dieses auf dem Lande der Fall seyn kann, früher zum Todten kommen, als der Leichenbeschauer. Zweitens sollen sie bei Tag und Nacht genau nach dem Todten sehen, und darauf Acht haben, daß die Anordnungen des Arztes oder Leichenbeschauers pünktlich befolgt werden.

Drittens sollen sie auf alle Veränderungen, die mit dem Todten vorgehen, genau Acht haben, und eine jede, wenn sie gleich ein zweideutiges Zeichen des Lebens ist, sogleich dem Arzte oder Leichenbeschauer anzeigen.

Um nun diese Zeichen und Ereignisse nicht selbst hervorzubringen, und dadurch unnöthigen und zwecklosen, der guten Sache schadenden Auflauf zu veranlassen: so sollen sie durchaus an den Todten keine Künsteleien anwenden, um ein besseres Aussehen hervorzubringen; die Leiche weder mit Brandwein waschen, noch ihr solchen in den Mund gießen, oder auch zugeben, daß sie zur Schau ausgestellt werde.

Ueber diese Punkte müssen sie eidlich angeloben, der Uebertretungsfall aber mit harter unabläßlicher Strafe belegt werden.

Es ist hier der Ort nicht, eine vollständige Instruktion für Leichenbeschauer und Todtenweiber zu entwerfen; denn diese muß nach den Verhältnissen jedes Orts eingerichtet werden. Ich glaube aber, daß wenn diese Personen ihre Pflichten schon nach obiger Skizze genau erfüllen, kein Fall des Lebendigbegrabens möglich ist, und daß man, auf diesem Wege seinen Vorsatz sicherer erreicht, als durch alle Leichenhäuser, Klingelzüge und Luftschläuche.

Register.

A.

Abendmahl S. 415
Aepfel , 112
Zuckersaft davon ebd
Anlaufen der Wände 199
Ansteckung, Vorbeugungsmittel , 28
Aprikosen , 113

B.

Baden
Dunstbad , 64
Eisenbad , 69
Erdbad , 67
Kräuterbad , 68
Schneebad , 67
Schwitzbad , ebd.
Trockene Bäder 68
Tropfbäder , 67
Besondere Art von Dr.
Harke , 62
Badewannen, blecherne 63
— —, Reils ebd.
Bähungen , , 71
Begräbniß , 410
Besuch der Kranken 164
Besen zur Reinigung der Zimmer 226
Bette, Stellung desselben 304
Bette , 234
Thilowsches 237
Braunsches ebd
Thomsches 240
Faustisches 241
Stöckels 242
Pfählers 243
Baugheims ebd.
Trautmanns 244
pneumatisches 255
Bettwäsche, leichter Wechsel derselben 323
Bewegung, passive 162
— — aktive 168
Bier , 132
—, warmes 135
—, Waizen , 136
Birn , 113
Bischoff , 148
Brandwein , 153
Brechmittel, Schädlichkeit derselben bei Ansteckung 35
Brodwasser , 126
Buttermilch , 131

C.

Citronen , 115
Champagner , 143
Chokolade , 137

D.

Deklamation , 168
Drechseln , 173
Dreifuß , 148
Dunstbäder , 65
Durchschlagen der Wände 200

E.

Einnehmen der Arzeneien 67
Eisenbäder , 69
Elektrizität, s. Scheintod

Erdbäder 67
Erhenkte, Rettung derselben 352
Erleuchtung der Zimmer 231
Essig 31 — 149
Verfälschung desselben 150
Eyerwasser mit Zucker 126

F.

Fechten 172
Feigen 115
Feuer, als Luftreiniger 224
Feuerkorb 229
Fische 109
Fleisch 107
gebratenes 108
gedämpftes 108
Franzwein 144
Fußbank 287
Fußbetten 296
Löfflers 297
Fausts 298

G.

Galvanismus, s. Scheintod
Gehen 174
Gelen 136
Genesende, Pflege ders. 371
Bekleidung ders. 379
Getränke für Kranke 122
Gerstenwasser 127
Graupenwasser ebd.

H.

Haferwasser 127
Hanfmilch 128
Heizung 227
—— ohne Feuer 231

K.

Kalch zur Luftreinigung 224
Kastanien 116
Karpfen 109
Kleidung der Wärter 33
Klystiere 77
Spritze dazu 80
Blase dazu 82
Applikation 83
Kofent 135
Krankenbesuch 154
Krankenwärter, Eigenschaften derselben 6
Pflichten derselben 9
wie derselbe beobachten soll 17
Krankenzimmer 197
Kräuterbäder 68

L.

Lage der Kranken
der Wassersüchtigen 322
verschiedene Lagen 316
Lebendig begraben, Verhütung desselben 385-407
Lebenserhalter 346
Leibschüssel 325
Leichenbeschauer 429
Leichentuch, s. Begräbniß
Lesen, lautes 168
Licht, Nacht- 232
Limonade für Kranke 126
Limonien 115
Luft einblasen, s. Scheintod
Luftmühlen, s. Windräder
Luftreinigungsbehälter 221
Luftröhrenschnitt, siehe Scheintod
Luftsauger 207
Luftschlot 205
Luftwärmer 206

M.

Mandeln 116
Mandelmilch 128
Meerfische 109
Medoc 142
Metallbürsten 191

Milch ‚ 129
Milchzucker ‚ 131
Molken ‚ 129
Moslerwein ‚ 144
Motionspferd 191
——‚ Säge 199
——‚ Stuhl 194

N.

Nachtlicht, siehe Licht
Nachtstuhl, dessen Geruch zu verhüten 289
Nässe der Wände, s. Anlaufen derselben
Nüsse ‚ 117

O.

Ohnmächtige, Pflege derf. 387
Obst ‚ 110
Ofen, tragbarer, s. Feuerkorb

P.

Perkinismus ‚ 91
Pferd, Motions‚ 191
Pfirschen ‚ 113
Pflicht der Wärter 9
— der Verwandten gegen den Wärter 14
Pflaumen ‚ 114
Pomeranzen ‚ 115
Pomesinen ‚ ebd.
Pontak ‚ 142
Pottasche z. Luftreinigung 204
Prunellen ‚ 115
Punsch ‚ 148
Pulitpunsch ebd.

Q.

Quellmalz ‚ 191

R.

Räucherung ‚ 209
— — mit Salzsäure 218
Räucherlampe ‚ 214
Reibung ‚ 86
Reinigung des Kranken 93
Reiten ‚ 184
Reiswasser ‚ 127
Rettung d. Verunglückten 340
durch Kohlendampf 341
in Feuersgefahr 344
in Wassersgefahr 346
von Blitz getroffene 351
Erhenkte, Ablösung derselben 352
Rheinwein ‚ 144

S.

Säge, Motions, 172 — 190
Salbung ‚ 86
Schaukeln ‚ 164
Scheintod, Rettungsverfahren dab. ‚ 385‚ 407
Elektrizität ‚ 399
Galvanismus 400
Lufteinblasen 402
Luftröhrenschnitt 405
Schießpulver ‚ 225
Schlafen in Krankenzimmern, schädlich 34
Schlaflosigkeit ‚ 329
Schwammkissen ‚ 325
Schweben, s. Fußbetten
Schwefel ‚ 225
Schwimmen ‚ 183
Schwindsucht ‚ 186
Senfteige ‚ 75
Speichel, verschluckter 171
Speisung der Kranken 100
Spillinge ‚ 115
Sterbende, Pflege derf. 424
Stuhl, Kranken‚ 195 — 260
von Aranson ‚ 265
— Höfer ‚ 261
— Löscher ‚ 285
— Thaden ‚ 263

von Unzer ‚ 261
für Wahnsinnige 291

T.

Tabacksrauchen ‚ 31
Tanzen ‚ 181
Tassen zum Einnehmen 40
dergl. geschnäuzte 42
Testirung ‚ 414
Thee ‚ 132
Tisch für Kranke 295
Transport der Kranken 356
bei Feuersgefahr 360
Feuerkleid dazu 343
Trockne Bäder 68
Tropfbad ‚ 66

U.

Umschläge ‚ 71
zertheilende und erweichende ‚ 72
kalte ‚ 73
trockene ‚ 75
Ungeziefer, wie es zu vertreiben ‚ 252
Urin ‚ 23

V.

Ventilator, s. Windrad
Vorhänge an Betten 257

W.

Wäsche, Wechsel ders. 96
Wände, feuchte 198
Anlaufen derselben 199
Durchschlagen ders. 201
Waizenbier 136
Wahnsinnige 27
Wanzen zu vertreiben 252
Warmbier ‚ 135
Wasserkloset ‚ 288
Wein 32 — 139
Weintrauben ‚ 116
Wiegen ‚ 162
Windräder ‚ 203
Verhältniß ders. zur Größe des Zimmers 204
Wundliegen ‚ 334

Z.

Zwetschen ‚ 114
Zuckersaft von Aepfeln 112

Verbesserungen.

Seite 57 Zeile 6 lies habituel statt habitant.
— 131 — 10 lies schweizerischen statt schweigerschen.
— 151 — 12 lies Archiater statt Argiater.
— 217 — 3 lies anzurathen statt zu widerrathen.
— 301 — 10 von unten lies gehoben statt geschoben.
— 301 — 3 von unten lies brittische statt britische.

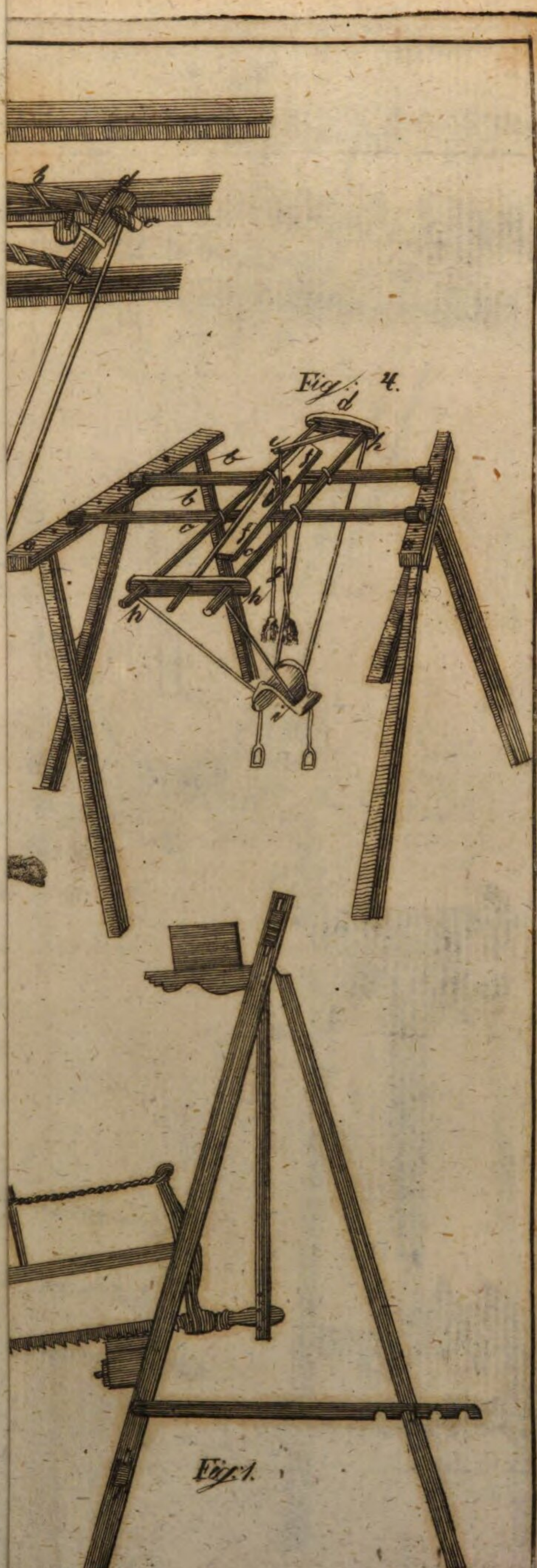
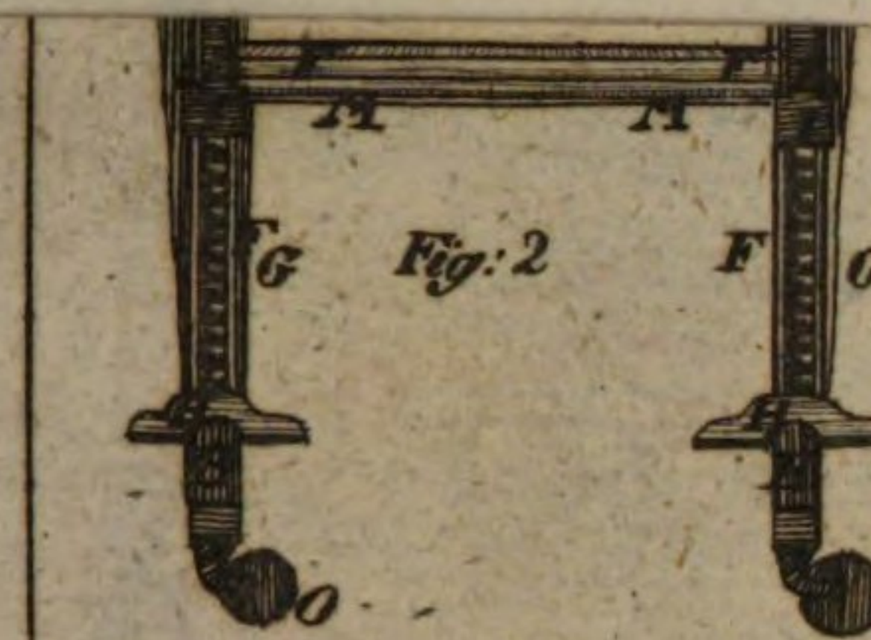
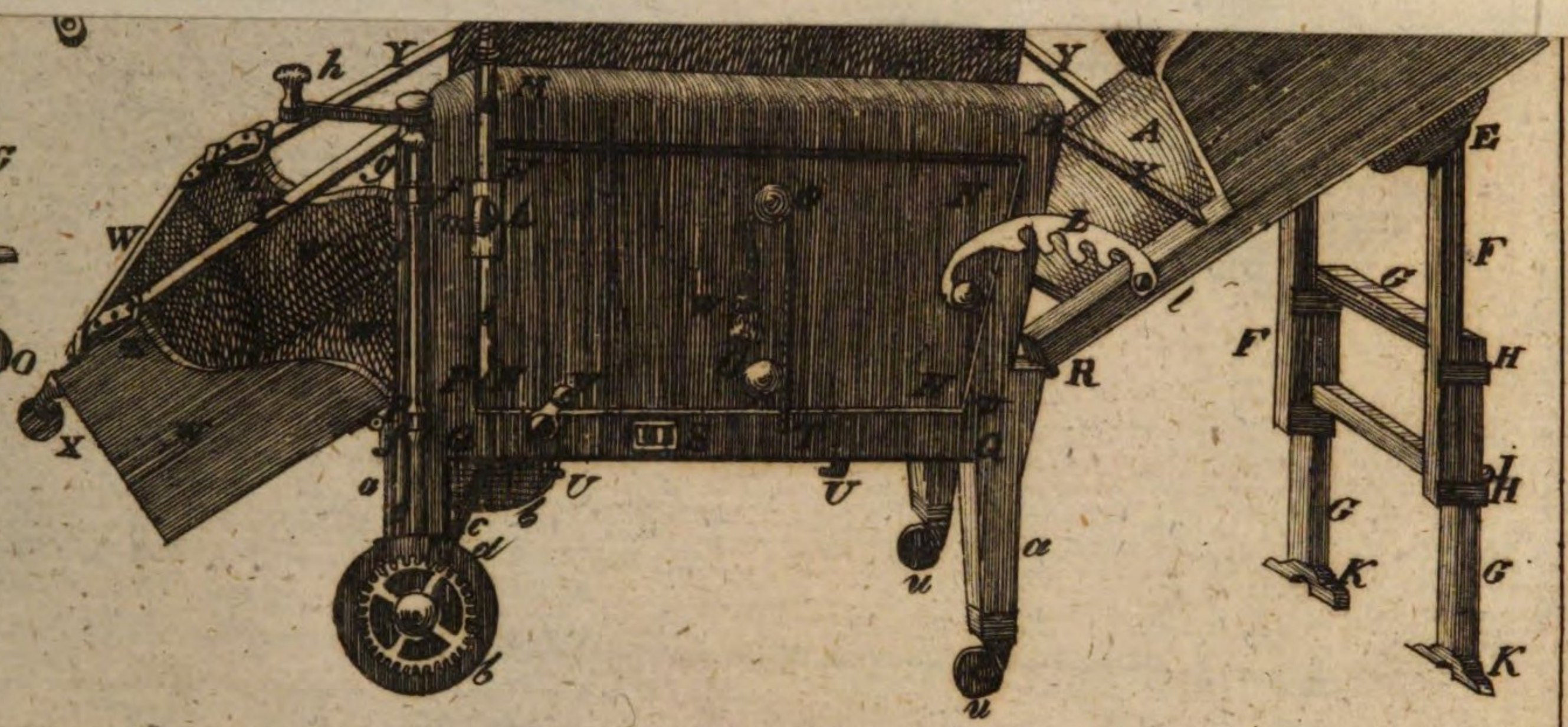
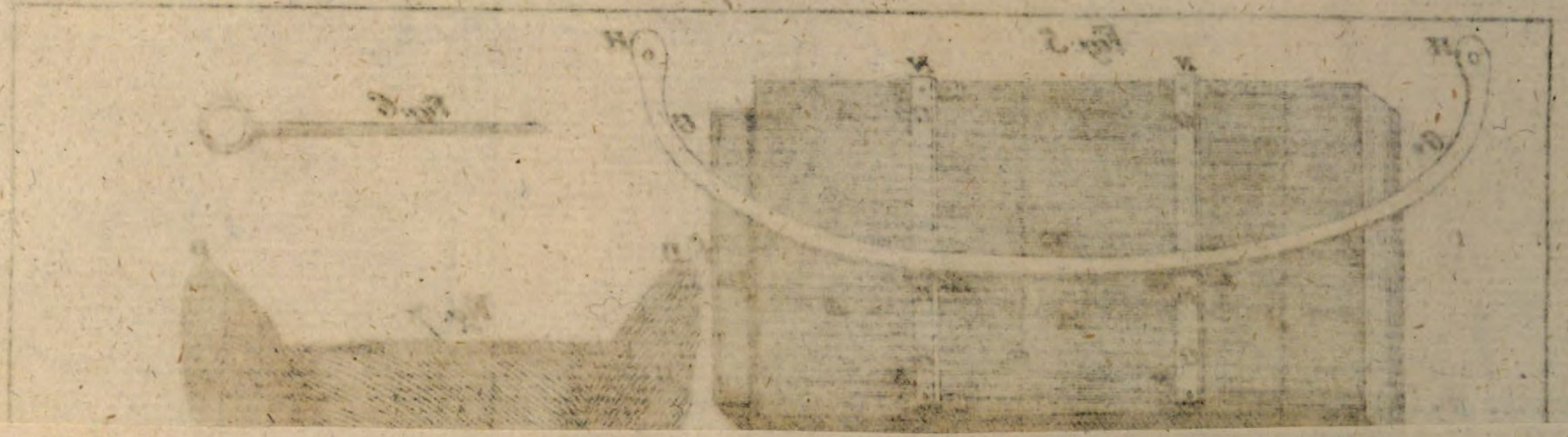


Fig. 4.

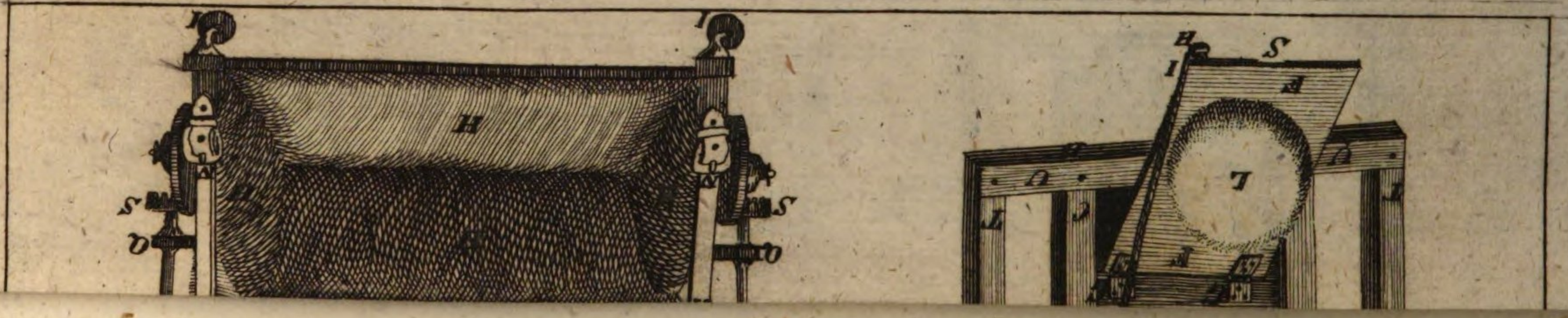
Fig. 1.

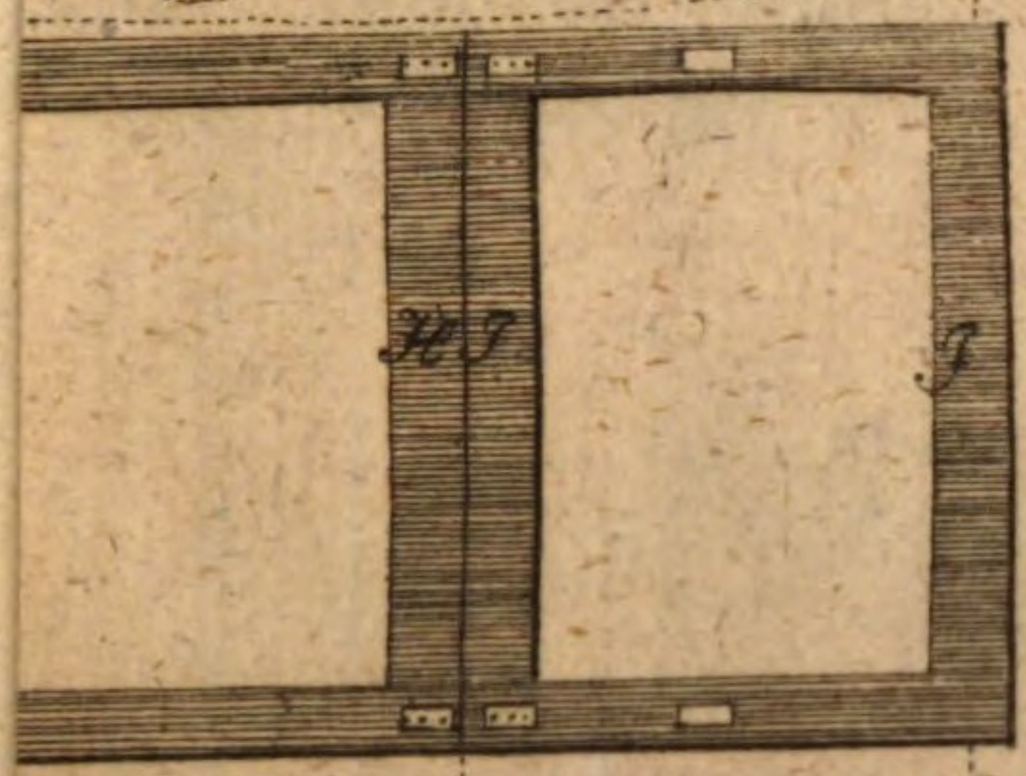

M
M
G
Fig: 2
F
G
O
O


h
Y
Y
A
E
F
G
H
H
G
K
K
F
R
W
X
U
U
u
u
o
b



Bayerische Staatsbibliothek München





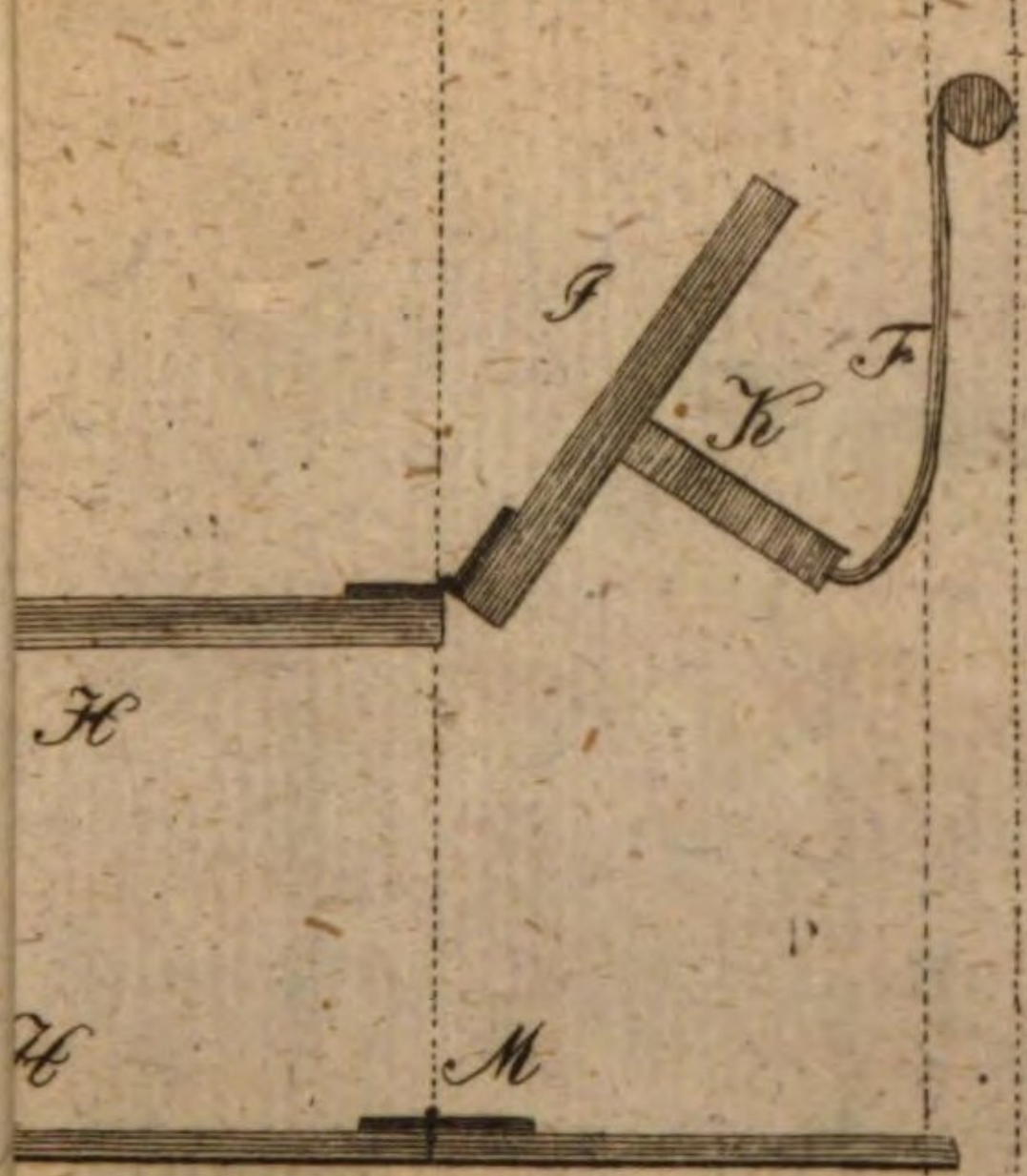
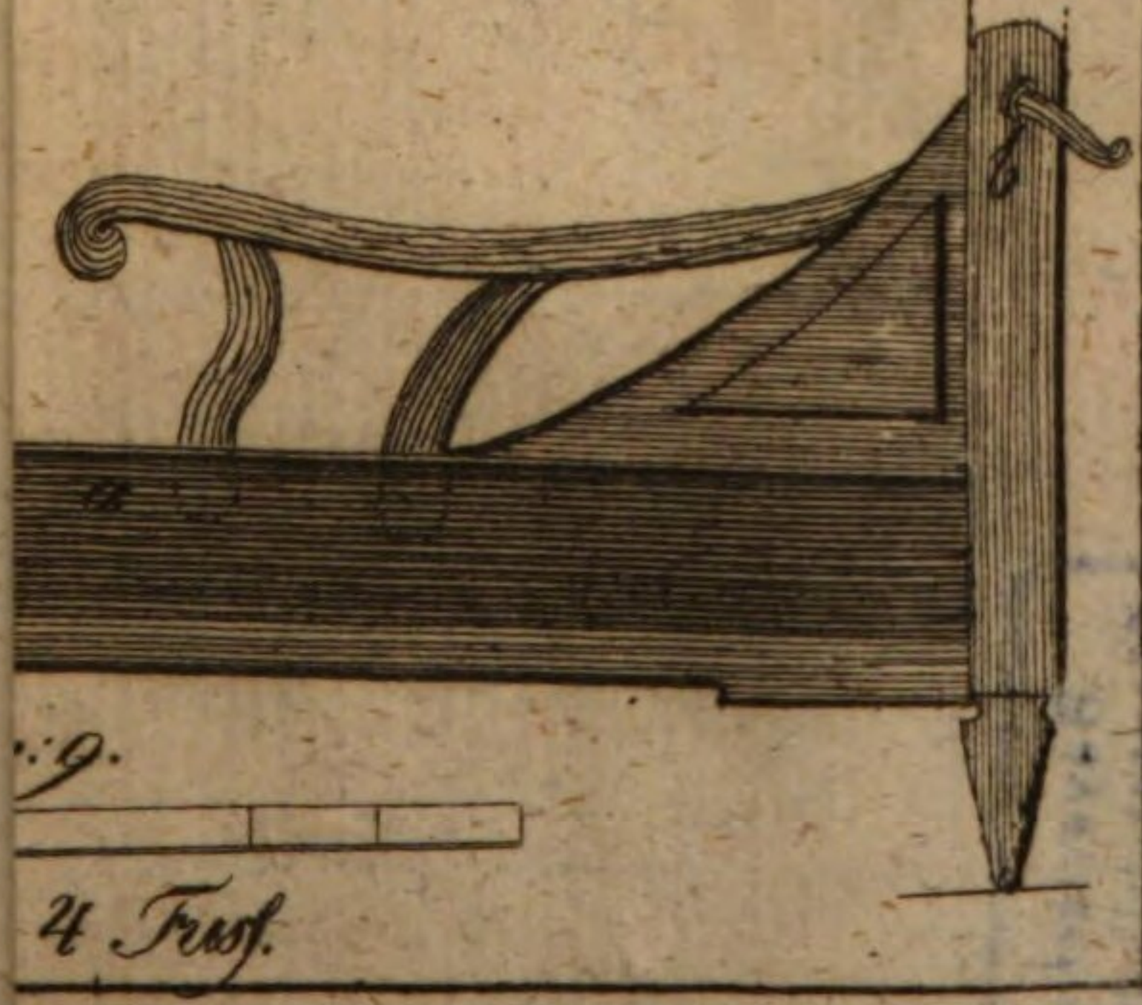


Fig: 16.



:9.

4 Fuss.

Fig: 15

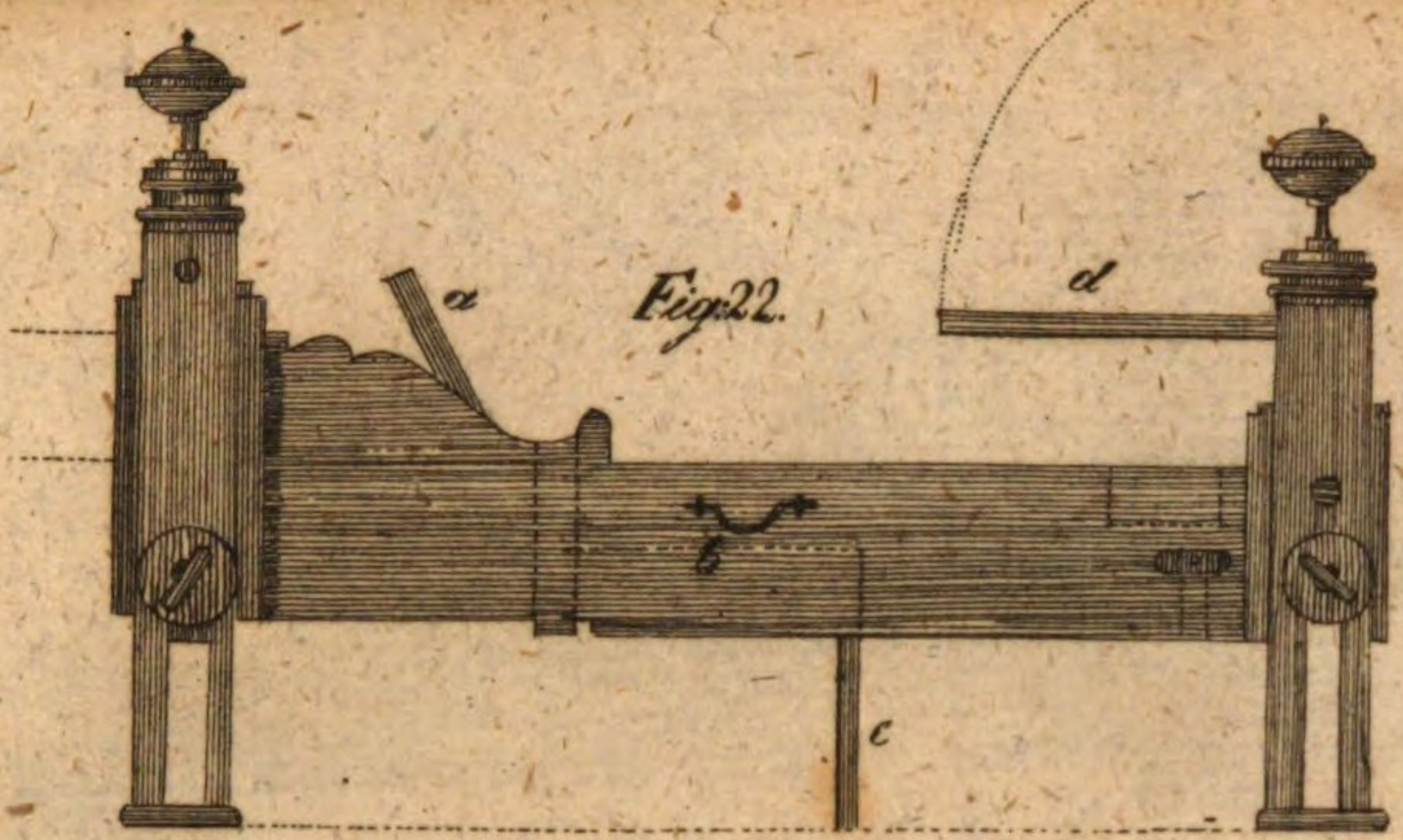


Fig. 22.

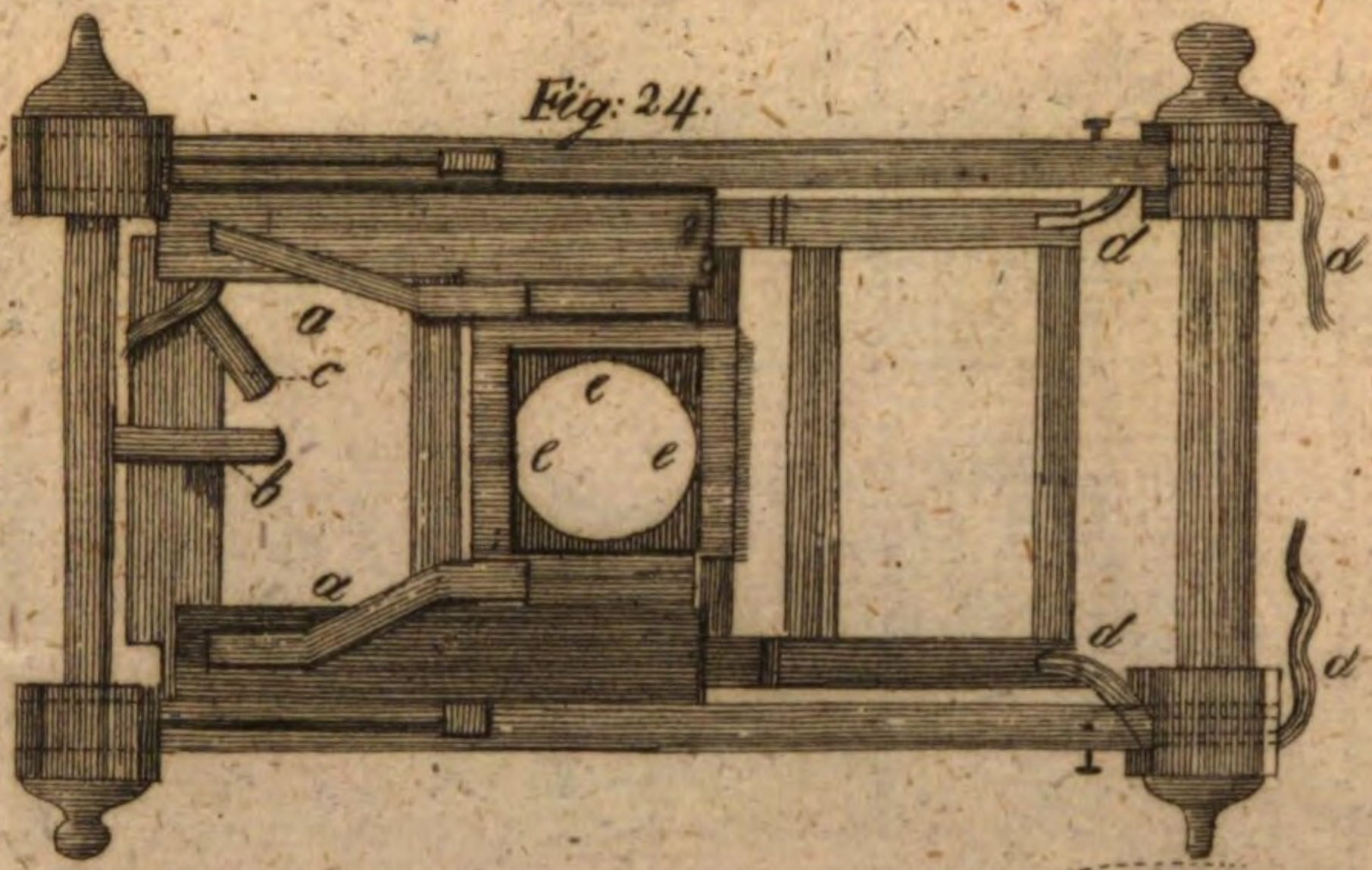


Fig: 24.

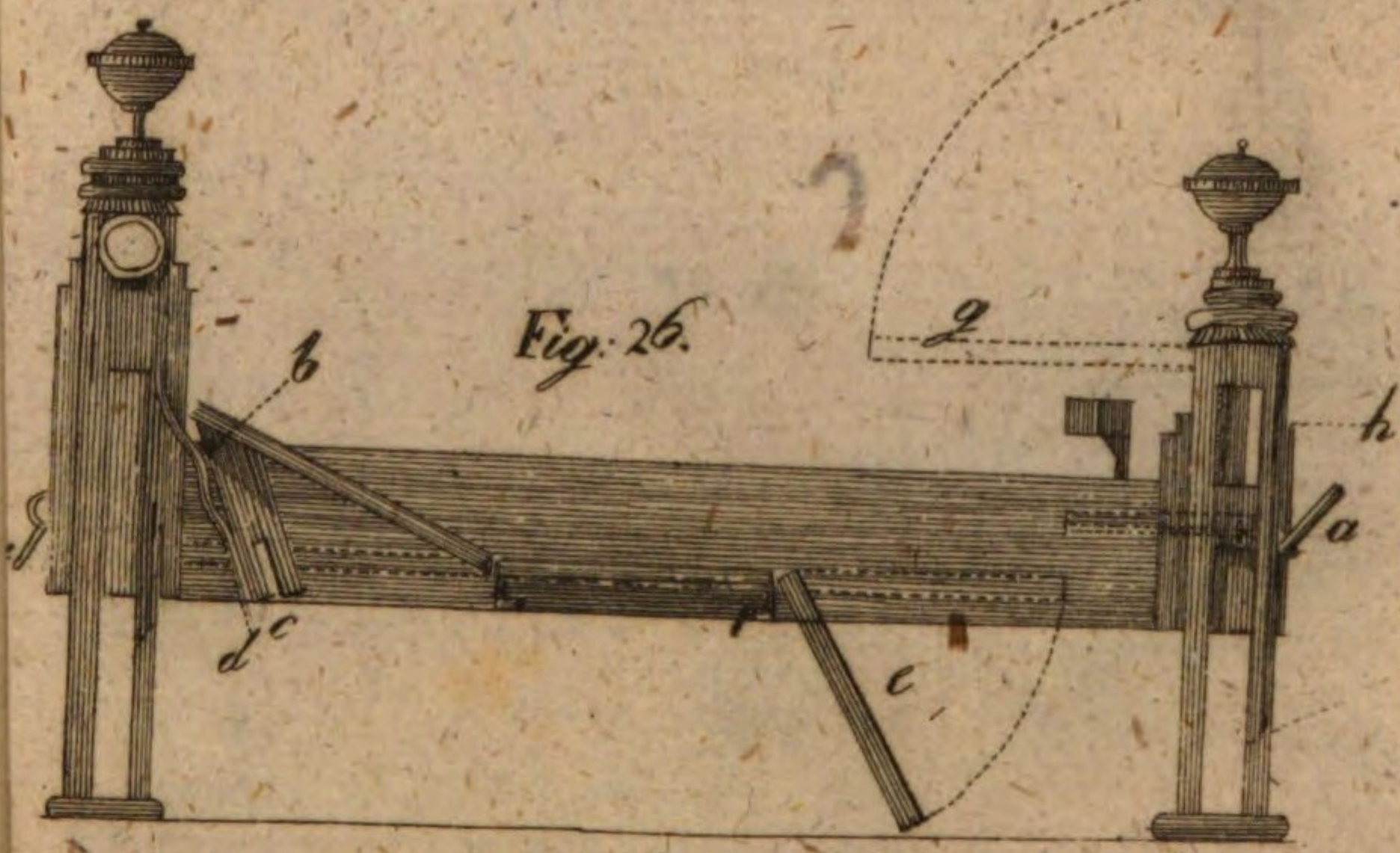


Fig: 26.

Fig: 29.

Fig: 30.

Fig: 31.

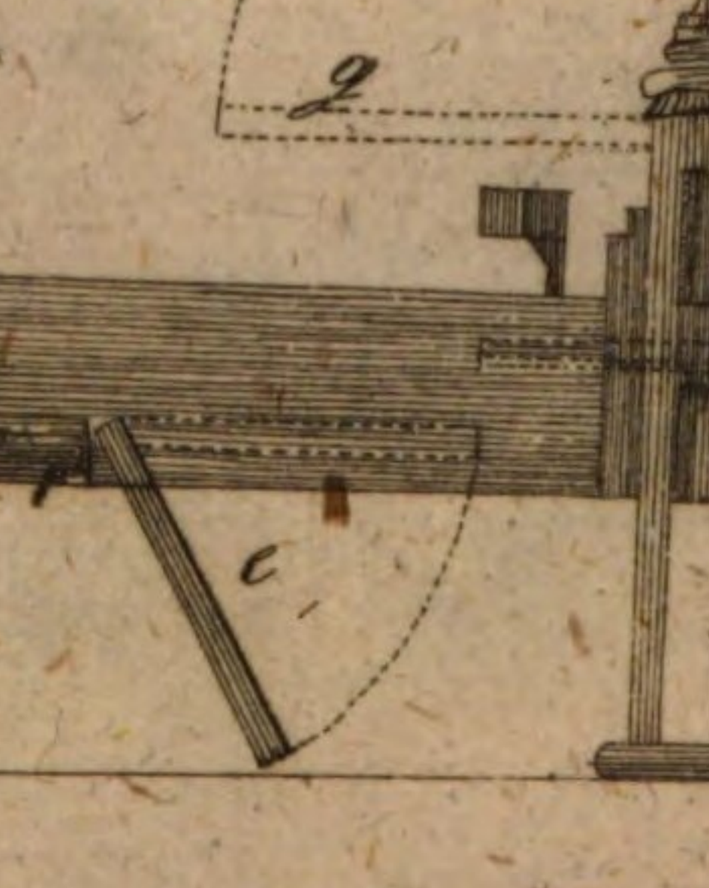
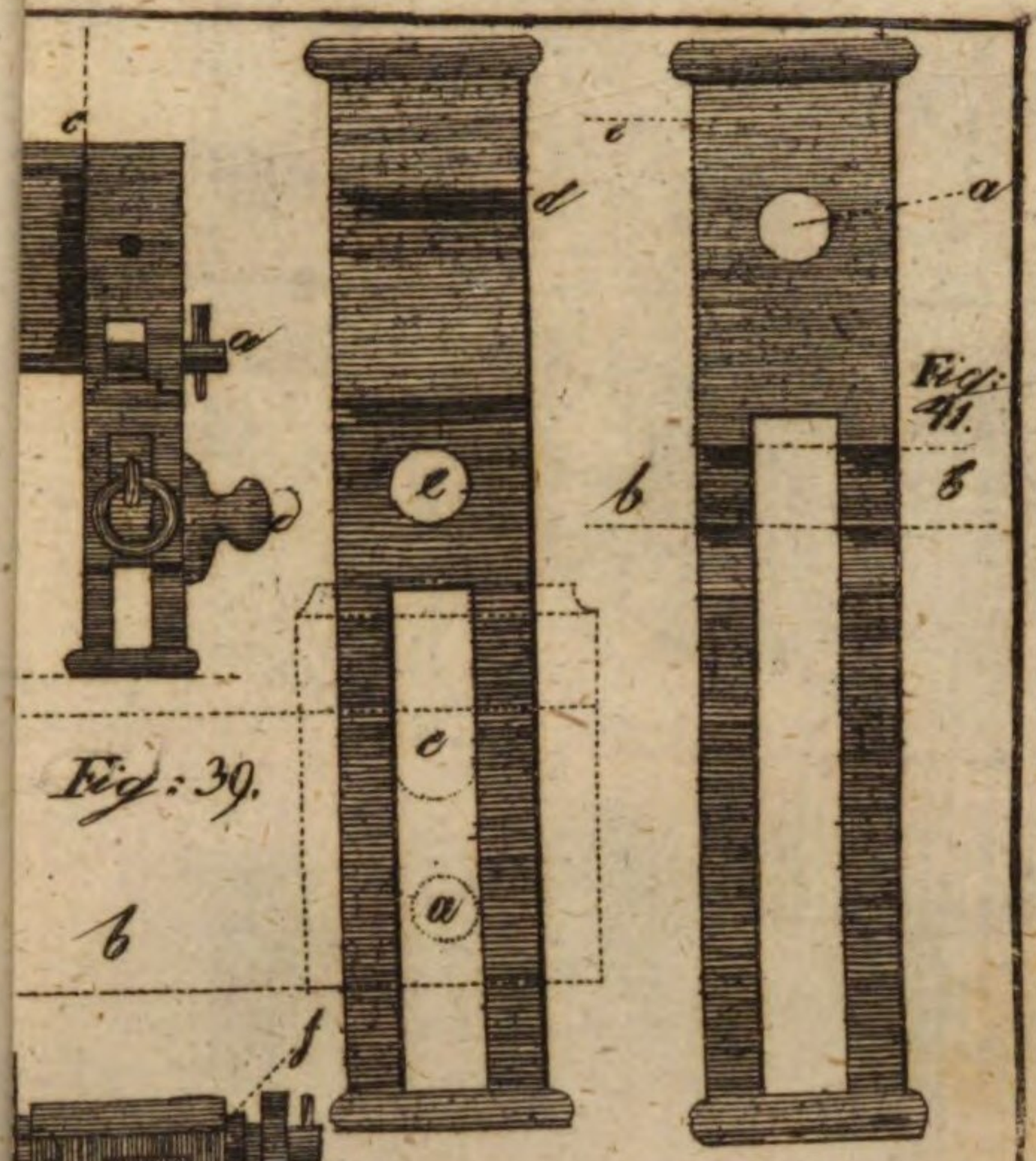


Fig: 28.



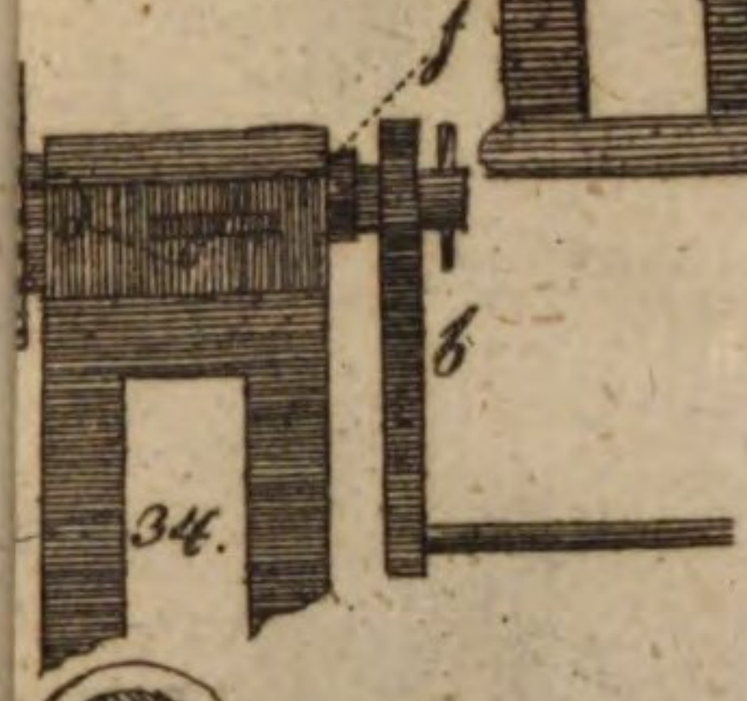
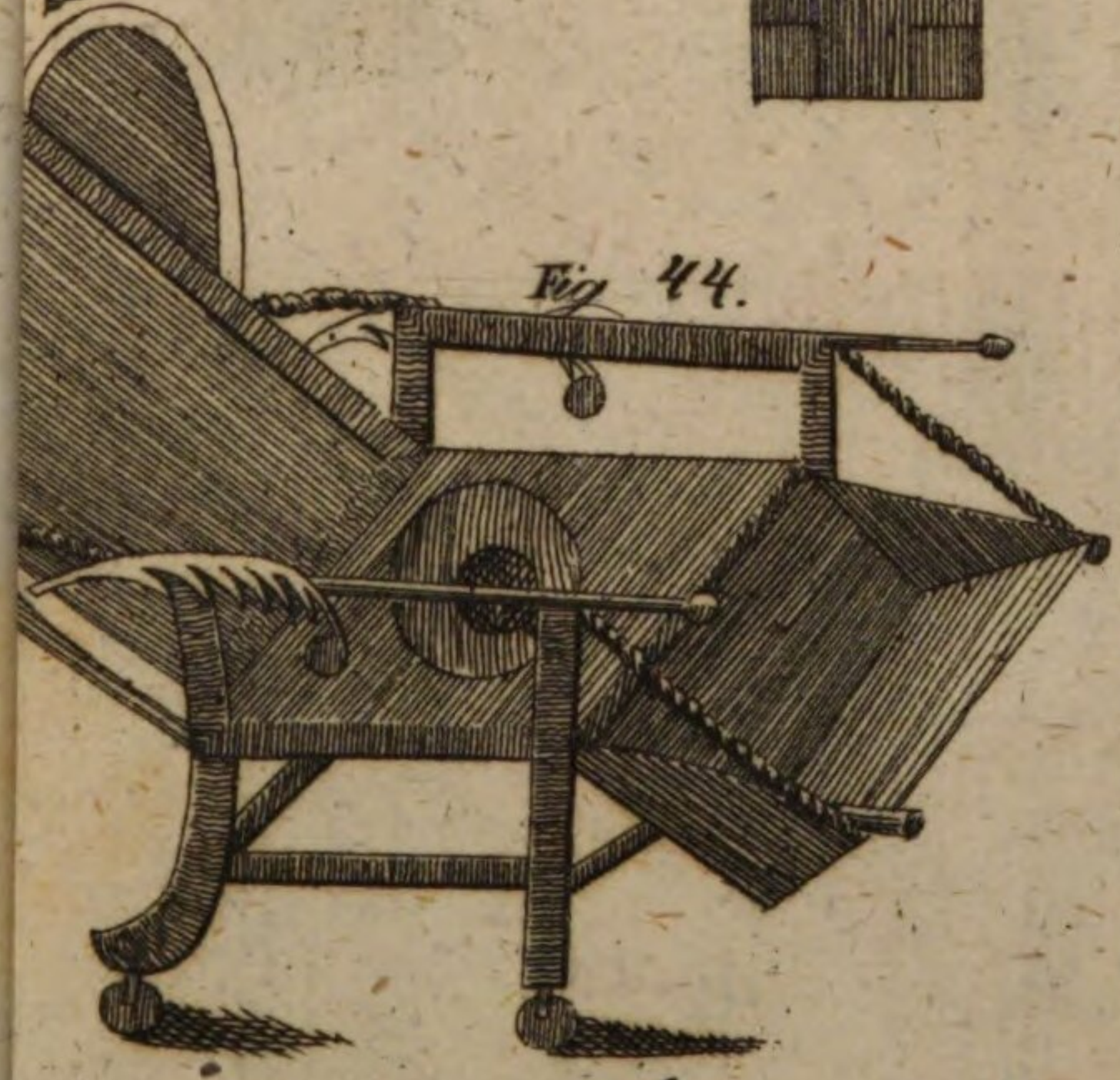


Fig. 42.

Fig. 44.



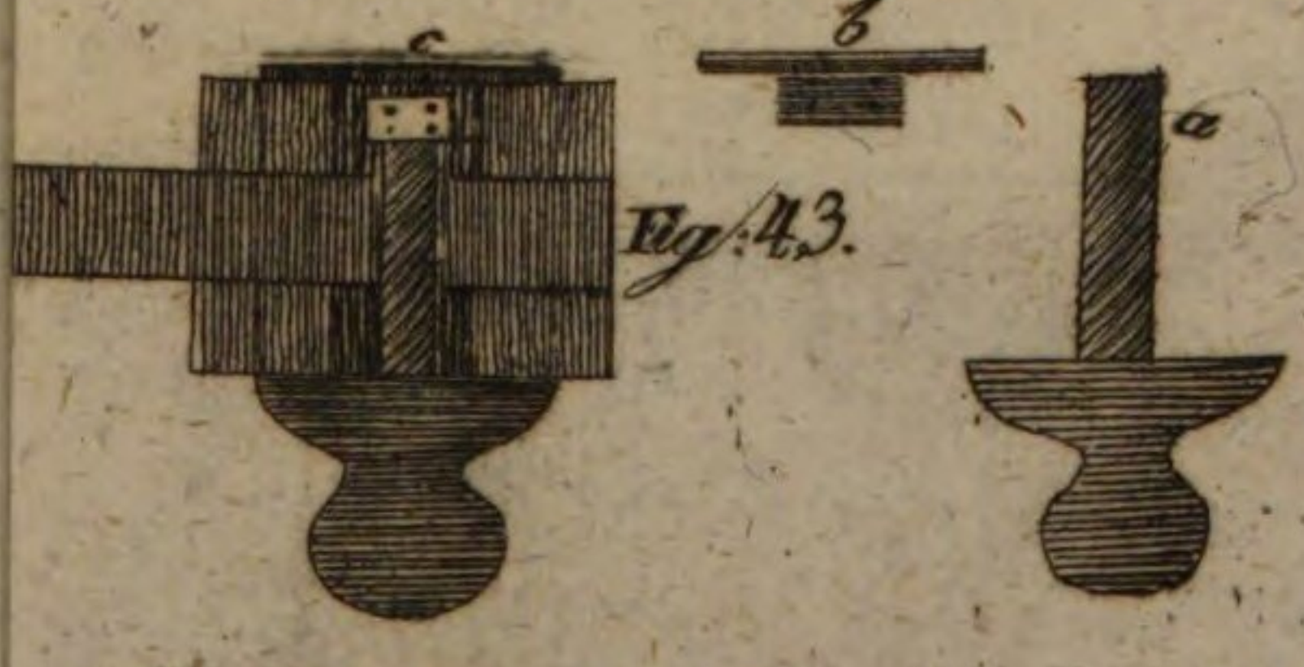


Fig. 43.

Landesmuseum Hannover

Fig. 45.

Fig. 46.

Fig. 50.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krügelstein, Franz Christian Karl,

Handbuch der allgemeinen Krankenpflege

Erfurt 1807
Path. 696
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10473054-5